Class PT2452
R57B7
Book

GIFT OF
ESTATE OF W. R. HESSELBACH

Elisa von der Recke.

Von

Ludwig Brunier.

Motto:

Des Dichters Freundin, Helferin der Armen,
Die edlen Schritts durchmaß des Lebens weite Strecke;
Sie tritt im Bild vor Euch, Elisa von der Recke,
O, übt, wie sie, das schöne Wort: Erbarmen! —

Bremen, 1873.

Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung.
U. L. Fr. Kirchhof 4.

617
1578

Elisa von der Recke.

Von

Ludwig Brunier.

Motto:

Des Dichters Freundin, Helferin der Armen,
Die edlen Schritts durchmaß des Lebens weite Strecke;
Sie tritt im Bild vor Euch, Elisa von der Recke,
O, übt, wie sie, das schöne Wort: Erbarmen! —

Bremen, 1873.

Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung.
U. L. Fr. Kirchhof 4.

PT2452
.R57B7

Druck von Diedr. Soltau in Norden.

Gift of
Estate of W. R. Hesselbach
1920.

Inhalt.

	Seite
Vorrede.	
Elisa's Geburt und Jugendjahre	1
Elisa's Ehe und eheliches Verhältniß	21
Elisa's Prüfungsjahre in Mitau	30
Elisa und Cagliostro	35
Elisa's Genesung vom Mysticismus	40
Elisa's erste Reise in's Ausland und ihr dortiges längeres Verweilen	49
Elisa's mehrjähriger Aufenthalt in Mitau	59
Elisa's zweite Reise in's Ausland	67
Die Reise der beiden kurischen Schwestern nach Karlsbad	73
Die erste Reise der beiden kurischen Schwestern nach Warschau	78
Die Rückkehr Elisa's und Dorothea's nach Kurland	87
Die zweite Reise der beiden kurischen Schwestern nach Warschau	93
Die zweite Reise der beiden kurischen Schwestern nach Karlsbad und sonstige Ausflüge	98
Die dritte Reise der beiden kurischen Schwestern nach Warschau	103
Elisa's erneuerter Aufenthalt im Vaterlande	115
Elisa's längerer und wechselnder Aufenthalt in Deutschland	119
Der Besuch Elisa's bei der Kaiserin Katharina II.	124
Elisa's Walten auf dem Kronsgute Pfalzgrafen	140
Elisa's wechselnder Aufenthalt im Auslande	146
Elisa's Freundschaftsbund mit Tiedge	155
Tiedge als Dichter	164

Seite

Tiedge als Mensch 204
Elisa's italienische Reise 224
Elisa's Bedrängnisse in Halle 237
Friedlichere Tage 250
Elisa in Löbichau 256
Die Krönung eines zweiten Frauenlob in Löbichau 261
Die Apotheose Jean Paul's in Löbichau 266
Geistvolles Leben in Löbichau 272
Das Hinscheiden Dorothea's 280
Elisa's Verhältniß zu Tiedge 305
Elisa's letzte Lebensjahre 317

Vorrede.

Das Lebensbild der edlen kurischen Freifrau, die selbst Dichterin und Freundin eines Dichters war, ist in mannigfacher Beziehung lehrreich. Vor allem darin, daß Elisa von der Recke schönes Menschenthum ausprägte, ohne sich durch kleinliche Satzungen einengen zu lassen. Hierin unterscheidet sie sich bedeutend von der sonst so verehrungswürdigen kurischen Frauenwelt, der sie ja entstammte, und von der sie viele Vorzüge in sich vereinigte. Aber sie ging über dieselben hinaus. Denn die kurischen Frauen verharren ängstlich in den durch die Sitte gezogenen Schranken, und wenn sie die Pflichten einer Gattin und Mutter musterhaft erfüllen, so würden sie doch nimmer wagen, trotz ihrer Begeisterung für Kunst und Poesie, einem Musenliebling das Dasein zu schmücken, ohne mit ihm durch das Band der Ehe verknüpft zu sein. Die Mehrzahl der kurischen Frauen, ja, des gesammten weiblichen Elements in den baltischen Landen, würde nicht den Muth besitzen, für das Zusammenleben mit einem Dichter und Künstler keine andere Berechtigung aufzuweisen, als das schöne und heilige Gefühl einer bis zum Tode getreuen Freundschaft. Daß Elisa von der Recke dies that, ist

ein Zug von Genialität, der sie über die kurische Frauenwelt hinaushebt und sie jener anziehenden Gruppe von Heldinnen zugesellt, die, den Vorurtheilen der Welt trotzend, Denjenigen das Leben verschönten, die aus ihrem zeitweiligen Verkehre mit den Gestalten des Olympus die Kraft heimtrugen, Licht und Anmuth über das Erdendasein zu verbreiten.

Wenn außer der schönen Julie Récamier, der Freundin Chateaubriand's es meist adelige Frauen waren, die Dichtern und Künstlern das düstre Dasein verklärten, so kann hieraus den weiblichen Mitgliedern des Bürgerstandes kein Vorwurf gemacht werden. Einmal gehört zur Begeisterung für Kunst und Poesie das Hinausgehobensein über den engen Druck kleinlicher Verhältnisse, und hierzu ist die Geburt in Schlössern und Palästen viel geeigneter, als in Bürgerhäusern. Dann ist aber auch Selbstgefühl, das vornehme Geburt verleiht, unerläßlich, um einer schwachen Frau den starken Muth einzuflößen, vermöge dessen sie der meist noch allmächtigen Meinung der Welt trotzt und in inniger, trauter Weise mit einem Manne ohne die durch die Kirche gewährte Heiligung dieses Verhältnisses verkehrt. Der alte Satz, daß, wenn zwei dasselbe thun, dies dennoch etwas sehr verschiedenes sei, hat eine unumstößliche Wahrheit. Wenn die Fürstin Galizin ihre Freunde Hamann und Hemsterhuis, obgleich sie mit ihrem Gatten nicht zusammenlebte, als Gäste bei sich beherbergte, so deckte ihr hoher Rang diese Abweichung von der überkommenen Sitte. Und wenn Hamann und Hemsterhuis während ihres Verweilens bei der Fürstin von schwerer Krankheit heimgesucht wurden, und diese ihnen jene zärtliche Pflege zu Theil werden ließ, wie sie sonst nur die Gattin dem Gatten zu erweisen pflegt, so rechnete man dies der hohen Frau zum Verdienste an, während ein ähnliches Betragen

von Seiten eines weiblichen Wesens aus dem Bürgerstande wahrscheinlich der härtesten Verdammung begegnet wäre. Um noch einige andere Beispiele aus hoher Frauensphäre anzuführen, so lebte ja auch die Gräfin Ahlefeldt mit Immermann zusammen, ohne daß sie es für nöthig hielt, in das, von ihm häufiger angeregte, eheliche Verhältniß einzutreten. Ebenso trotzte die Fürstin Wittgenstein dem Vorurtheile der Welt und wohnte jahrelang mit Liszt in demselben Landhause, um den feinen und geistvollen Mann den Aether einer höhern Welt verbreitend. Dank, innigen Dank diesen Priesterinnen des Schönen und Hohen, die stets das Vestafeuer echter Begeisterung nährten, und die, um den Genius zu erwärmen, wenn ihn die Welt erkältet und verstimmt hatte, kein Bedenken trugen, das dem Weibe Theuerste, ihren guten Ruf, als Opfer darzubringen, und die nichts dafür begehrten, als einen Liebesblick in dem Auge ihres Halbgottes.

Unter den edlen Frauen nun, die für Kunst und Poesie erglühten, und die auf dem Altare der Schönheit ein stetes Rauchopfer unterhielten, nimmt Elisa von der Recke einen der vornehmsten Plätze ein. Doch hegte sie nicht blos Begeisterung für das Schöne und Hohe, sondern sie besaß auch ein theilnehmendes Herz für jeden Mitmenschen, der in dem Kampfe um das Dasein Trost und Hülfe bedurfte. Niemals versagte sie sich dem Elende, und sie war eine Samariterin bis an die Schwelle des Todes, ja, noch über den Tod hinaus. Denn sie bemühte sich, durch die Art ihrer Bestattung die Armen und Gedrückten von einer verkehrten Sorge zu befreien.

Eberhard, der wegen seiner Freundschaft mit Tiedge auch zu Elisa in ein engeres Verhältniß trat, urtheilt über sie:

„Frau von der Recke gehörte, nach meiner Ueberzeugung, zu den edelsten Erscheinungen in der weiblichen Welt, und ich würde Den für verwahrlost an Geist und Herzen gehalten haben, der sie gekannt, und nicht dieser Ansicht gewesen wäre."

Gegen diesen Ausspruch hat sich keine einzige Stimme erhoben, sondern Alle, die das Glück hatten, der edlen kurischen Freifrau näher zu treten, weihten ihr aufrichtige Liebe und Verehrung. Die nachfolgende Lebensbeschreibung wird hoffentlich darthun, wie sehr Elisa die Gefühle verdiente. Uns aber, die dem Stamme der Germanen angehören — diesem Stamme, der so labende Früchte zeitigt am Baume der Menschheit — uns wollen wir Glück wünschen, daß Deutschland nicht arm ist an Frauen, die, gleich Elisa, klaren Verstand mit warmem Herzen verbinden, und die über das oft rauhe Erdendasein den milden Glanz des Himmels ausgießen. Und wenn wir der deutschen Frauenwelt danken, so halten wir nicht inne mit unsrer Huldigung an den Ufern des Memelstromes, sondern blicken hinüber bis zur Dwina, und weiter hinauf bis zur Newa. Denn nicht blos in der eigentlichen Heimath Elisa's, sondern auch in Liv- und Esthland, sowie in dem kaiserlichen St. Petersburg, walten deutsche Frauen mit hellem Geiste und warmem Herzen, die wahr machen das zum Ruhme deutscher Frauen gesprochene Wort Walther's von der Vogelweide.

Im Januar 1873.

Ludwig Brunier.

Elisa's Geburt und Jugendjahre.

Unter den adeligen Familien Kurland's ist die gräflich Medem'sche eine der ältesten und angesehensten. Der kurische Adel weist nicht zahlreiche gräfliche Familien auf, und unter diesen sind nur die Medem's, Keyserling's und Pahle's in einer Weise bekannt geworden, daß ihr Ruf die Grenzen ihrer engern Heimath überschritt. Wenn die Medem's durch die Vermählung einer Tochter dieses Hauses mit dem Herzoge Peter von Kurland in den Augen der großen Menge einen erhöhten Rang erhielten, so war dies doch durchaus nicht der Fall in der Auffassung des kurischen Adels. Der Herzog Peter von Kurland war nämlich ein Biron, und als solcher in den Augen des kurischen Adels nicht gerade vornehm. Denn die Biron'sche Familie wurzelte nicht in der Geschichte des Landes und zählte demnach keine Heermeister unter ihren Ahnen, was in den Augen des kurischen Adels besonders schwerwiegend war für Rang und Ansehn. Wenn der Adel in der sich immer demokratischer gestaltenden Neuzeit kaum noch einen Platz findet, so ist es ganz richtig, seine Vornehmheit danach zu bemessen, mit welchem Gewichte er in die Wagschale fiel, als die Aristokratie einen mitbestimmenden Factor des Staatslebens bildete. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, gewannen die Medem's durch ihre verwandt-

schaftliche Verbindung mit der herzoglichen Familie Kurland's in den Augen der puritanischen Aristokraten nicht das Geringste. Uebrigens bedurften die Medem's einer gesteigerten Stellung durchaus nicht, da sie von jeher für die vornehmste Familie des Landes galten und noch heute dafür gelten. Denn, als dem Kaiser Alexander II. im Sommer 1856 bei seinem Besuche in Mitau von dem kurischen Adel im Ritterhause ein glänzendes Fest veranstaltet ward, und es sich darum handelte, den Zaren, der in der Vorhalle des Palastes von einer Deputation der vornehmsten Ritter begrüßt wurde, an der obersten Stufe der großen Freitreppe im Namen der im Saale versammelten Edelfrauen willkommen zu heißen, da war es eine Gräfin Medem, der dies Amt zufiel.

Am 20. Mai 1754 ward nun dem Reichsgrafen Johann Friedrich von Medem eine Tochter geboren, die in der Taufe die Vornamen Elisabeth Charlotte Constanze empfing, und die später als Elisa von der Recke durch ausgezeichnete Geistes- und Herzenseigenschaften zu einer berühmten und verehrten Persönlichkeit wurde, den besten deutschen Frauen berechtigt an die Seite tretend.

Elisa ward auf dem Gute Schönburg geboren, das ihrer Großmutter, einer Starostin von Korff, gehörte. Ihre Geburt auf dem großmütterlichen Gute war vorbedeutend für sie, indem sie dort eine lange Zeit verleben sollte. Denn leider starb ihre Mutter, von der sich viele Tugenden auf ihre Tochter vererbten, als sie noch nicht das zweite Lebensjahr erreicht hatte. In diesem äußern Lebensumstande ist eine Uebereinstimmung mit der Herzogin Helene von Orleans, der Elisa ja auch gleicht in Bezug auf das reinste und edelste Innere. Daß sie der großmüttterlichen Obhut anvertraut wurde, dies war ein Aehnlichkeitspunkt mit der spätern Königin Louise

von Preußen. Doch hatte die kurische Gräfin nicht das Glück, wie die mecklenburgische Prinzessin, daß ihre Großmutter dem schweren Erziehungsfache gewachsen gewesen wäre. Die Staroſtin von Korff nämlich, obgleich sie mit vielem Verstande begabt und im Ganzen eine Frau von gutem Herzen war, hatte doch nicht jene Milde im Charakter, wie sie für die zartbesaitete Elisa nöthig gewesen wäre, wenn diese sich frisch und fröhlich hätte entfalten sollen. Wir haben, wenn wir mit Unwillen vernehmen, wie die liebliche und so gutgeartete Elisa oft rauh gezüchtigt wurde, zu bedenken, daß die zarte Gräfin ungefähr um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts geboren ward, wo meist noch sehr rauhe Erziehungsgrundsätze eine unbestrittene Geltung genossen. Erinnerte sich doch die geistreiche Markgräfin von Baireuth, die Lieblingsschwester Friedrichs des Großen, aus ihrer Kindheit, daß sie einstmals von ihrem gestrengen königlichen Vater eine so kräftige Ohrfeige empfing, daß sie ohnmächtig vom Stuhle fiel. Ward doch auch der berühmte Schauspieler Schröder als Knabe und noch als Jüngling von seinem Stiefvater Ackermann, einem zwar jähzornigen, aber sonst sehr gutmüthigen Manne, nach unsern heutigen mildern Begriffen auf das Grausamste abgestraft.

Von der rauhen Art, mit der gegen Elisa verfahren ward, wollen wir nur ein Beispiel anführen. Das zarte Kind, dessen reizbare Nerven jede äußere Einwirkung bis in's innerste Seelenleben hineintrugen, konnte keine Trompete hören, ohne bei ihrem Schall in Thränen auszubrechen. Diese Aeußerung einer zarten Organisation ward für kindische Albernheit angesehen und demnach mit Ruthenstreichen bestraft. Gleiche Züchtigungen fanden bei ähnlichen unschuldigen Veranlassungen statt, so daß man sich nicht wundern darf, wenn Elisa eingeschüchtert ward und zu ihrer Großmutter nicht mit kind-

lichem Vertrauen emporzublicken vermochte. Was die strenge, wenngleich von den besten Absichten geleitete Großmutter verfehlte, sollte eine Leibeigene, also ein Sprößling des niedersten Standes, oder vielmehr ein Geschöpf von gar keinem Stande, durch Milde und reinste Seelengüte wieder gut machen. Diese Leibeigene, die den sonst düstern Kinderhorizont Elisa's verschönte, hatte schon der Mutter des Kindes, dessen Bedienung ihr oblag, nahe gestanden, indem sie unter deren liebevollen Leitung im Innern des Hauses gewaltet und durch die geschickte und stets willige Ausrichtung des ihr Aufgetragenen das Herz ihrer milden Herrin gewonnen hatte. Alles Gute nun, was von der Mutter Elisa's der Leibeigenen erwiesen worden, vergalt das dankbare Geschöpf dem Kinde ihrer Wohlthäterin durch unabläßige Sorgfalt, und wenn das strenge Gesicht der Staroſtin die zarte, kleine Enkelin zurückschreckte, so flüchtete diese in die ihr liebevoll geöffneten Arme der treuen Leibeigenen. Die gute und fromme Lettin, bei der die durch ihre strenge Großmutter eingeschüchterte Elisa alle ihre Befangenheit vergaß und sich kindlichem Frohsinn überließ, die dem Andenken ihrer gütigen Herrin einen rührenden Cultus wahrende Dienerin erzählte der andächtig zuhörenden Elisa von den vielen Tugenden ihrer zu früh verstorbenen Mutter. Oft trat sie, ihre kleine Pflegebefohlene auf dem Arme tragend, vor das an der Wand hängende Bild der verblichenen Gräfin, und, indem sie auf die milden Züge derselben hinwies, sagte sie zu dem sanften Kinde, daß der Geist ihrer Mutter sie immerdar umschwebe und dort oben, an dem Throne Gottes, freudig berichte, wenn ihr Töchterlein auf Erden gut und brav gewesen. Durch diesen steten Hinweis auf den, wenn auch unsichtbaren, doch ununterbrochenen Verkehr seliger Geister mit ihren diesseitigen

Lieben ward in Elisa's Brust der erste Keim zu ihrem spätern Mysticismus gesenkt. Aber zu gleicher Zeit trug sie aus dem innigen Anschmiegen an die treue Brust der seelisch so fein ausgebildeten Lettin in ihr künftiges Leben die Freiheit von jedem Adelsstolze mit hinüber. Was die Dankbarkeit des Kindes nur ahnte, machten Nachdenken und Lebenserfahrung der Jungfrau und Frau deutlich, nämlich, daß die Abtrennung im Staate und in der Gesellschaft nur Menschensatzung sei, und daß Gott in seiner Schöpfung keinen Kasten-Unterschied gewollt habe, indem er Genie und Schönheit, diese beiden sichtbarsten Abzeichen eines höheren Ursprungs, oft den sogenannten bessern Ständen versage, um sie aus der Hütte der Niedersten glänzend hervorgehen und über die Welt hin leuchten zu lassen. Also die liebevolle, völlige menschliche Gleichheit, sobald Geist und Gemüth übereinstimmen, anerkennende Auffassung stammt bei Elisa aus dem innigen Verkehre ihrer Kinderjahre mit der guten Leibeigenen.

In dem ersten Unterrichte Elisa's ward vorzüglich das Französische berücksichtigt, eine neue Aehnlichkeit mit den Jugendjahren der Königin Louise von Preußen. Den Personen, welche mit dem wissenschaftlichen Unterrichte Elisa's betraut waren, fehlte der pädagogische Takt, so daß sie das zarte Kind, das, wäre es richtig behandelt worden, sich sicher auf's Günstigste entwickelt hätte, in sich zurückdrängten und die durch die Großmutter bewirkte Einschüchterung noch bedeutend steigerten. Weil sie nun dem Kinde nichts beizubringen verstanden, so mußten die schwachen geistigen Anlagen Elisa's die Schuld tragen, und so galt sie, die später eine der begabtesten deutschen Frauen werden sollte, in ihrer Kindheit für höchst einfältig. Sie hatte hierin gleiches Schicksal mit ihrem spätern Freunde, dem Dichter Bürger. Wurden

nun Elisa's geistige Fähigkeiten gänzlich in Abrede gestellt, so entfaltete sich ihre Schönheit doch zu sichtbar, als daß auch diese hätte abgeleugnet werden können. Da nun die Großmutter sich auf eine eigentliche Prüfung der Anlagen ihrer Enkelin nicht einließ, dies auch wenig genützt haben würde, indem die Eingeschüchterte sich jedenfalls in einem für sie ungünstigen Lichte gezeigt hätte, so hielt sie es für ihre Pflicht, den von der Natur an Elisa so verschwenderisch verliehenen Schatz der Schönheit mit Argusaugen zu hüten. Vor allem war die Großmutter beflissen, die zarte Gesichtsfarbe ihrer Enkelin gegen die rauhe Luft des nordischen Landes zu schützen. Wenn Elisa demnach von dem einen Gute der Großmutter nach dem andern reiste, so bedeckte selbst im Sommer und bei milder Luft ein Schleier das holde Kindergesicht. Sie sah deshalb die Natur, die sie später leidenschaftlich lieben lernte, nur in gebrochenem Lichte, und so gereichte selbst ihre Schönheit der armen Elisa zum Fluche, indem sie ihr nicht gestattete, mit Wald und Quell, mit Wiesen und Blumen innig vertraut zu werden und dort jene stillen Seelenfreuden zu suchen, die ihr im Hause ihrer Großmutter versagt waren. Es muß deshalb als ein Glück angesehen werden, daß der Vater Elisa's zu einer dritten Ehe schritt und eine, wenn auch für weltlichen Glanz sehr eingenommene, aber sonst doch in vieler Hinsicht sehr schätzbare und namentlich verhältnißmäßig sehr unterrichtete Gattin in sein verödetes Haus einführte. Jetzt ward Elisa, nachdem die neue Gräfin Medem sich während eines halben Jahres in die ihr fremden Verhältnisse eingelebt hatte, von dem Vater zurückgerufen, und sie kehrte, wie es nicht weiter gesagt zu werden braucht, beglückt in ein Haus zurück, wo sie von dem Geiste ihrer verstorbenen Mutter noch näher umschwebt zu sein hoffte. Natürlich wich die große Schüchtern-

heit, die Elisa aus dem Hause der strengen Großmutter mit fortgenommen hatte, nicht sofort, obgleich man ihr von allen Seiten mit einer Liebe entgegenkam, die ihr bis dahin nur von ihrer treuen lettischen Dienerin war erwiesen worden. Die Stiefmutter zeigte sich gegen die schöne, aber etwas ernste und verlegene Elisa, die es indeß an ehrerbietiger Kindesliebe nicht fehlen ließ, überaus herzlich und zärtlich. Doch gelang es ihr nicht, mit der älteren Tochter so schnell in ein innig-vertrauliches Verhältniß zu kommen, wie mit der jüngern, Dorothea, die, überhaupt von leichterm Sinn, als ihre Schwester Elisa, sich der neuen Mutter, die so liebevoll gegen sie war, eng anschmiegte. Aber zwischen Elisa und Dorothea, diesen beiden holden, körperlich und geistig hochbegabten Schwestern, entwickelte sich bald das trauteste Verhältniß. Bei der stets frohen, unablässig plaudernden, kleine Schelmereien durch die zärtlichsten Liebkosungen wieder gutmachenden Dorothea, die sie aus dem Hause ihrer Großmutter mit fortgenommen hatte. Daß sie es nie bis zur Ausgelassenheit Dorothea's brachte, das verhinderte wohl einmal ihre ernstere Gemüthsanlage, und dann waren es die trüben Eindrücke ihrer Kindheit, die bei ihrer feinen Organisation noch lange nachzitterten.

Die Stiefmutter Elisa's bekümmerte sich natürlich, nachdem sie die so lange getrennten Schwestern während der ersten Tage einem fröhlichen Beisammensein überlassen hatte, um den geistigen Zustand ihrer älteren Tochter. Sie ging mit nicht geringem Zagen an ihre Aufgabe, da sie nach den Schilderungen aus dem großmütterlichen Hause glauben mußte, mit einer geistig sehr karg Ausgestatteten zu thun zu haben. Sie war nun auf das Angenehmste überrascht, daß die ihr gewordenen Mittheilungen sich als völlig unwahr heraus-

stellten; denn sie erkannte, daß die Natur gegen Elisa auch auf geistigem und seelischem Gebiete sehr gütig verfahren sei, daß aber ihr Unterricht entweder gänzlich falsch geleitet, oder überhaupt verwahrlost worden. Die Mutter übernahm selbst den Unterricht Elisa's und hatte die Genugthuung, sie unter ihrer geschickten Leitung die erfreulichsten Fortschritte machen zu sehen. Elisa dankte der mütterlichen Freundin für die ihr gespendeten geistigen Schätze, die ihr bis dahin gänzlich vorenthalten worden, durch die zärtlichsten Aufmerksamkeiten. Auch hatte sie bald Gelegenheit, von ihrer glühenden Dankbarkeit eine Probe ablegen zu können. Die Gräfin Medem litt nämlich an Engbrüstigkeit, so daß sie halbe Nächte hindurch in ihrem Bette aufrecht sitzen mußte und der Schlaf ihr Auge floh. Dann ließ die ernste, milde, schon früh nach Opfern dürstende und in ihnen einen süßen Lohn findende Elisa es sich nicht nehmen, bei ihrer Mutter zu wachen und ihr durch das Vorlesen aus Schriften, die den Geist erheben, über die Qualen des Körpers hinwegzuhelfen. So übte sich schon frühzeitig die spätere unermüdliche Samariterin.

Die Mutter Elisa's ertrug die über sie verhängten körperlichen Qualen mit großer Standhaftigkeit, einmal, weil sie es unweise fand, gegen das Unabänderliche sich aufzulehnen, und dann, weil sie durch eine gesunde Religiosität gestärkt wurde. Die echte Religiosität der Stiefmutter war ein neues Band, das die fromme Elisa mit ihr verknüpfte. Die an jedem Tage zweimal stattfindende Hausandacht im Schlosse ihres Vaters gereichte ihrer emporstrebenden Seele zu reicher Erquickung und hoher Erbauung. Vor allem berührte es sie wohlthätig — hatte sie doch die niedern Stände wegen des trauten Benehmens der lettischen Leibeigenen im Hause ihrer Großmutter liebgewonnen — es erhöhte ihre, durch das Gebet hervorgerufene, un-

irdische Stimmung, daß die gesammte Dienerschaft zu der Morgen- und Abendandacht hinzugezogen wurde, so daß in den geweihtesten Augenblicken des Tages kein thörichter Unterschied zwischen Menschen und Menschen stattfand. Während der gemeinsamen Andacht, mit der im Hause des Grafen Medem der Tag begonnen und geschlossen ward, sang man jene geistlichen Lieder, von denen die evangelische Kirche einen so reichen Schatz besitzt. Nur schade, daß eine beschränkte Orthodoxie sich nicht mit den von Gott selbst eingegebenen, den Geist und das Herz erhebenden Liedern begnügt, sondern auch Gesänge bewahren zu müssen glaubt, die von den Kirchenlehrern zu einer Stunde, wo der heilige Geist von ihnen gewichen war, mit kanonischer Würde umkleidet wurden, obgleich dieselben durch ihren Inhalt sich nicht blos gegen die Vernunft, sondern oft sogar gegen den gewöhnlichsten Anstand versündigen. Ueberdies leiden sie in Bezug auf die Form an größter Unbeholfenheit. Sobald das Geschmacklose und Unsinnige den Gläubigen in ihrer Muttersprache zugemuthet wird, so befindet sich unter diesen doch immer eine beträchtliche Anzahl, die Gebete nicht gedankenlos herplärrt, sondern die sich auch über ihren Inhalt Rechenschaft zu geben sucht. Und dies geschieht nicht blos bei Erwachsenen, sobald sie mit Verstand begabt sind, sondern auch schon bei klugen Kindern. Hiervon erlebte man bei Gelegenheit einer abendlichen Andacht im gräflich Medem'schen Hause ein Beispiel, das zuerst sämmtliche Anwesende nicht wenig erschreckte, später aber bei den Einsichtigen und Unvoreingenommenen kaum einem Tadel begegnete. Als nämlich in dem während der Abendandacht gesungenen Liede eine Stelle lautete: „Komm, o Tod, mein bester Freund!" — da schleuderte plötzlich die kleine Dorothea Medem, dieses durch geistige, wie körperliche Anmuth gleich

ausgezeichnete Kind, ihr Liederbuch weit von sich und saß da mit der zornigsten Miene, als ob ihr das größte Unrecht geschehen wäre. Die Eltern warfen ihr einen streng tadelnden Blick zu; doch das Kind senkte seine Augen durchaus nicht, sondern blieb sitzen, wie wenn es nicht im Geringsten gefehlt hätte. Als die Eltern nach geendeter Abendandacht sogleich zu Dorothea hintraten und ihr unbegreifliches Benehmen auf's Strengste rügten, da blickte diese sie mit ihren schönen, vor Zorn funkelnden Augen ganz sicher an und rief: „Der Tod ist nicht mein bester Freund und ich wünsche ganz und gar nicht, daß er kommen möge! Wie kann ich denn singen, was nicht wahr ist?" — Die Eltern waren vernünftig genug, ihr Kind nicht zu tadeln, da es im Grunde ganz recht hatte.

Weil man im Hause des Grafen Medem von einer gesunden Religiosität war, so hatte man daselbst gegen eine gesunde Fröhlichkeit durchaus nichts einzuwenden. Musik und Tanz, sowie lebende Bilder, Schäferspiele und sonstige Vergnügungen wechselten mit einander ab. Vor allem ward der jedesmalige Geburtstag des Hausherrn festlich begangen. Die Gräfin war reich an artigen und sinnreichen Erfindungen, um das Herz ihres Gemahls zu erfreuen. So mußten einmal die fünf Medem'schen Kinder — außer den beiden schönen Töchtern bildeten drei erfreulich heranblühende Knaben die anziehendste jugendliche Gruppe — festlich gekleidet an einem Geburtstage ihres Vaters sich leise um sein Bett schaaren, bevor er erwacht war. Als er die Augen aufschlug, trat Elisa, als das älteste der Kinder, ein wenig vor ihre Geschwister und sprach mit gefühlvoller Betonung eine kleine Rede, die von der geistreichen Gräfin verfaßt worden. Am Schlusse dieser Rede erschollen von den Lippen der jüngern

Kinder im Chore Worte der Liebe und Dankbarkeit. Der Graf, sichtbar gerührt, dankte seiner Gattin und den lieblichen Kindern, die das Herz jedes Vaters mit Stolz erfüllt hätten, durch eine zärtliche Umarmung. Ward der Tag festlich eingeleitet, so ward er auch festlich beschlossen. Am Abend nämlich — das schönste Wetter begünstigte die Feier — ward der Graf nach beendeter Tafel in den Garten geführt, der von bedeutendem Umfange war und an einen See stieß, dessen krystallklares Wasser die Sterne der Himmelsdecke abspiegelte. Dort am Wasser, an der schönsten Stelle, war ein Altar aus Rasen und Blumen errichtet, über dem sich ein Bogen von Tannenzweigen wölbte, aus dessen dunklem Grün zahlreiche Lämpchen ein magisches Licht verbreiteten. Es war damals die Zeit der Schäferspiele, von denen auch der gute Gellert eine große Anzahl verfertigte. Wir bedienen uns mit Absicht des Wortes: „verfertigte", da die Waare nicht gerade poetisch war und hinter den Eklogen Virgil's weit zurückblieb. Die Gräfin Medem hatte nun auch ein Schäferspiel gedichtet, dessen Aufführung den Schluß der Geburtstagsfeier ihres Gemahls bildete. Als demnach der Graf Medem sich dem Altar näherte, so erblickte er seine vier älteren Kinder in ländlicher Kleidung. Friedrich und Elisa befanden sich an der rechten, Carl und Dorothea, die beiden jüngeren Kinder, an der linken Seite des Altars. Der jüngste Knabe, Johann, stand, als Amor gekleidet, vor dem Altare, so daß man bei der geschmackvollen Gruppirung und den lieblichen Kindern einen Anblick hatte, der das Herz erfreute. Als der Graf erschien, erscholl aus dem Hintergrunde eine ländliche Musik; die älteren Kinder führten anmuthige Tänze auf, und der kleine Amor warf Weihrauch in die Flamme des Altars. Wenn der Vater gerührt war und sich glücklich pries bei dem Anblicke seiner

holden Kinder, so zeigten sich die eingeladenen Gäste entzückt über das sinnreiche Schauspiel und die Gewandtheit und Anmuth der darstellenden Knaben und Mädchen.

Durch die Gäste des Medem'schen Hauses, die von Zeit zu Zeit am Hoflager zu Mitau erschienen, gelangte die Kunde von den schönen und begabten Kindern der gräflichen Familie auch zu den Ohren des regierenden Herzogs, der den Wunsch ausdrückte, so lieblichen Anblicks ebenfalls theilhaftig zu werden. War diese Aeußerung im Ganzen und Großen gewiß eine aufrichtige, indem schöne und anmuthige Kinder ja jedes empfindende Herz erfreuen, so war sie doch auch in etwas durch die Politik eingegeben, indem auf diesem Wege eine Annäherung zwischen dem Herzoge Ernst Johann und dem Grafen Medem angebahnt werden konnte. Denn bis dahin hatte sich der Graf Medem gegen den aus langjähriger sibirischer Verbannung nach Kurland zurückgekehrten Herzog sehr spröde gezeigt und war zu einer Anerkennung desselben als Landesherrn nur durch Zwang vermocht worden. Um diesen Punkt einigermaßen aufzuhellen — die kurischen Staatsverhältnisse des achtzehnten Jahrhunderts bieten einen nicht minder verwirrten, ja tollen Anblick dar, als die gleichzeitigen Zustände Polens, mit dem Kurland bekanntlich ein Lehnsnexus verknüpfte — zur Klarmachung des Medem'schen Widerwillens gegen den Herzog Biron haben wir daran zu erinnern, daß dieser Abneigung der Stolz des uralten Aristokraten gegen den glücklichen Emporkömmling zu Grunde lag. Uebrigens theilten diese stolze Zurückhaltung gegen die durch die Gunst der Kaiserin Anna auf den Thron gekommenen Biron's die meisten Mitglieder des kurischen Adels, die sämmtlich, fast ohne Ausnahme auf einen makellosen Stammbaum zurückblickend, sich viel vornehmer dünkten, als ihr Herzog, bei dem es in dieser

Beziehung lange nicht so günstig bestellt war. Die Biron's versuchten allerdings, als sie den kurischen Herzogsthron bestiegen hatten, den französischen Biron's, dieser uralten und erlauchten Familie, sich zu nähern und auf verwandtschaftliche Beziehungen hinzudeuten; doch begegneten sie bei solchem vermessenen Beginnen einer eisigen Ablehnung.

Die Biron's waren also den meist aus uralter Familie stammenden kurischen Adeligen lange nicht vornehm genug. Besaß je ein Adel mit der stolzen Huldigung der aragonesischen Stände ihrem Könige gegenüber: „Wir, von denen jeder Einzelne Dir gleich ist, die wir aber zusammen viel mehr sind, als Du," eine handgreifliche Aehnlichkeit, so war es der kurische Adel, der durch seine Unbotmäßigkeit dem letzten Herzoge aus dem Kettler'schen Stamme den Aufenthalt in seiner Heimath so ungemüthlich gemacht hatte, daß dieser es vorzog, seinen Wohnsitz nach Danzig zu verlegen, und der jetzt auch nichts außer Acht ließ, um dem zurückgekehrten Herzoge Biron den Gedanken zu erwecken, ob der Aufenthalt in Sibirien nicht doch einige Vortheile gehabt habe. Während der langen Verbannung Biron's hatte sich nämlich ein sächsischer Prinz um den anscheinend erledigten Herzogsthron Kurland's beworben und, da er einem altfürstlichen Hause entstammte, so war er natürlich einem stolzen Adel viel genehmer gewesen, als ein durch unverdientes Glück, dem allerdings später harte Prüfungen folgten, übermüthig gewordener Emporkömmling. Als demnach Biron unerwartet aus seiner sibirischen Verbannung zurückkehrte, so stand der größere Theil des kurischen Adels auf Seiten des sächsischen Prinzen. Da dieser Karl mit Vornamen hieß, Biron aber Ernst, so gab es in Kurland zwei sich befehdende Parteien: Die Karoliner und die Ernestiner. Der kurische Adel mit

dem Vollgefühle, ja, mit der Auflehnungslust der polnischen Starosten, verhehlte vor dem zurückgekehrten Herzoge durchaus nicht seine Gesinnungen. Es pflegte dieser deshalb, die Lage ganz richtig begreifend, zu äußern: Der Prinz Karl habe die Herzen mit sich genommen und ihm nur die schwer zu füllenden Bäuche übrig gelassen. Wenn der Herzog mit dieser letztern Aeußerung darauf hinwies, daß die männlichen Mitglieder des gegen ihn meist spröden kurischen Adels sich in Bezug auf Trank und Speise durchaus nicht spröde zu verhalten pflegten, so zeugen für die Wahrheit dieser Worte „Münster's Kosmograph" und sonstige kulturhistorische Berichte des achtzehnten Jahrhunderts. Jedenfalls hatte der Herzog Ernst Johann einen sehr schwierigen Stand gegenüber dem kurischen Adel und sein Versuch, sich mit einem der vornehmsten Mitglieder desselben, wie es der Vater Elisa's unbestritten war, sich wo möglich gut zu stellen, ward durch die einfachsten Regeln der Politik angerathen. Da inzwischen jede Aussicht geschwunden war, daß der Prinz Karl je den ihm von Seiten des kurischen Adels so gern gegönnten Fürstensessel einnehmen werde, so gab der Graf Medem endlich seine stolze Zurückhaltung auf und entsprach der Einladung, am herzoglichen Hoflager in Mitau zu erscheinen. Natürlich ward der so lang ersehnte Gast mit der größten Auszeichnung behandelt, und im Laufe einer längern Unterhaltung erwähnte der Herzog in der schmeichelhaftesten Weise der lieblichen Medem'schen Töchter. Der Herzog sprach den dringenden Wunsch aus, daß die gräflichen Eltern bei einem bald erneuerten Besuche sich von Elisa und Dorothea möchten begleiten lassen. Der angenehm berührenden Bitte ward eine verbindliche Zusage ertheilt. Als Graf Medem mit seiner Gemahlin wieder zu Hause anlangte, wurden Elisa und Dorothea sofort

in Kenntniß gesetzt, wie sie nächstens von den Eltern würden mit nach Hofe genommen werden. Diese Mittheilung machte auf die beiden Töchter einen sehr verschiedenen Eindruck. Elisa, die sich dem jungfräulichen Alter näherte und mit der großen Schüchternheit, die sie aus dem Hause der strengen Großmutter mit fortgenommen hatte, jene zarte Bänglichkeit verband, die für die Mädchen beginnt, wenn sie die unbefangene Kindheit hinter sich lassen, ward zuerst etwas ängstlich bei dem Gedanken, der herzoglichen Familie vorgestellt zu werden und vor den Blicken einer zahlreichen Hofgesellschaft erscheinen zu sollen. Dorothea dagegen, noch vollständig Kind, und sich ihrer großen Anmuth wohl bewußt, sprang jubelnd umher bei der Aussicht auf Glanz und Zerstreuung. Natürlich wurden von der auf ihre schönen Stieftöchter eitlen Gräfin Medem die kleidsamsten Anzüge beschafft, damit Elisa und Dorothea der herzoglichen Einladung auf's Würdigste entsprechen möchten. Diese ließ denn auch nicht lange auf sich warten, und die jungen Gräfinnen machten auf die fürstliche Familie und die gesammte Hofgesellschaft den günstigsten Eindruck. Elisa gefiel besonders durch eine frühzeitig entwickelte Würde, verbunden mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit, während Dorothea durch ihre kindliche Heiterkeit und die seltene Grazie ihrer Erscheinung förmlich bezauberte. Es fand an dem ersten Abende, wo die jungen Gräfinnen bei Hofe erschienen, ein Concert statt, was sowohl für Elisa, wie Dorothea, denen beiden es an musikalischem Sinn durchaus nicht fehlte, eine sehr willkommene Unterhaltung war. Der Erbprinz, der wiederholt an Elisa und Dorothea das Wort richtete und dem man mitgetheilt hatte, daß beide auf dem Fortepiano zu spielen wüßten, forderte während einer Pause die ältere Schwester auf, die Gesellschaft durch Proben ihres

Talents zu erfreuen. Elisa erröthete lebhaft, denn schon der bloße Gedanke, sich vor einem so großen Kreise hören zu lassen, hatte für sie etwas Beängstigendes. Sie würde wegen ihrer Schüchternheit, auch wenn sie sich der Meisterschaft im Vortrage bewußt gewesen wäre, die Aufforderung des Erbprinzen abgelehnt haben, nun aber um so mehr, da sie über die Grenzen ihres Talents und ihre geringe Fingerfertigkeit sich keiner Täuschung hingab. Als der Erbprinz an Dorothea eine gleiche Aufforderung, wie an Elisa, richtete, begegnete er nicht dem geringsten Zögern, sondern das muntere, liebliche Kind hüpfte sofort zum Clavier, um der Gesellschaft etwas zum Besten zu geben. Doch die Gräfin Medem, die von ihren Kindern keinen Blick verwandt hatte, hielt die schnellfertige Dorothea zurück, da sie ganz richtig beurtheilte, daß letztere das Clavier noch nicht gewandt genug beherrsche, um einem größeren Kreise, in dem sich doch nicht lauter nachsichtige, sondern auch streng-kritische Ohren befinden möchten, einen Genuß bereiten zu können. Doch mußte Dorothea zu Hause ihre Uebungen fleißig fortsetzen, und als sie während des nächsten Jahres beträchtliche Fortschritte gemacht hatte, so erlaubte die Gräfin ihrer jetzt achtjährigen Tochter, sich in einem Concerte bei Hofe hören zu lassen.

So ergänzten sich Elisa und Dorothea in den großen Gesellschaften, denen sie wohl etwas später hätten zugeführt werden sollen, auf's Glücklichste. Elisa gefiel durch feinen Anstand und früh entwickelte Würde, Dorothea bezauberte durch Grazie und Munterkeit, und bereitete sich vor, das Wort des regierenden Herzogs wahr zu machen, das er, entzückt von ihrem Tanze, ihr zugerufen hatte: „Kleiner Engel, wie wirst Du einst die Herzen zu fesseln wissen!"

Den Solotanz, durch den Dorathea den regierenden Herzog

entzückte, hatte sie auf dem ersten Balle getanzt, dem die Medem'schen Töchter auf dem Schlosse zu Mitau beiwohnten. Der Erbprinz Peter war, nachdem er einigen Pflichttänzen genügt, und bei älteren Damen, die vermöge des Ranges ihrer Männer darauf Anspruch machten, sich jenem Frohndienste unterzogen hatte, von dem auch die bevorzugtesten Lebensstellungen nicht frei sind, der Erbprinz Peter war mit dem Augenblicke, wo er dem Zuge seines Herzens folgen durfte, zu der junonischen Elisa getreten, um mit ihr den Reigen aufzuführen. Man bewunderte allgemein, mit welchem Anstande und mit welcher Leichtigkeit Elisa dahinschwebte. Sie würde Neid erregt haben, wenn ihre große Bescheidenheit, ja, eine Art Demuth, die sie wegen der ihr verliehenen Vorzüge gleichsam um Verzeihung bitten ließ, nicht jeden Angriff von vornherein entwaffnet hätte.

Indeß war doch Gefahr vorhanden, daß mit der Zeit Elisa's große Bescheidenheit bei den steten Huldigungen, die ihr zu Theil wurden — man bedenke, daß sie erst fünfzehn Jahre zählte — Einbuße erleiden und sie dadurch ihres schönsten Schmuckes beraubt werden konnte. Hier kam ihr nun das Geschick zu Hülfe, das nicht wollte, daß eine so reine und edle Natur durch den Gifthauch der Schmeichelei befleckt werden sollte. Daß aus Elisa's Herzen das aufkeimende Unkraut der Eitelkeit und der Selbstüberschätzung ausgejätet wurde, verdankte sie einem kurischen Freiherrn, der es gut mit ihr meinte. Da er mit ihr nicht genau genug bekannt war, um ihr unmittelbar eine Lehre geben zu können, so sprach er auf einem Umwege zu ihrem bessern Selbst. Er saß nämlich auf einem Hofballe nicht weit von Elisa, die an der Seite einer nicht minder schönen Freundin von Jugend und Glück strahlte, und in deren Mienen er eine zu große

Befriedigung über ihre reizende Erscheinung zu lesen glaubte. Nun befand sich zwischen ihm und Elisa ein, ihm genau bekanntes, kurisches Fräulein, das ebenso wenig, wie er, sich körperlicher Schönheit erfreute und verständig genug war, sich hierüber keiner Täuschung hinzugeben. An diese nun wandte sich der Baron, in der Hoffnung, von Elisa gehört zu werden, mit folgenden Worten:

„Sie sehen, gute Lisette, welche Verherrlichungen diesen beiden liebenswürdigen Freundinnen zuströmen; uns, die wir nicht schön sind, suchen die Gaben des preisenden Beifalls nicht auf. Es ist einmal so in der Welt; ein Rosenmund spricht immer liebliche Worte, und das Feuer in großen, dunkelblauen Jugendaugen sprühet immer Funken von Geist. Wir müssen geistreich sein, wenn wir dafür gelten wollen: das brauchen jene nicht. Mögen wir sie darum beneiden? O nein! bedauern würde ich sie vielmehr, wenn ich ihnen die Thorheit zutrauen müßte, diese Kränze, die jetzt von allen Seiten ihnen zufliegen, für unverwelklich zu halten. Es kommt eine Zeit, die jene Huldgöttinnen dort mit uns auf eine Linie stellen wird, wenn ihnen nicht etwas Schlimmeres begegnet; ihre lieblichen Worte werden sich dann ohne den Purpur der Lippen behelfen müssen, und der Beifall wird ihnen nicht mehr vorausgehn."

Diese Worte wurden von Elisa sämmtlich verstanden und brachten bei ihr eine mächtige Wirkung hervor. Zu Hause angelangt, stellte sie, bevor sie sich schlafen legte, eine strenge Selbstprüfung mit sich an, und konnte sich nicht verhehlen, daß sie in Gefahr gewesen, an dem Weihrauche der Welt und an ihrer herrlichen Gestalt zu großes Gefallen zu finden. Mit der seltenen Charakterstärke, über die Elisa schon in so jungen Jahren gebot, ging sie jetzt dem Dämon der Eitelkeit

und Gefallsucht kühn zu Leibe, stritt mit ihm und besiegte ihn glücklich. Von diesem Augenblicke an verschmähte sie, soweit sie es vor der auf ihre schönen Stieftöchter eitlen Gräfin durchführen konnte, jeglichen Putz und bemühte sich um die größte Einfachheit in ihrer äußeren Erscheinung.

Uebrigens entfaltete sich Elisa nicht blos körperlich auf's Günstigste, sondern auch geistig höchst vortheilhaft, was die kluge Stiefmutter, die sie selbst unterrichtete, je länger desto mehr zu erkennen Gelegenheit hatte. Da das Geschick der dritten Gemahlin des Grafen Medem eigene Kinder versagte, so war ihr Herz dadurch reicher an Liebe für Diejenigen, mit denen sie durch das kältere Band der Pflicht und nicht durch den wärmeren Quell des Bluts verknüpft war. Einzig zu ihrem Stiefsohne Friedrich wollte sich kein glückliches Verhältniß herstellen, was man ihr aber durchaus nicht Schuld geben konnte, da das Herz des Knaben durch böse Einflüsterungen gegen die neue, in's Haus eintretende, Mutter war eingenommen worden. Gleich beim ersten Gewahrwerden des finstern Knaben begriff die kluge Frau, daß sie das Herz desselben niemals gewinnen werde, und das ihrige schloß sich sofort, obschon es bereit gewesen, sich ihm liebevoll zu öffnen, wenn anders er es gewollt hätte. Dies war der einzige Schatten, der in die sonst so sonnigen Jugendjahre hineinfiel, die Elisa in dem Hause ihres Vaters verlebte, eines milden und gütigen Mannes, der freilich, wie noch die meisten kurischen Herren der Jetztzeit, die Erziehung seiner Kinder fast ausschließlich seiner Frau überließ, indem die Bewirthschaftung seiner Güter ihn ganz in Anspruch nahm, er vielleicht auch für Menschenbildung, diese schwierigste aller Künste, keinen Beruf hatte, wenigstens ihn nicht zu haben glaubte.

Jedenfalls fühlte sich Elisa in dem Hause ihres Vaters glücklich und zufrieden, und es traf sie wie ein Blitzstrahl aus heiterer Höhe, als man der eben erblühten Jungfrau eröffnete, daß man über ihre Hand verfügt habe, weshalb sie gut thue, sich auf die wichtigen Pflichten des Ehestandes vorzubereiten.

Elisa's Ehe und eheliches Verhältniß.

So war Elisa zu einer mit äußern und innern Gaben reichgeschmückten Jungfrau emporgeblüht. Mögen die Worte Tiedge's, mit denen er sie in der Zeit ihrer Entfaltung schildert, daß „nie eine schönere Seele einen schönern Körper bewohnt habe," mögen diese Worte immer etwas überschwänglich lauten, so ist doch unbestritten, daß die junge Gräfin Elisa von Medem durch Anmuth und Würde Aller Blicke auf sich zog, und daß die Herzen der heirathslustigen Männer beim Gewahrwerden der herrlichen Jungfrau höher pochten. Auch ein Verwandter ihrer Stiefmutter blickte auf Elisa mit Wohlgefallen und äußerte bald ernstliche Absichten. Es war ein Freiherr von der Recke, gleich den Medem's aus einer heermeisterlichen Familie, und reichbegütert. Demnach sprach, wenn der Verstand bei Eheschließungen die Hauptstimme zu führen hätte, sehr vieles für den Bewerber. Die Gräfin Medem ließ sich nun durch die äußern Vortheile bestimmen, dem Freiherrn von der Recke, als er mit einem Antrage hervorgetreten war, bei ihrem Gemahle das Wort zu reden, und da sie ihre in mancher Beziehung für sich selbst sprechende Sache geschickt vorzubringen wußte, so ward das Familienhaupt leicht gewonnen. Von den Eltern Elisa's stand also dem Freiherrn von der Recke nichts im Wege, um zu dem gewünschten Ziele

zu kommen, und sie, die Hauptperson in der Angelegenheit, wurde leider fast gar nicht gefragt. Elisa hatte in ihrer kindlichen Unterwürfigkeit bisher keinen andern Willen gehabt, als was ihre Eltern für recht hielten, und als diese den dringenden Wunsch aussprachen, sie möge einer so vortheilhaften Partie sich nicht abspänstig zeigen, da senkte sie in Demuth das Haupt und hieß ihr Herz schweigen, das dem Ehebündnisse mächtig widerstrebte. So ward Elisa die Verlobte des Freiherrn von der Recke, ohne daß die Stimme des Innern mit dem äußerlich gesprochenen Worte übereinstimmte.

Es konnte die Ehe Elisa's mit dem Freiherrn von der Recke keine wahrhaft gedeihliche und segensreiche werden, da sie mit einer Unwahrheit begann. Doch ist Elisa hier viel weniger anzuklagen, als ihre Eltern, die in einer Angelegenheit, wo es sich um das höchste Erdenglück ihrer Tochter handelte, deren Willen allzuwenig beachteten. Uns scheint es überhaupt ganz verkehrt, den Eltern in Ehesachen einen gebietenden Einfluß zu gestatten. Dahingegen ist den Eltern einzuräumen ein unbedingtes Verbot, dem sowohl der Jüngling, wie die Jungfrau, mögen sie sich durch dasselbe auch namenlos unglücklich fühlen, unbedingt Folge zu leisten haben. Der Jüngling und die Jungfrau, wenn sie von der Liebesraserei erfaßt sind, rennen kopfüber in den gähnenden Abgrund. Sie sehen nur die rothen Liebesrosen, die den Abgrund umblühen, und ihr berauschender Duft nimmt ihnen die letzte Besinnung. Da haben die Eltern, die nach Gott doch stets die besten Freunde des Menschen bleiben, einzuschreiten und die geliebten Kinder von dem Abgrunde zurückzuziehen. Sie dürfen kein Ehebündniß gestatten, von dem sie voraussehen, daß kurze Wonne durch lange Reue werde abgelöst werden. Aber andrerseits dürfen sie auch keine Ehe gebieten, wo das

Herz der Betreffenden das entschiedenste „Nein“ spricht, und wo einzig die äußern Vortheile in die Wagschale fallen. Eine Ehe, geschlossen ohne die freudige Zustimmung des Herzens, entbehrt der echten Weihe und folglich des künftigen Segens. Eine Jungfrau, mit äußerlichem Anstande zum Altar tretend, weil sie sich dem Wunsche ihrer Eltern fügte, während ihr Inneres von namenlosem Wehe zerrissen wird, erscheint uns tausendmal beklagenswerther, als die Tochter Jephta's. Denn es ist unendlich leichter, ein junges, unschuldiges Dasein dahinzugeben, als sich hinzugeben einem Manne, für den das Herz nicht aufflammte in freudiger Liebesgluth.

Der Freiherr von der Recke besaß nichts, um Elisa, deren Brust von den zartesten und edelsten Empfindungen erfüllt war, die Kluft des Alters vergessen zu lassen, die den reifen Mann von der sechzehnjährigen Jungfrau trennte, und die ein wohlwollendes Herz und ein reichausgebildeter Geist sicher hätten zu überbrücken vermocht. Von Natur schon zur Rauhheit geneigt, gesellte der Freiherr von der Recke, der früher in preußischen Kriegsdiensten gestanden hatte, zu einer unholden Gemüthsart das barsche Wesen eines Wachtmeisters. Die Jagd war sein Hauptvergnügen, und für den Austausch hoher und zarter Gedanken war er ungeeignet, weil er aus sich selber nichts herzugeben vermochte und nicht einmal Empfänglichkeit genug besaß, um das ihm sinnig Dargebotene zu schätzen und würdig aufzunehmen. So folgte Elisa dem Manne, der nichts besaß, was sie fesseln konnte, mit äußerlich würdiger Haltung, aber mit innerlich blutendem Herzen zum Altare und antwortete, wenn auch mit bebender Stimme, aber in durchaus geziemender Weise, auf die ihr nach der Trauung ausgesprochenen Glückwünsche. Als sie indeß nach bangen und schweren Stunden einen Augenblick für sich hatte,

da eilte sie in das Zimmer, wo das Bild ihrer verstorbenen Mutter hing, und ihr mit dem Myrthenkranze geschmücktes Haupt tief in den Staub senkend, flehte sie in inbrünstigem Gebete um Kraft von oben und um Beistand von ihrem Schutzgeiste, damit sie ihre schwierige Aufgabe würdig bestehen möge. Und, wie sie sich erhob aus langem, heißem Flehen und zum Abschiede noch einen Blick auf das Bild der geliebten Mutter warf, da gelobte sie sich, daß die Verklärte stets mit Wohlgefallen solle auf sie herabsehen können.

Elisa ist diesem Gelöbnisse während eines langen, segensvoll verbrachten Lebens treu geblieben.

Als die Neuvermählte bei dem Abschiede von ihren Eltern und Geschwistern tiefbewegt war und heiße Thränen vergoß, da blickte Herr von der Recke mit finsterer Miene auf dies so natürliche Schauspiel, das seiner Rauhheit albern und kindisch erschien. So zog sie denn, ohne ein tröstendes Wort von ihrem Gatten auf der Hinfahrt gehört zu haben, in sein Schloß ein, wo sie feierlich empfangen und von den zahlreichen Gutsunterthanen herzlich begrüßt wurde. Elisa, eingeschüchtert durch die Nähe ihres finstern Gemahls, zeigte sich nicht so leutselig, wie sie es ohne die einengende Gegenwart des Gebieters sicher gewesen wäre. Als sie nach einiger Zeit gegen ihren Gemahl äußerte, daß eine Freundin ihr versprochen habe, sie zu besuchen, falls er es gestatte, so verweigerte er rauh die erbetene Erlaubniß. Elisa ward zwar durch die rauhen Worte auf's Schmerzlichste berührt, zeigte aber keine Spur von Empfindlichkeit. Sie war überhaupt die aufmerksamste und gehorsamste Ehegattin; freilich vermochte sie ihr Herz nicht einem Gemahle zu schenken, der so wenig that, es zu verdienen. Wenn sie von Zeit zu Zeit ihre Verwandten sehen durfte, was ihr zu ihrer größten Betrübniß

nur selten gestattet war, so jubelte sie auf vor Entzücken. Doch war diese aufjauchzende Freude ein Unrecht in den Augen ihres strengen Ehegemahls. Sie sollte Niemanden lieben, als ihn. Und doch schimmerte niemals in seinem Auge ein Strahl der Zärtlichkeit. Daß die Gedanken der jungen Freifrau mit jeder verrinnenden Woche trüber wurden, und sie sich auf ihrem einsamen Schlosse immer unglücklicher fühlte, läßt sich begreifen. Um diese Zeit fielen ihr Young's Nachtgedanken in die Hand, und diese einer verwundeten Seele entquollenen Klagelaute fanden in ihrer Brust ein wehmüthiges Echo. Auch kam die eigene Muse ihr zu Hülfe, denn die ersten geistlichen Lieder, die sie dichtete, und die später für so Viele ein Quell des Trostes wurden, entstanden auf dem einsamen Schlosse, als sie selber fast trostlos war.

Ein Lichtblick in dem düstern ehelichen Leben Elisa's war der Tag, wo sie eines Töchterleins genas. Doch ach! auch dieser Wonne war der Wermuth beigemischt. Konnte sie sich doch während des schmerzlichen Kampfes, mit dem die Mutter die Geburt ihres Kindes bezahlt — das erste große Opfer auf dem stets lodernden Altare mütterlicher Zärtlichkeit — konnte sie sich doch nicht stärken an den milden Trostblicken eines geliebten Gatten und entbehrte sie doch den Balsam seines aufrichtenden Wortes. Aber Gott hatte ihr doch ein Kind geschenkt, und sie durfte doch jetzt ihr überströmendes Herz auf ein geliebtes Wesen ausgießen, ohne daß ihr strenger Gemahl daran Anstoß nahm. Denn ihr jubelndes Entzücken, wenn, wie es nicht allzu häufig geschah, wenn sie mit ihren Geschwistern zusammenkam, rief stets Falten auf der Stirn des Herrn von der Recke hervor, so daß sie in seiner Gegenwart ihr überquellendes Gefühl eindämmte. Nun hatte sie also ein Kind, über dem sie leuchten konnte mit der

Sonne ihres strahlenden Herzens, und in dieser Gefühlsäußerung begegnete sie wenigstens keinem Tadel ihres Gemahls, dem sie sonst in jeder Beziehung zu weich und schwärmerisch erschien. Und wie sie zunächst Gott für die ihr beschеerte Tochter dankte, die in der Taufe den Vornamen Friederike empfing, so flüsterte sie auch heiße Worte der Erkenntlichkeit jenem mütterlichen Schutzgeiste zu, von dem sie ja glaubte, daß er sie stets umschwebe. Besonders nahe fühlte sie sich ihrer Mutter, wenn sie während des Sonntags an ihrem Fenster stand, das sie bei irgend günstigem Wetter zu öffnen liebte, da in der freien Luft und beim Anblick der schönen Natur sich die Schwingen ihrer Seele entfalteten. Wenn dann zur milden Jahreszeit ein balsamischer Hauch durch das Gemach strich; wenn aus dem vor ihrem Zimmer liegenden Garten sanfte Blumengerüche zu ihr hineindrangen und ihr Blick auf die nicht weit entfernte Kirche fiel, aus der die Gesänge der sich erbauenden Gemeinde zu ihr hinüberschallten: da war ihre Seele voll des reinsten Entzückens; da fühlte sie sich der Welt, die ihr schon so viele Kränkungen bereitet hatte, gänzlich entrückt, und sie glaubte, das Hallelujah der Engel zu vernehmen. Mit thränenden Blicken schaute sie dann nach oben, als ob sie erwarte, daß die Lichtgestalt ihrer verklärten Mutter herniederschweben und sie und ihre kleine Tochter mit hinaufnehmen werde in des Himmels friedliche Wohnungen. Das waren schöne, selige Minuten, die Elisa's ideale Natur entschädigten für die täglichen rauhen Berührungen mit ihrem allzu realistischen Gatten. Denn Herr von der Recke begnügte sich nicht damit, ihr selbst häufig in der verletzendsten Form sein Mißvergnügen kundzugeben, nein, er wandte sich auch an Elisa's Großmutter, die strenge Staroſtin von Korff, der er in unwahrer und übertriebener Darstellung einen langen

Sündenzettel ihrer Enkelin überreichte. Obgleich Elisa ihre Pflichten als Gattin und Mutter auf's Treueste erfüllte und in dem alten, unheimlichen Schlosse, wo sie von aller Welt abgetrennt lebte, hätte verkommen müssen, wenn sie nicht für das Hohe und Schöne ein feines Verständniß gehabt und durch die Literatur, sei es, daß sie sich an fremden Geistesschätzen labte, sei es, daß sie hier und da selbst etwas hervorbrachte, sich manche einsame Stunde genußreich ausgefüllt hätte, so erschien doch dem Freiherrn von der Recke ihr ganzes Treiben als phantastisch und durchaus tadelnswerth. Er wußte für seine Auffassung auch die strenge Frau Staroſtin zu gewinnen, die da meinte, daß außer dem Hamburger Correspondenten, einem damals in Kurland allgemein gehaltenen Blatte, ein Frauenzimmer, das seine häuslichen Pflichten gewissenhaft zu erfüllen gedenke, nichts weiter lesen dürfe, da ihr eben die Zeit dazu fehle. Die Großmutter also, durch die ihr in Betreff der Enkelin gemachten Schilderungen auf's Ungünstigste gestimmt, brach wie ein Ungewitter über die arme Elisa herein, die wie ein Espenlaub bei den ihr gemachten Vorwürfen erzitterte, es aber gemäß der großen Ehrfurcht, die das Verhältniß der Descendenten zu den Ascendenten im Kurland von jeher auszeichnete — die liebevolle Unterwürfigkeit der Kinder unter den Willen der Eltern gewährt noch heutzutage in Kurland ein herzerquickendes Schauspiel — nicht wagte, die mancherlei Entschuldigungen vorzubringen, die sie für sich hätte anführen können. Indeß, die täglichen Kränkungen von Seiten ihres Gemahls und die Windsbraut, mit der die gestrenge Großmutter über die zitternde Elisa dahinfuhr, waren zu viel für ihren schwachen Körper. Von diesem Augenblicke an war ihre Gesundheit für ihre ganze künftige Lebenszeit zerrüttet. Sie verfiel in

heftige Krämpfe, und die Körperqualen bewirkten natürlich eine noch nächtlichere Färbung ihres Seelenhorizontes. Elisa fühlte, daß sie sich aus einem so unerträglichen Zustande retten müsse, wenn sie nicht geistig und körperlich zu Grunde gehen sollte. Sie mußte versuchen, die Wolken, die sich zwischen ihr und ihrem Gemahl aufgethürmt hatten, zu verscheuchen und Licht und Klarheit in ihrer Ehe walten zu lassen.

Elisa besaß bei dem schroffen Benehmen ihres Gemahls nicht den Muth zu einer mündlichen Auseinandersetzung, sondern zog es vor, das, was sie auf dem Herzen hatte, in einem längern Schreiben niederzulegen. Getreu ihrer milden Natur und in steter Erinnerung an den von ihr gelobten Gehorsam, war der Brief Elisa's frei von jeglicher Schärfe und enthielt nichts, was einen Gatten von billiger Denkungsart verletzen konnte. Allerdings suchte sie die Beschuldigungen zu entkräften, die er in Betreff ihrer gegen die Großmutter erhoben hatte; auch verschwieg sie — und schuldete nicht die Gattin dem Gatten, ihn blicken zu lassen in die tiefsten Tiefen ihrer Seele? — auch verhehlte sie nicht, daß ihr beim Zusammenleben mit ihrem Gemahle manches Unvortheilhafte an ihm aufgefallen sei, und daß er ihr überhaupt nicht als ein Engel des Lichts erscheine. Der Brief war der wahrheitsliebenden Elisa von dem dringenden Wunsche eingegeben worden, daß es zwischen ihrem Gemahle und ihr ganz klar und wo möglich besser werden möge. Doch verfehlte er gänzlich die von ihr beabsichtigte Wirkung. Der strenge Gemahl erblickte in dem aufrichtigen Schreiben Elisa's eine Auflehnung gegen die ihm zustehende Herrschaft und in einer kurzen, hochfahrenden Antwort befahl er ihr, nach einer bestimmten Frist das Schloß zu räumen und sich von seinem Gebiete zu

entfernen. Jetzt konnte für Elisa kein Zweifel mehr bestehen, daß zwischen ihr und diesem Manne eine würdige Ehe fortan nicht möglich sei. Ihr Töchterlein an ihre Brust pressend, verließ sie mit bangem Wehegefühle das heermeisterliche Schloß, das sie unter Herzklopfen betreten hatte.

Elisa's Prüfungsjahre in Mitau.

Als Elisa mit ihrem noch nicht dreijährigen Töchterchen in Mitau anlangte, war sie allerdings von dem peinigenden Zusammenleben mit einem herrischen und ungeliebten Gatten befreit, aber dafür erwartete sie der Zwang äußerer Verhältnisse. Das Hineinfallen in die Scylla, wenn man eben der Charybdis entronnen, ist leider das Loos der meisten Menschenkinder. Denn Elisa langte in Mitau an, ohne von ihrem Gatten, der sich im Zorn von ihr getrennt hatte, die Mittel zu einem standesgemäßen Leben zu erhalten; auch würde ein verzeihlicher Stolz es ihr wohl unmöglich gemacht haben, von ihm irgend etwas anzunehmen. Von ihrem Vater, der ihr reichlichen Unterhalt hätte gewähren können, und der hierzu auch sicher bereit gewesen wäre, wenn er nicht durch die Vorstellungen seiner Gattin wäre beeinflußt worden, die sich, ebenso, wie die Großmutter, auf die Seite des Freiherrn von der Recke stellte, von ihrem Vater floß ihr keine so ausgiebige Unterstützung zu, daß sie dadurch gegen die Bedrängnisse des Lebens geschützt wurde. Hatte Elisa demnach als Kind, ganz wörtlich genommen, von den Ruthenhieben im Hause der Großmutter zu leiden gehabt, wurde sie als jugendliche Gattin von dem rauhen und rücksichtslosen Benehmen eines bedeutend ältern Ehegemahls täglich verwundet, so hatte sie jetzt in

Mitau, nachdem sie eben in die zwanziger Lebensjahre eingetreten war, die so viel verheißen an Blüthen und Blumen, mit den Sorgen des Lebens zu kämpfen und mußte sich in enge Verhältnisse hineinfinden, an die sie bis dahin nicht gewöhnt worden. Doch die gleichmäßige Ruhe nach dem frühern so häufigen Ungewitter that ihr unendlich wohl, und bei dem hohen Fluge ihrer Seele lagen die Bedrängnisse des täglichen Lebens weit unter ihr. Auch war es für sie ein seit Jahren entbehrter Genuß, sich des trauten Umgangs mit ihren geliebten Geschwistern ungestört erfreuen zu können. Vor allem trat ihr während ihres Aufenthaltes in Mitau ihr Bruder Friedrich nahe, ein Jüngling von ernstem Charakter und edler Gemüthsbeschaffenheit. Der Gedankenaustausch mit dem geliebten Bruder, sowie die zärtlichste Sorgfalt für das körperliche und geistige Gedeihen ihres Töchterchens füllten Elisa's Tage in so befriedigender Weise aus, daß sonstiges Ungemach leicht von ihr ertragen wurde. Doch sollte die edle Dulderin, an der das Schicksal versuchte, was der Mensch zu tragen im Stande sei, nie auf längere Zeit eines stillbefriedigten Zustandes genießen. Als sie ungefähr sechs Monate in Mitau, wenn auch nicht gerade glücklich, doch ohne Kränkungen verlebt hatte, verlor sie während des Januars 1777 ihr Töchterchen an einer Lungenentzündung. Dieser härteste aller Schicksalsschläge, die sie bis dahin getroffen, hätte sie wohl niedergeschmettert, wäre sie nicht im Besitze des besten Balsams für schwere Herzenswunden gewesen. Es richtete sie nämlich auf der unerschütterliche Glaube an die Vaterliebe eines allmächtigen Gottes, dessen schwerste Prüfungen sich am Ende der Tage als Geschenke der wohlthätigsten Weisheit herausstellen. Und dann stand ihr mit aufrichtendem menschlichen Troste ihr Bruder Friedrich zur Seite, ein herrlicher Jüngling, der

an Kenntnissen und Charakterfestigkeit seinen Jahren weit vorausgeeilt war, und der sich zu der ernsten Schwester mit den schönen Herzens- und Geistesanlagen mächtig hingezogen fühlte. Außer Religion gewährt einem schmerzbeladenen Gemüthe, sobald es einer Persönlichkeit von tieferer Bildung angehört, die Vermehrung wissenschaftlicher Einsicht und Erkenntniß stetigen Trost, indem mit jedem Anwachsen des Ewigen und Unzerstörbaren im Menschen ja auch der Glaube wächst an die unentreißbaren Güter des Jenseits. Friedrich, der eine classische Bildung genossen hatte und mit den unvergleichlichen Autoren des Alterthums innig vertraut war, zog aus ihnen Stellen aus, die er zur Aufrichtung Elisa's geeignet glaubte, und die vielseitige Schwester, obgleich ihre damalige Stimmung eine derartige war, daß Lavater und Jung-Stilling ihrem Gemüthe am meisten zusagten, hatte doch ausreichende Geisteskraft, um sich an dem Erhabenen zu erbauen, wenn es ihr auch nicht im mystischen Gewande entgegentrat. Leider sollte Elisa den Umgang ihres geliebten Bruders, der ihr Herz erfreute und ihren Geist bereicherte, nach einjährigem Genusse für immer entbehren. Er ging nämlich im August 1777 auf die Universität Straßburg, von wo er nicht zurückkehrte. Dort ward er im Jahre 1778 von einem zehrenden Fieber dahingerafft. So verlor sie in zwei auf einander folgenden Jahren ihr angebetetes einziges Kind und den geliebtesten Bruder. Daß nach dieser neuen Prüfung Elisa sich dem äußern Leben noch mehr abwandte und die schon immer sehnsüchtig zum Himmel gerichteten Augen noch flehender emporhob, bedarf keiner weitern Erwähnung, auch keiner Erklärung, da bei einem frommen, schwärmerischen Gemüthe, dem das Nichtige des Erdendaseins auf so schmerzliche Weise deutlich gemacht wurde, alle Wünsche und Hoffnungen,

wie um einen unverrückbaren Pol, um die Seligkeit des Himmels kreisen. Immer mehr befestigte sich in Elisa die Ueberzeugung, daß die Seelen der uns theuersten Personen, wenn sie uns in's Jenseits voranwandelten, für die Zeit unsrer irdischen Pilgerfahrt nicht gänzlich von uns getrennt, sondern, uns unsichtbar umschwebend, im Stande seien, unserm Geiste ihre Nähe fühlbar zu machen. Elisa hatte während dieses mystischen Lebensabschnittes entschieden Augenblicke der Verzückung. Sie glaubte dann fest, die bis dahin unüberschrittenen Schranken zwischen Zeit und Ewigkeit seien für sie gefallen und sie blicke hinein in das wunderbare Lichtreich, wo von dem Herzen Gottes Ströme der Beseligung herabrinnen auf die Millionen und Billionen verklärter Geister, denen das Anschauen ward, nachdem sie durch Hoffen und Dulden während ihres irdischen Daseins sich der Wonnen des Jenseits würdig gemacht.

Diese Entzückungen der Seele, die bei einer weniger auf thätige Menschenliebe gerichteten Persönlichkeit leicht in religiösen Wahnsinn hätten ausarten können, waren bei Elisa wegen des sichern Grundes ihrer Natur ohne große Gefahr. Ihr war dies Traumleben schon zu gönnen, da das wirkliche Leben nichts als Härten für sie hatte. Und da Elisa, wie alle edlen Menschen, ein tapferes Herz besaß, so schwärmte sie nicht im behaglichen Zimmer mit den Geistern theurer Voraufgegangenen, sondern suchte sie dort auf, wo dieselben nach ihrer Meinung sich am leichtesten und natürlichsten offenbaren mußten, nämlich auf dem Kirchhofe, der Ruhestatt ihrer müden Gebeine. Demnach wanderte Elisa, indem sie sich während der Abendstunden durch fromme Betrachtungen und Gebet des Verkehrs mit seligen Geistern würdig zu machen suchte, um Mitternacht allein auf den Kirchhof, um dort an

Grabhügeln und zwischen Leichensteinen den Odem der Ewigkeit zu verspüren.

Und nicht blos bei sanftem Mondenscheine in schöner Sommernacht, nein, auch bei eisigem Schneesturme während des langen nordischen Winters, schritt die schlanke und zarte Freifrau um die Geisterstunde zu dem einsamen Friedhofe, um dort Zwiesprache zu führen mit den Geistern theurer Voraufgegangenen. Niemals erbebte ihr starkes Herz, mochte der Sturm noch so schauerlich heulen, mochten die Nachtvögel noch so unheimlich kreischen, und mochte der langsam herabrieselnde Schnee sie wie ein Leichentuch einhüllen. Ihr Ohr hörte die Harmonie des Himmels und ihr Geist erblickte den Allvater und zu seinen Füßen die seligen Schaaren der Geprüften und bewährt Befundenen.

Bei dieser Gemüthsverfassung ward die Ankunft Cagliostro's in Mitau für Elisa zu einem Ereignisse, zu einer Krisis, die sie überstehen mußte, um geistig gesund zu werden.

Elisa und Cagliostro.

Wenn wir in dem längern vertraulichen Verkehre Cagliostro's und Elisa's Heuchelei und Lüge neben Offenheit und Wahrheitsliebe eine Zeitlang einhergehen sehen, ohne daß sich das Reine von dem Unreinen sogleich zurückgestoßen fühlte, so haben wir zu bedenken, daß die edle kurische Freifrau durch den Mysticismus, in den sie versunken war, um die volle Klarheit ihres Urtheils gebracht wurde. Indeß haben wir den Trost, daß die Tugend einen Schild von reinstem Stahl mit sich führt, über den wohl für einen Augenblick ein unreiner Hauch dahingehen kann, ohne daß er indeß die Spiegelfläche für die Dauer zu trüben vermöchte. Elisa von der Recke ward von den Netzen des Gauklers Cagliostro lange nicht so fest umgarnt, wie der Cardinal von Rohan. Und dies war ganz natürlich. Elisa, rein und lauter bis in die tiefsten Tiefen ihres Innern, würde dem Betrüger gar keinen Berührungspunkt dargeboten haben ohne den Mysticismus, in den sie sich bei schwerster, schon so jungen Schultern aufgeladener Schicksalsbürde geflüchtet hatte. Der Cardinal von Rohan dagegen war ohne allen innern Schwerpunkt, indem er als Kirchenfürst Frommheit log, während sein Sinn der weltlichste war und mächtig zur Wollust hinneigte. Er bot demnach überall Stellen dar, wo der schlaue Italiener

seine Hebel ansetzen konnte. Elisa dagegen würde, wie wir schon hervorhoben, ihm ganz unnahbar gewesen sein, wenn sie nicht durch ihr schwärmerisches Verlangen, mit den Geistern theurer Entschlafenen unmittelbar zu verkehren, in dem sonst undurchdringlichen Panzer ihrer Tugend eine Blöße dargeboten hätte. Wie sich übrigens Elisa, selbst nach längerm Verkehr, niemals dem gewandten Gaukler blind gefangen gab, so rannte sie auch keineswegs bei seiner Ankunft in Mitau ihm vertrauensselig entgegen. Sie hielt sich noch immer zurück, als schon der Ruf von dem außerordentlichen Manne, dem die Fama bereits den Weg geebnet hatte, aus den verschiedensten Gesellschaftskreisen an ihr Ohr schlug. Erst als ihr Vater, sonstige Verwandte, denen sie Ehrfurcht zollte, und die angesehensten Personen Mitau's zu Cagliostro in engere Beziehungen getreten waren, entschloß sie sich, mit ihm eine Zusammenkunft zu haben. Da Cagliostro durchaus nicht schön war und das Französische nicht minder kauderwelsch sprach, wie später Bellini, so machte er auf Elisa keineswegs einen günstigen Eindruck. Hätte er ihr nicht geschickt vorgegaukelt, daß er im Stande sei, die Seelen der Theuren, nach denen sie sich sehnte, in Lichtgestalt ihr vorzuführen, so würde sich zwischen Elisa und Cagliostro nie ein engerer Verkehr ausgebildet haben. Aber trotz häufigeren Zusammenkommens mit Cagliostro, widerstand sie ihm doch siegreich, wenn er an sie Anforderungen stellte, die mit ihrem Wahrheitsbedürfnisse nicht in Einklang zu bringen waren. So verschmähte sie zwar nicht, an der Freimaurerloge theilzunehmen, die Cagliostro in Mitau errichtet hatte, wohl aber verwahrte sie sich auf das Entschiedenste gegen das Gelöbniß eines unbedingten Gehorsams gegenüber von Obern und Meistern, die ihr unbekannt blieben. Wie konnte sie, ohne sich gegen die von ihr

so hochgehaltene Wahrheit zu versündigen, Gehorsam Menschen geloben, die für sie mit Heimlichkeit und Geheimniß umhüllt waren? Elisa erklärte unumwunden, daß sie das von ihr geforderte Gelöbniß niemals leisten werde. Cagliostro gestattete ihr nichtsdestoweniger, den Versammlungen der Freimaurerloge beizuwohnen. Nicht gefügiger, als die ernste Elisa, fand Cagliostro die jüngere Schwester, die lebensfrohe Dorothea. Als der italienische Gaukler der reizenden und heirathslustigen kurischen Gräfin das Versprechen abverlangte, daß sie nie Jemandem ihr Jawort geben wolle, der nicht Freimaurer sei, so verweigerte sie dies ohne allen Umschweif. Sie erklärte mit dem lieblichsten Lachen, daß sie nie einen Mann nehmen werde, der ihr nicht gefalle, daß es ihr aber vollkommen gleichgültig sei, ob er zu den Freimaurern gehöre, oder nicht. Obgleich den durch seine Erfolge übermüthig gewordenen Betrüger der doppelte Abschlag von Seiten Elisa's und Dorothea's sehr unangenehm berührte, so war er doch zu klug, um seiner Verstimmung Ausdruck zu geben. Er wollte auf die Anwesenheit zweier so schönen, klugen und vornehmen weiblichen Wesen für seine Zusammenkünfte nicht Verzicht leisten, weshalb er ihnen Gelöbnisse erließ, die er sonst gern entgegen genommen hätte. Uebrigens würde Dorothea, nachdem ihre erste Neugierde befriedigt war, es dem Grafen Cagliostro — mit welchem vornehmen Titel sich der italienische Gaukler zu schmücken liebte — gar nicht übel genommen haben, wenn sie von seiner Loge wäre ausgeschlossen worden. Ihr kam nämlich die dortige Unterhaltung tödtlich langweilig vor, und sie folgte nur dem allgemeinen Zuge, der die vornehme Gesellschaft in die Loge Cagliostro's trieb, in der kein Mensch von gesundem Urtheil Befriedigung finden konnte. Aber es giebt psychische Krankheiten, denen der Geist

der Menschen ebenso unterworfen ist, wie ihr Körper den Masern und dem Scharlach. Dorothea, wenn sie sich bei den im schlechtesten Französisch gehaltenen Vorträgen gar zu sehr langweilte, schweifte mit ihrer Phantasie schnell nach einer angenehmern Gegend und malte sich das Vergnügen von Bällen und Concerten aus, während die gewissenhafte Elisa kein Wort verlor und ihren Verstand abmarterte, um verschwommenen und unsinnigen Redensarten einen Sinn abzugewinnen.

Elisa harrte deshalb so treu bei Cagliostro aus, weil sie nicht die Hoffnung aufgab, daß er sein Versprechen wahr machen werde, und daß die Geister der theuren Voraufgegangenen sie bald in erkennbarer Lichtgestalt umschweben würden. Mit dieser Aussicht suchte sie auch die ungeduldige Dorothea zu beruhigen, wenn diese über die Langweiligkeit der Cagliostro'schen Vorträge sich allzu spottend ausließ. Doch dies verfing bei der geistig gesunden Schwester durchaus nicht. Im Gegentheil entsetzte sie sich bei solchen Verheißungen und suchte in schmeichelnder Weise Elisa von einem ihr so unvernünftig scheinenden Begehren abzuziehen. Wie sie als Kind nicht hatte singen wollen, daß der Tod ihr bester Freund sei, da sie von ihm durchaus nichts wissen mochte, so hatte auch der Gedanke für sie etwas Entsetzliches, daß die Todten wieder Gestalt annehmen und sie umschweben sollten. Sie sprach deshalb, indem sie sich anlehnte an die ernste, schwärmerische Elisa, die innigen Blicks zu ihr herniedersah: „Lassen wir die Geister! So lieb ich unsern verewigten Bruder habe, so würde doch sein Besuch aus der Geisterwelt mich mit Entsetzen und Grausen erfüllen." Diese Worte vermochten damals allerdings nicht, den Mysticismus Elisa's zu besiegen; doch brachte sie die so fröhlich angelegte Natur ihrer Schwester in Anschlag und verlangte nicht, daß Dorothea sich nach

dem Einblick in das Jenseits sehnen sollte, da ihr das Diesseits so wohl gefiel.

So brachte Cagliostro auf die Medem'schen Geschwister keineswegs einen bewältigenden Eindruck hervor. Es ist dies höchst erfreulich, da er den von Lichtenberg ihm beigelegten Titel, daß er „der infamste Schurke des Jahrhunderts" sei, vollkommen verdiente. Auch Goethe würde dem italienischen Gaukler keine so anhaltende Theilnahme geschenkt haben, wäre er ihm in Fleisch und Blut näher getreten. Da hätte das wundervolle Auge Goethe's sofort die gemeine Hülle durchbohrt, um unter ihr den gemeinen Inhalt zu erkennen. Wenn er dann seinen „Großcophta" nicht geschrieben hätte, so würde die deutsche Literatur sich darüber trösten können.

Für Elisa war die Berührung mit Cagliostro eine Wohlthat, da sie dazu beitrug, ihre Wahngebilde allmälig zu zerstreuen.

Elisa's Genesung vom Mysticismus.

Ein fröhliches Familienereigniß entriß Elisa vorübergehend ihrer einsiedlerischen und mystischen Lebensweise. Ihre Schwester Dorothea verlobte sich nämlich mit dem Herzoge von Kurland. Dorothea wollte nun eine so wichtige Zeit, wie sie ihr unmittelbar vor und nach ihrer Verlobung verfloß, nicht verbringen, ohne daß sie von ihrer geliebten und geschiedten Elisa umgeben gewesen wäre. Obgleich Elisa, nach einem mehrjährigen ganz einsamen Leben, ungern wieder hinaustrat in die große Welt, so war ihre Zuneigung für Dorothea doch eine zu innige, als daß sie das begehrte Opfer nicht hätte bringen sollen. Am 15. October fand bei Hofe ein glänzendes Fest statt, um den Geburtstag der Herzogin-Mutter zu verherrlichen. Elisa erschien auf diesem Feste, da schon Verhandlungen über die bevorstehende Verlobung Dorotheen's schwebten und es dieser sehr erwünscht war, während der vielen Stunden, die sie mit dem Herzoge gemeinsam verbringen mußte, eine Schwester zur Seite zu haben, die bei feinstem Gefühle für das Schickliche ihr über manche Verlegenheiten hinweg helfen konnte. Der Herzog, der selbst wohl im Innern nicht sicher sein mochte, näherte sich während des ganzen Abends nur einmal den beiden Schwestern, ohne durch seine Haltung geheime Wünsche zu verrathen. Er

machte nur während eines nicht langen Gesprächs von seiner Absicht Mittheilung, am 19. October zur Nachfeier des mütterlichen Geburtstages einen großen Maskenball auf seinem Lustschlosse Schwedhof zu veranstalten. Er ersuchte die beiden Schwestern in verbindlicher Weise, auch diesem Feste ihre schöne und hochwillkommene Gegenwart schenken zu wollen. Elisa sagte zu, durch den bittenden Blick der jüngeren Schwester bewogen, ihre Abneigung gegen ein neues, rauschendes Fest zu unterdrücken. Der mündlichen Einladung des Herzogs folgte am 17. October eine schrifliche, die zugleich in verbindlichster Weise den Wunsch enthielt, es möge der gesammten Familie des Grafen Medem gefallen, in Schwedhof das Nachtlager zu nehmen. Es machten sich in diesem Einladungsschreiben schon zarte verwandtschaftliche Rücksichten geltend, indem bemerkt war, es dürfte eine nächtliche Rückfahrt für die an Brustbeschwerden leidende Gräfin zu angreifend sein. Die Zusage erfolgte und am 19. October fuhren sämmtliche Medem's nach Schwedhof hinaus. Das Schloßgebäude strahlte ihnen, in sämmtlichen Räumen auf's Glänzendste erhellt, weit durch das Dunkel entgegen, und als sie die innern Säle betraten, so waren diese schon von einem bunten Schwarme geschmackvoller Masken angefüllt. Uebrigens strahlte nicht blos das Schloß im Lichterglanze, sondern auch der ganze Garten war bis in seine entlegensten Theile erhellt, und zum Schlusse ward ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt. Die Gäste, die ähnlichen Festen beigewohnt hatten, bemerkten, daß bisher nie so viel Glanz entfaltet worden. Die Medem's durften demnach wohl annehmen, der Herzog wolle mit dem seiner Mutter zu Ehren gegebenen Feste die Feier seiner Verlobung verbinden. Doch ward während des ganzen Festes von dem Herzoge nicht die geringste Andeutung gemacht.

Nur erschien er bei seinen Gästen in ihren fürstlich eingerichteten Zimmern, kurz nachdem sie dieselben betreten hatten, um sich zu erkundigen, ob alles nach ihrem Wunsche sei, und ersuchte sie zugleich, sich am folgenden Tage seiner Mutter vorstellen zu wollen. Hier nun fand sich die Medem'sche Familie um elf Uhr Vormittags ein. Zwei Stunden darauf ging man zur Tafel, während welcher der Herzog sich mit Dorothea und Elisa nicht mehr beschäftigte, wie mit den übrigen Gästen. Als die Tafel beendet war, machte die junge Welt einen Spaziergang nach der Orangerie, während die Bejahrteren bei der Herzogin-Mutter zurückblieben. Auf diesem Spaziergange geleitete nun der Herzog Dorothea und Elisa, während die übrige Gesellschaft vom Hofmarschalle geführt ward. Der Hofmarschall schien vom Herzoge zuvor seine Verhaltungsmaßregeln empfangen zu haben, denn im Gewächshause führte er die von ihm geleitete Gesellschaft zu seltenen Pflanzen am äußersten Ende des Gebäudes, so daß die beiden Medem'schen Schwestern mit dem regierenden Fürsten allein blieben. Jetzt schien der entscheidungsvolle Augenblick gekommen. Der Herzog, der Dorothea führte, drückte wiederholt ihre Hand an sein Herz, und seine Blicke wurden sehnsüchtiger und verlangender. Da er dabei kein Wort sprach, so gerieth Dorothea in peinliche Verlegenheit und dankte im Innern Gott, daß sie ihre besonnene Schwester an ihrer Seite hatte. Elisa ersuchte jetzt den Herzog, sie und ihre Schwester zu der übrigen Gesellschaft führen zu wollen. Dies that nun der Herzog nicht, sondern die Worte zärtlichster Liebe strömten von seinen Lippen, worauf Dorothea mit niedergeschlagenen Augen und erröthenden Wangen ganz Passendes antwortete. Der Herzog, immer feuriger werdend, schilderte jetzt, wie seine Leidenschaft für Dorothea mit jedem

Tage gewachsen sei, und wie es ohne ihren Besitz für ihn kein Lebensglück mehr geben könne. Jetzt vermochte Dorothea, die ihre frühere Fassung sichtbar verloren hatte, nichts zu antworten. Deshalb kam Elisa, die sich eine Zeitlang schweigend verhalten hatte, ihrer Schwester zu Hülfe. Da wir einen Brief Elisa's besitzen, der den ganzen Vorgang schildert, so können wir ihre eigensten Worte anführen. Sie lauten:

„Ihnen, mein Fürst, wird das beredte Schweigen meiner guten Schwester nicht unverständlich sein, ich kenne ihre Gesinnungen und bin gewiß, daß sie, wären Sie ein Privatmann, Ihnen vor allen Bewerbern die Hand geben würde."

Der Herzog, der mit entzückten Blicken an der hold erröthenden Dorothea hing und für Elisa keine Antwort hatte, was nicht ganz schicklich war, aber einem bis zum Sterben Verliebten nicht weiter übel genommen werden konnte, der Herzog fragte seine künftige Braut: „Ist das wahr?" Wie mit Purpur übergossen, antwortete Dorothea ein zitterndes Ja. Jetzt wäre ein Augenblick höchsten Erdenglücks eingetreten, wenn nicht das Schicksal dafür sorgte, daß in keinem Wonnebecher der Wermuth fehlt. Denn plötzlich schoß dem Herzoge durch den Kopf, daß er von seiner Gemahlin Eudoxia, die der griechisch-katholischen Kirche angehörte, zwar durch das Consistorium in Mitau geschieden sei, daß man aber in Petersburg Schwierigkeiten mache, ihn von seinen ehelichen Verpflichtungen gelöst zu erklären. In seiner Gewissenhaftigkeit erinnerte er sich plötzlich an diesen Umstand, was natürlich nicht verfehlen konnte, den aufregenden Vorgang für Dorothea in einen peinlichen zu verwandeln. Da trat wieder Elisa ein, die, stets der Wahrheit die Ehre gebend, ihren

Landesherrn daran erinnerte, daß er sich nicht ganz passend benommen habe. Sie sagte:

„Verzeihung meiner Freimüthigkeit! Wenn Ew. Durchlaucht von der Unüberwindlichkeit dieser Schwierigkeiten überzeugt sind, so hätte von Ihrer Leidenschaft für meine Schwester gar keine Rede sein sollen."

Als Elisa ihren Eltern auf der Rückfahrt von Schwedhof den Vorgang ausführlich erzählte, konnten diese nicht umhin, dem Benehmen ihrer so verständigen Tochter die höchsten Lobsprüche zu ertheilen.

Wir haben dieses Vorfalls deshalb ausführlicher gedacht, um daran darzuthun, daß es eine sehr gewichtige Veranlassung war, die Elisa ihrer Einsamkeit entriß, und daß sie nicht unvermittelt von einem Zustande in den andern überging.

Ward Elisa also durch eine äußere Veranlassung ihrem einsiedlerischen Treiben für eine Zeitlang entrückt, ohne dadurch im Innern dem Mysticismus entfremdet zu werden, so verdankte sie die Genesung von dieser geistigen Krankheit den Vorstellungen des Hofraths Schwander, eines Mannes, der bei reichem Wissen und feinem gesellschaftlichen Benehmen für Elisa ein gern gepflegter Umgang war. Hofrath Schwander erkannte bei seinen häufigen Unterredungen mit Elisa, daß das Uebergewicht ihrer Phantasie zu beschränken und der Vernunft auf dem Gebiete ihres Geistes ein größerer Raum zu gewinnen sei. Deshalb ließ er sich von ihr das Versprechen geben, das sie seiner warmen Theilnahme für sie, sowie seiner zum Rathen und Lenken durchaus berufenen Persönlichkeit nicht abschlagen mochte, er erwirkte von ihr, daß sie sich durch ein Gelöbniß verpflichtete, während eines ganzen Jahrs weder Lavater, noch Jung-Stilling zu lesen, zwei für ihren damaligen Gemüthszustand sehr gefährliche

Schriftsteller. Dahingegen brachte er ihr Bücher, die geschichtliche Gegenstände behandelten, sowie Dinge, die sich auf der Erde zutrugen, und nicht in den Wolken. Vor allem aber erhoffte er Klarheit für Elisa's Geist von dem klarsten aller deutschen Schriftsteller, nämlich von Lessing. Und seine Hoffnung betrog ihn nicht, da Elisa ja im Grunde eine Frau von bedeutendem Verstande war, der, als er sich glücklich aus den mystischen Nebeln herausgerettet hatte, keineswegs ihr mildes Herz erkältete, sondern dasselbe nur richtigen Zielen zuwies.

Lessing's Nathan der Weise ward für Elisa der Quell ihrer geistigen Wiedergeburt. Die Stelle: „Es ist leichter, andächtig zu schwärmen, als gut zu handeln", zündete mächtig in ihrem Innern, und vor dem in ihr aufgegangenen Lichte wichen die Schemen, die, während sie ihr beinahe das Leben aussogen, es doch nicht zu einem eigentlichen Leben zu bringen vermochten. Jetzt ward den Schwärmereien und den Unterredungen mit Geistern, wodurch der Welt nicht genützt und ihr selbst viel geschadet ward, ein Ende gemacht, und es begann statt dessen das Walten jener thätigen und heilsamen Menschenliebe, die den Himmel auf die Erde zu verpflanzen bemüht ist und selbstlos zu werden sich bestrebt, was ja die erste Stufe bildet zum Tempel der Vollkommenheit.

Zu der geistigen Krisis, die durch Lessing's Nathan in Elisa herbeigeführt ward, gesellte sich eine schwere körperliche Krisis, die volle vier Monate andauerte, und die sie für ihr ganzes künftiges Leben um ihre Gesundheit brachte. Ihre Constitution war ursprünglich eine feste und stellte ihr in Aussicht, von den zahlreichen Gebresten der Menschheit verschont zu bleiben. Indeß die trüben Jahre ihrer Ehe, die durch die zornigen Vorstellungen ihrer Großmutter bewirkten

Krämpfe, der Seelenschmerz um den Verlust ihrer Tochter und ihres Bruders, die aufregenden mystischen Betrachtungen und die bei Sturm, Regen und Schneegestöber unablässig fortgesetzten nächtlichen Wanderungen nach dem Kirchhofe: alle diese unheilvollen Einflüsse untergruben ihre ursprünglich blühende Gesundheit. Ihre unablässige Menschenliebe bei so häufigen, ja, fast steten körperlichen Leiden verdient demnach noch eine höhere Schätzung, und ihr Samariterthum empfängt dadurch eine himmlische Verklärung.

So erlangte Elisa durch die wohlthätige intellectuelle Kur, die ihr der einsichtige Hofrath Schwander verordnet hatte, eine vollkommene geistige Genesung. Gewissenhaft, wie sie jedes Versprechen hielt, öffnete sie die ihr verbotenen Schriften Lavater's erst nach Jahresfrist. Da fand sie, daß er auf sie alle Wirkung verloren hatte. Lavater und Lessing können eben nicht dicht bei einander wohnen. Zu dem vielen Wohlthätigen, was Elisa der milden und klaren Weltanschauung Lessing's verdankte, gehörte auch, daß sie durch die Aussprüche dieses haarscharfen Denkers ihren Hang zu wohlwollenden und nachsichtigen Urtheilen zu begründen vermochte. Konnte sie Solche, die sich Christen nannten und doch lieblos über ihren Nächsten urtheilten, durch die Worte des Heilandes beschämen und zum Schweigen bringen, so besaß sie jetzt auch gegen philosophisch Gebildete, die in anmaßender und absprechender Weise sich ausließen, an Lessing's Humanität einen Schild, den sie ihnen entgegenhielt, damit sie in dem feingeschliffenen Stahl ihr hartes Conterfei erkennen möchten. Elisa suchte mit liebevoller Emsigkeit bei den unvollkommenen Menschenkindern das Gute hervor, das sich, mehr oder minder versteckt, doch zuletzt immer entdecken läßt. Als einst in einer großen Gesellschaft auf das Gehässigste über einen

Abwesenden geurtheilt ward, an dem sie doch einiges Gute glücklich herausgefunden hatte, da mochte sie in echter Weiblichkeit den geistigen Kampf nicht gegen eine ganze Versammlung aufnehmen, aber ihr Gerechtigkeitssinn zwang sie, den so lieblos Angegriffenen wenigstens gegen eine neben ihr sitzende Freundin zu vertheidigen. Zu dieser sich hinwendend, sprach sie mit einer Stimme, die der Unwille leicht erbeben machte:

„Sind diese Menschen im Innern so rein und so reich, daß sie eine Frucht wegwerfen, weil sie einen faulen Fleck an sich trägt?"

Die Kunde von Elisa's segensvollem Walten in Mitau, von ihrer hülfreichen Wirksamkeit bei beschränkten Mitteln, verbreitete sich weiter und weiter durch das Land. So gelangte sie auch zu dem einsamen Schlosse des Freiherrn von der Recke, der in einem Augenblicke des Zorns eine gütige Fee aus seinem Besitzthume vertrieben hatte. Jetzt erfaßte den harten und strengen Mann tiefe Reue, und er ließ Elisa ersuchen, wieder in sein Haus zu kommen. Nach den von ihr gemachten Erfahrungen ist es begreiflich, daß sie der Aufforderung nicht Folge leistete. Doch ward ihre Ablehnung, gemäß der Milde ihres Charakters, in die schonendste Form gekleidet. Indeß, jetzt regte sich wieder bei dem Herrn von der Recke der alte Adam. Sein Zorn erwachte, daß Elisa einer Aufforderung, die seiner Meinung nach von herablassender Güte zeugte, nicht eilig entsprach, und er verlangte jetzt in trotziger Weise die Scheidung. Elisa erhob nicht den geringsten Einspruch gegen die Auflösung eines Bundes, der nie hätte geknüpft werden sollen.

War Elisa gleich in tiefster Seele zufrieden, daß sie jetzt auch äußerlich nicht mehr mit einem Manne zusammenhing,

dem sie sich innerlich längst entfremdet fühlte, so war die Scheidung doch von Umständen begleitet, wodurch die Harmonie ihres Gemüths gestört ward. Da traf es sich denn glücklich, daß um diese Zeit ein Meister der Töne, nämlich Hiller aus Leipzig, nach Mitau kam, der durch süße Melodien ihren Kummer einwiegte. Hiller ward auf Elisa dadurch aufmerksam, daß ihm einige, von ihr gedichtete, geistliche Lieder, die in Mitau abschriftlich verbreitet waren, in die Hand fielen. Er fühlte sich von ihnen so angesprochen, daß er sie zu componiren wünschte. Demnach ließ er sich der von ihm bewunderten Dichterin vorstellen und ersuchte sie, ihr sein Vorhaben eröffnend, etwa verborgene Schätze ihres Genius ihm nicht vorzuenthalten. Elisa gab ihm willig, was sie gedichtet hatte, und Hiller machte sich in geweihten Stunden an die Composition von Versen, die ihn so wohlthätig anmutheten.

Im Jahre 1783 erschienen die geistlichen Lieder Elisa's, von Hiller componirt, bei Dyck in Leipzig und trugen so zuerst den Namen der edlen und hochbegabten Frau durch die deutschen Gefilde.

Elisa's erste Reise in's Ausland und ihr dortiges längeres Verweilen.

Da die Gesundheit Elisa's sehr viel zu wünschen übrig ließ, und ihr Arzt es für unumgänglich hielt, daß sie ihrem Unterleibssystem durch eine Reise nach Karlsbad aufhelfe — eine vollständige Wiederherstellung der Leidenden wagte er nicht zu versprechen, weil ihr ganzes Sein zu tief erschüttert war — so gehorchte sie dieser Anweisung und verließ zum ersten Male das Land ihrer Geburt. Sie reiste in Begleitung ihres Arztes und einer bewährten Freundin, Sophie Becker mit Namen. Wie Elisa als Kind in der Leibeigenen den Menschenwerth erkannt und von deren niederer Lebensstellung ganz abgesehen hatte, so wählte die junge Frau eine Freundin nach dem Werthe ihres Innern, nicht danach fragend, welcher Familie sie entstamme. Diese Freundin war klug und unterrichtet. Sie führte ein Tagebuch über die mit Elisa gemachte Reise, das später unter dem Titel: „Briefe einer Kurländerin", bei Vieweg in Braunschweig erschien. Auf Elisa brachte die Reise gleich Anfangs den wohlthätigsten Eindruck hervor. Daß sie von den Stätten, wo sie, so jung noch, schon eine schwere Leidensschule durchgemacht hatte, durch einen weiten Zwischenraum getrennt ward und Menschen und Gegenden sah, die für sie ein unbeschriebenes Blatt waren, mithin nicht

die geringste wehmüthige Erinnerung wachriefen, dies wirkte vermöge des schmerzlos erhaltenen Geistes günstig auf die durch die hellere oder trübere Schattirung des Seelischen mächtig beeinflußten Leibesorgane. Vor allem kräftigten sich ihre fast ganz zerrütteten Nerven.

Auf dieser Reise begann nun für Elisa die lange Reihe berühmter Bekanntschaften, die ihr Leben zu einem bedeutenden machen würden, wäre es nicht durch sich selbst schon ein bedeutendes. Gleich in Königsberg kam sie mit Hamann, Hippel und Kant zusammen. Auch trat sie dem Kriegsrath Scheffner näher, diesem würdigen, freimüthigen Manne, der durch seinen herzlichen Verkehr mit einer andern herrlichen deutschen Frau — wir meinen die Königin Louise von Preußen — berühmt geworden. In Königsberg hielten sich damals wegen der Universität zahlreiche Kurländer auf und bildeten fast eine Colonie. So schied sie von der preußischen Krönungsstadt unter den günstigsten Eindrücken. In Berlin erfreute sie die Begrüßung ihrer beiden Brüder, der Grafen Karl und Johann von Medem, die im preußischen Heere dienten. Ihr Gatte, der Freiherr von der Recke, hatte ebenfalls in preußischen Kriegsdiensten gestanden, wie überhaupt die Kurländer in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, durch den Ruhm Friedrich's des Großen angelockt, dort ihrem kriegerischen Hange genügten. Elisa ward am preußischen Hofe vorgestellt und von der königlichen Familie mit großer Auszeichnung empfangen. In Berlin befreundete sie sich unter andern mit Nicolai, Mendelssohn und Spalding. Wir nennen diese drei Männer von so ganz verschiedenen geistigen Richtungen, weil dadurch, daß Elisa zu allen dreien in engere geistige Beziehung trat, dargethan wird, daß die ihr von dem einsichtigen Hofrath Schwander angerathene

Richtung ihrer Studien sie von allem Mysticismus und aller Einseitigkeit gründlich geheilt hatte. Wäre sie auf Lavater und Jung-Stilling beschränkt geblieben, so wären Mendelssohn und Nicolai für sie verbotene Früchte gewesen. Etwa noch zurückgebliebene Vorurtheile wurden durch den nähern Umgang mit diesen würdigen Männern gänzlich ausgetilgt. In Dresden machte sie die Bekanntschaft der Grafen Friedrich und Leopold von Stolberg, die sich gerade dort vorübergehend aufhielten. So hatten Königsberg, Berlin und Dresden die nach dem Umgange mit berühmten Männern so sehnsüchtig verlangende Elisa bereits mit Philosophen und Dichtern bekannt gemacht, deren Namen damals ganz Deutschland durchhallten. War sie in den großen Städten geistig auf's Glücklichste angeregt worden, so übte in Karlsbad der Gebrauch des Sprudels den heilsamsten Einfluß auf ihre Gesundheit. Auch entzückte sie die dortige Natur. Vor allem gereichten die Berge der in einem Flachlande Geborenen zu hohem Entzücken. So wäre Elisa wohl eine Zeitlang ganz glücklich gewesen, wenn nicht das Schicksal über die edelsten Menschen die meisten Prüfungen verhängte. Mitten in ihre Badekur traf die Nachricht von dem unerwarteten Ableben ihrer Stiefmutter. Dieser Todesfall berührte Elisa auf's Schmerzlichste, da sie bei ihrem liebevollen Gemüthe nur daran dachte, wie ihre Stiefmutter gütig gegen sie gewesen, als sie aus dem Hause der strengen Großmutter unter das väterliche Dach zurückkehrte, und edelmüthig vergaß, daß bei ihrer unglücklichen Ehe und bei deren Auflösung ihre Stiefmutter fast ganz auf Seiten des Herrn von der Recke gestanden hatte. Bei dem hohen Pflichtgefühle, das Elisa beseelte, fiel ihr sogleich ein, wie ihr nunmehr die Aufgabe zufalle, ihrem Vater durch treue Pflege seinen Verlust weniger schmerzlich zu machen.

So wäre sie gleich nach Kurland aufgebrochen, wenn ihr Arzt diesem Vorhaben nicht auf's Entschiedenste entgegengetreten wäre und erklärt hätte, ihre Gesundheit gestatte durchaus nicht, daß sie für den Winter in den kalten Norden zurückkehre; auch müsse die Badekur, deren wohlthätige Folgen durch die Trauerbotschaft wesentlich beeinträchtigt worden, im folgenden Jahre wiederholt werden. Elisa, bei der Verstand und Herz sich im glücklichen Gleichgewicht hielten, fügte sich, wenngleich mit wehmüthigem Bedauern wegen ihres vereinsamten Vaters, der Vorschrift des Arztes.

Es galt demnach für Elisa, sich während des Winters in Deutschland einzurichten. Sie hatte leider, wie die meisten Sterblichen, den Geldpunkt sehr zu berücksichtigen. Wir haben schon erzählt, daß ihre Einkünfte keine beträchtlichen waren, was sich durch den doppelten Umstand erklärt, daß sie von ihrem rauhen Gatten keine Unterstützung annehmen mochte und als Gräfin Medem auf keine große Erbschaft rechnen konnte, da in den Familien des kurischen Adels die Söhne meist bedeutend vor den Töchtern bevorzugt werden. Elisa mußte demnach, um größere Ausgaben zu vermeiden, auf den Aufenthalt in einer Stadt verzichten und sich zu einem ländlichen Stillleben entschließen, was ihr übrigens durchaus nicht schwer fiel, da sie ihre liebe Freundin, Sophie Becker, ja zur Gesellschaft hatte. Da Beide mit dem Dichter von Göckingk in Briefwechsel standen, und dieser hierdurch von ihrer Ungewißheit, wohin sie sich wenden sollten, Kenntniß bekam, so lud er sie herzlich ein, ein wohleingerichtetes, ihm gehörendes, Landhaus zu beziehen, das, wie er artig bemerkte, durch den Aufenthalt zweier so hochbegabten weiblichen Wesen für immer eine Weihe empfangen werde. Elisa und Sophie entsprachen dieser Einladung auf das Bereitwilligste. Sie traten dem-

nach von Karlsbad eine Reise nach der Harzgegend an und machten auf der nicht unbeträchtlichen Wegesstrecke angenehme Bekanntschaften, oder erneuerten bereits geschlossene. In Leipzig, das sie mit der Bekanntschaft von Weiße, Platner und Blankenburg bereicherte, sahen sie den ihnen von Mitau in so angenehmer Erinnerung gebliebenen Hiller wieder. Hiller begleitete Elisa bis Halle, von wo sie sich nach Dessau begab. Dort erfreute sie das Zusammensein mit einem hochgebildeten Fürstenpaare. Von dem, edlen Zielen zugewandten Leben am Hofe zu Dessau gegen Ende des achtzehnten und im Beginne des neunzehnten Jahrhunderts haben wir von Matthisson anziehende Schilderungen, der ja als Vorleser der regierenden Fürstin dort eine feste Stellung innehatte. Elisa, die für die in der Ehe ihr versagt gebliebene Liebe durch reiche Freundschaft entschädigt werden sollte, schloß mit der Fürstin Louise von Dessau einen Seelenbund für das Leben und fand an ihr die zweite wahrhafte Freundin. Als sie sich von der Fürstin verabschiedete, rief diese ihr die innigen Worte nach: „Wir haben uns gefunden; wir werden uns nicht mehr verlieren.“ Wenn Elisa nicht ohne Schmerz sich aus den sanften Banden dieser neugeschlossenen Freundschaft losriß, so traten ihr doch auf dem Wege, den sie von jetzt an bis zu dem Landhause des Herrn von Göckingk noch durchmessen mußte, so viele fesselnde Bekanntschaften entgegen, daß sie zum innern Brüten und zur Trauer keine Zeit übrig behielt, sondern genug zu thun hatte, die neuen, mehr oder minder bedeutenden Erscheinungen, die ihr entgegentraten, sich zurechtzulegen und vollständig zu erfassen. In Erfurt verlebte sie genußvolle Stunden mit dem Coadjutor von Dalberg, der gleich ihr vornehme Geburt verband mit ästhetischer Anempfindung. Von Erfurt ging es nach Weimar, in das

Elisa nicht ohne Herzklopfen einfuhr, wenn sie daran dachte, daß sie jetzt die großen Dichter persönlich kennen lernen sollte, die bis in ihre Mitauer Einsamkeit so belebende und erwärmende Strahlen entsandt hatten. Als Elisa Weimar betrat, strahlte Wieland's Dichterruhm noch im hellsten Glanze, der erst mit jedem neuen Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts mehr und mehr verblassen sollte. Elisa hatte sämmtliche Wieland'sche Erzeugnisse gelesen, die vom Hofrath Schwander wohl vorzüglich deshalb auf ihren Büchertisch gelegt wurden, um dem Teufel der Schwärmerei durch den Beelzebub der Sinnlichkeit eine Paroli zu biegen. Besonders nützlich für Elisa, um einen etwa zurückgebliebenen Hang zum Mysticismus gänzlich zu vertreiben, waren ihre häufigen Unterredungen mit dem Hofrath Bode, der ausgezeichnete englische Werke in ein vortreffliches Deutsch übertragen hatte. Er enthüllte ihr die meist unlautern Zwecke der damals in Blüthe stehenden geheimen Gesellschaften. Besonders trugen seine verächtlichen Aeußerungen über Cagliostro mächtig dazu bei, daß sie diesen immer mehr und mehr als Gaukler erkannte. So verlebte Elisa einen ganzen Monat in Weimar auf die angenehmste und für ihre geistige Aufhellung nützlichste Weise. Da die liebenswürdige und kluge Kurländerin sich alle Herzen gewann und Jeder ungern von ihr schied, so bat Hofrath Bode um die Gunst, ihren Reisegefährten bis Wülferode abgeben zu dürfen. Elisa nahm mit Dank das Anerbieten eines Mannes an, den sie während eines vierwöchentlichen Zusammenseins hatte schätzen lernen, und dem sie so manche Aufhellung verdankte. Elisa langte demnach, von Bode und ihrer Freundin begleitet, in Wülferode an, wo sie von Herrn von Göckingk und dessen Gattin auf's Herzlichste empfangen wurde. Wäre die Jahreszeit nicht eine so vorgerückte gewesen —

man befand sich im Anfange des Novembers — so hätte Elisa sich an einer romantischen Gegend erfreuen können. Doch bei dem gemüthlichen Leben im Innern des Hauses sehnte sie sich gar nicht nach der schönern Jahreszeit, indem im gewissenhaften Ausbau ihrer innern Burg, die einzig dem Menschen eine sichere Wohnung gewährt, und in häufigem Zusammenleben mit Göckingk und dessen feinsinniger Gattin — Göckingk wurde durch die Beaufsichtigung einer Wochenschrift in der Stadt zurückgehalten und erschien nur in Zwischenräumen — indem ihr die Zeit auf die nützlichste und angenehmste Weise verstrich und sie keinen Augenblick Langeweile verspürte. Da Bode sich von Elisa noch nicht so bald trennen mochte und während des Novembers als Gast in Wülferode verweilte, so ward von hier aus ein gemeinsamer Besuch bei Gleim in Halberstadt abgestattet. Im Frühling erschien Gleim zum Gegenbesuche. Er befand sich in Begleitung des Regierungsassessors Schwarz, der auf diese Weise die Bekanntschaft Elisa's und ihrer Freundin machte. Das sinnige Wesen und der gebildete Geist Sophie Becker's zogen den Begleiter Gleim's so mächtig an, daß er sich mit ihr verlobte. Dies war für Elisa eine große Genugthuung, da sie dadurch das Lebensloos der geliebten Freundin gesichert sah. Jetzt machte sie in heitersten Stimmung noch einen Ausflug nach Göttingen, wo Bürger als neuer Schmuck zu ihren berühmten Bekanntschaften hinzutrat. Später erwärmte sich die Bekanntschaft mit Bürger zur Freundschaft. Im Mai ging Elisa, von Göckingk und dessen Gattin begleitet, zu erneuerter Kur nach Karlsbad. Diesmal wirkte der Sprudel so überaus wohlthätig auf sie, daß der Badearzt ihr versprechen zu können glaubte, daß sie ihre verlorene Gesundheit ganz und gar wiedererlangen werde. Doch rieth er

ihr, wegen einer Nachkur Brückenau aufzusuchen. Als sie hier anlangte, meinte der von ihr zu Rathe gezogene Brückenauer Arzt, daß Pyrmont eigentlich ihrem Zustande angemessener gewesen wäre. Indeß schickte er sie nicht fort, sondern äußerte, daß ein Versuch mit dem dortigen Brunnen nicht schaden könne. Und über einen Versuch hinaus kam es gar nicht. Denn kaum hatte sie die Kur begonnen, so empfing sie die Nachricht von der lebensgefährlichen Erkrankung ihres geliebten Vaters. Waren im vorigen Jahre die wohlthätigen Wirkungen ihrer Karlsbader Kur durch die Botschaft von dem Tode ihrer Stiefmutter beeinträchtigt worden, so ward jetzt bei der gewaltigen Aufregung und der Angst um den Zustand ihres Vaters die ihr in Aussicht gestellte gänzliche Genesung zur Unmöglichkeit. Unwiderruflich stand es bei ihr fest, daß sie nach Kurland zurückeilen müsse, um am Krankenbette des verehrten Vaters eine bange und doch süße Pflicht zu erfüllen. Die Bitten ihrer Freunde, sowie die Vorstellung des Arztes, daß durch die Reise nach Kurland alle bisherigen günstigen Ergebnisse ihrer Badekur würden aufgehoben werden, vermochten nichts über die gebietende Stimme ihres Busens. So reiste sie denn Tag und Nacht, ohne sich Rast zu gönnen, der Heimath zu. Doch ihr gänzlich erschöpfter Zustand zwang sie, in Frankfurt an der Oder einen Tag sich auszuruhen, um dort neue Kräfte zu sammeln. Dort ereilte sie die Trauerbotschaft, daß ihr Vater seiner Krankheit erlegen sei. Jetzt hatte ihre eilige Rückkehr nach Kurland keinen Zweck mehr. Wohl aber erinnerten sie ihre gänzlich erschöpften Kräfte, daß sie bei ihrem tiefen Seelenschmerze ihrem Körper zu Hülfe kommen müsse, weil sie sonst dem zweifachen Leiden zu erliegen drohe. Sie begab sich deshalb nach Pyrmont. Das Bad verfehlte auf sie nicht seine wohlthätige Wirkung.

Doch empfing sie nach nicht langem Verweilen die Nachricht, daß ihre geliebte Schwester Dorothea auf ihrer Rückreise aus Italien in Berlin eintreffen werde. Jetzt duldete es sie nicht länger in Pyrmont, sondern sie eilte der theuren Schwester entgegen, um mit ihr gemeinsam den dahingeschiedenen Vater zu beweinen. In Potsdam traf Elisa mit Dorothea zusammen, und die beiden sich so innig liebenden Schwestern und tiefempfindenden Frauen brachten dem verklärten Vater ein thränenreiches Todtenopfer. Doch war das tägliche Zusammensein mit der Schwester, die in Berlin einen längern Aufenthalt nahm, und deren Brust sich der Freude nicht lange verschloß, für die ernste Elisa von heilsamer Wirkung, indem es sie verhinderte, in Schwermuth zu verfallen, woraus sich auf's Neue ein krankhafter Mysticismus hätte entwickeln können. Doch nicht blos durch das Zusammensein mit ihrer im Grunde so lebensmuntern Schwester ward Elisa trübem Brüten entrissen, sondern auch durch die berüchtigte Halsbandgeschichte, die damals in allen Hauptstädten Europa's das Tagesgespräch bildete. Jetzt tauchte die ihr unheimlich gewordene Gestalt Cagliostro's mächtig aus dem Dunkel hervor, in den sie ihn gern begraben hätte. Warf er doch seinen unheimlichen Schatten auf eine schöne, hochherzige Königin, für die er die erste Stufe des Schaffot's zimmerte. Cagliostro, um sich gegen die ihn auf's Schwerste belastenden Anschuldigungen zu vertheidigen, hatte eine Reihe der achtbarsten Namen genannt, die gleichsam für ihn Bürgschaft ablegen sollten, und durch deren thatsächliche oder erlogene Freundschaft er seinen Werth zu verbürgen gedachte. Unter diesen zur Ehrenrettung Cagliostro's angeführten Namen befanden sich auch die Herzogin Dorothea von Kurland und die Freifrau Elisa von der Recke. Jetzt glaubte die Letztere

sich nicht mehr mit der stillen Verachtung begnügen zu dürfen, in die sie den als Gaukler erkannten Cagliostro einhüllte, sondern im Angesichte der Welt gegen ihn und sein unheimliches Treiben Zeugniß ablegen zu müssen. Sie gab demnach in der Berlinischen Monatsschrift eine Erklärung ab, die ihrer würdig war, und die der Wirksamkeit Cagliostro's für alle Einsichtigen den Todesstoß versetzen mußte. Leider aber findet der feine Betrüger oft zahlreiche und innig überzeugte Anhänger, die sich mit Leibeskräften dagegen sträuben, von ihrem Wahne geheilt zu werden. So geschah es auch diesmal in Berlin. Zwar nicht für Cagliostro, aber doch für die Magie trat der Prinz Eugen von Würtemberg in die Schranken und richtete in der Berliner Monatsschrift eine Ansprache an Elisa, in der er bemüht war, ihre aufgestellten Behauptungen zu widerlegen. Doch wurde es der geistvollen Kurländerin nicht schwer, in einer freimüthigen Entgegnung, in der sie den in nebelhaften Vorstellungen befangenen Prinzen durch die klarsten Thatsachen widerlegte, aus diesem Streite für Licht und Wahrheit gegen Dämmerung und Lüge siegreich hervorzugehen.

Nachdem Elisa den Schluß ihres Aufenthaltes in Deutschland durch die begonnene Entlarvung eines Betrügers mit einer That von segensreichen Folgen gekrönt hatte — verminderte sie doch die Gefahr, daß Cagliostro hinfürder schwache Gemüther für sich einnehmen und unlautern Zwecken dienstbar machen könne — kehrte sie im Februar 1786 nach Kurland zurück, von wo sie im Juli 1784 abgereist war, und wo sie ihren Vater und ihre Stiefmutter nicht mehr unter den Lebenden fand.

Elisa's mehrjähriger Aufenthalt in Mitau.

Als Elisa in Mitau anlangte, fand sie auch die dortige Gesellschaft in lebhaftester Erregung über die Halsbandgeschichte und den darin verflochtenen Cagliostro. Hatte der italienische Betrüger doch in Mitau eine Menge der angesehensten Personen, die sonst keineswegs blindem Köhlerglauben ergeben waren, für sich zu gewinnen gewußt. Elisa, die ja in Berlin ein muthiges Zeugniß für die Wahrheit abgelegt hatte, und die bei den mannigfachen Entschuldigungen und Bemäntelungen, die zu Gunsten Cagliostro's unternommen wurden, mit Schrecken erkannte, welche Gewalt der schlaue Betrüger über die Gemüther zu gewinnen gewußt, Elisa hielt, in Berücksichtigung, wie viel Unheil von dem italienischen Gaukler noch angestiftet werden könne, es für Pflicht, daß von einer gespitzten männlichen Feder der Küraß seiner Lüge durchbohrt werde. Sie forderte deshalb einige kluge Männer in Mitau, die an der dort von Cagliostro gestifteten Loge Theil genommen und jetzt über sein falsches Treiben keinen Zweifel mehr hatten, eindringlich auf, den gefährlichen Betrüger zu Boden schmettern. Doch alle von ihr um diese That angegangenen Männer brachten Entschuldigungen vor, und Keiner wollte sich dieser unangenehmen Aufgabe unterziehen. Nun ward es ihr klar, daß sie noch

einmal der Wahrheit die Ehre geben müsse, und daß das „mulier taceat in ecclesia“ für sie nicht gelten könne, wenn die Männer in unwürdiger Bedenklichkeit verstummten. Da sie bei der damaligen Anwesenheit Cagliostro's in Mitau ihn auch für einen Magier und Wundermann gehalten hatte, weshalb sie in ihrer gewissenhaften Weise während ihres Zusammenlebens mit ihm ein genaues Tagebuch über die empfangenen Eindrücke führte, so brauchte sie dies nur durchzusehen und daran Erläuterungen zu knüpfen, die sie, Dank dem aufhellenden Umgange mit Bode, jetzt zu geben vermochte. Obgleich sie während ihrer Arbeit von einer Krankheit befallen und bettlägerig wurde, so rastete sie doch nicht, bis das erfüllt war, was sie als eine heilige Pflicht betrachtete. Sie zwang demnach ihre Gedanken zur vollkommensten Klarheit und Folgerichtigkeit, und veranlaßte eine befreundete Person, während bestimmter Stunden des Tages niederzuschreiben, was in wohlüberdachten Worten aus ihrem Munde floß. So ward denn ihr Buch unter dem bezeichnenden Titel: „Der entlarvte Cagliostro“, vollendet und erschien im Jahre 1787 bei Nicolai in Berlin. Nicolai verlegte dies Buch mit besonderm Vergnügen, da nächst den Flöhen Italiens, auf die er seit seiner Reise dahin einen unauslöschlichen Haß geworfen hatte, seiner nüchternen Denkart jeglicher Geisterspuk ein Gräuel war. Merkwürdigerweise nahmen die von Nicolai so hartnäckig geleugneten Geistererscheinungen an dem aufgeklärten Buchhändler eine glänzende Rache, insofern er in den letzten Jahren seines Lebens mitten in seinem vernunftklaren Zimmer von ihnen heimgesucht ward. Denn, wenn er von seiner Arbeit einen Augenblick aufsah, so stand, wenige Schritte von ihm entfernt, diese oder jene Erscheinung eines Freundes oder Bekannten vor ihm, die, ging man ihr näher zu Leibe,

sich in ein Nichts auflöste. Und nicht genug, daß die Geister den aufgeklärten Nicolai eine Zeitlang ganz aus seinem Gleichgewichte brachten, nein, sie zwangen ihn auch, sich von der spottsüchtigen preußischen Hauptstadt verlachen zu lassen. Er reichte nämlich der Berliner Akademie einen genauen Bericht über diese krankhaften Erscheinungen ein, und in seiner aufrichtigen, aber von der Mehrzahl der Leser allzu naiv gefundenen Schilderung erwähnte er eine etwas lächerliche Blutegelkur, die allerdings mehr nützlich, als ästhetisch war. Genug, Nicolai mußte später für den entlarvten Cagliostro büßen, nicht so Elisa, die als wohlverdienten Preis ihrer Wahrheitsliebe und ihrer muthigen Darstellung von der Kaiserin Katharina, die schon dem italienischen Gaukler den Aufenthalt in Petersburg nicht gestattet hatte, einen schmeichelhaften Brief empfing, dem sich später die lebenslängliche Nutznießung eines kurischen Kronsgutes hinzugesellte.

Wie Elisa bei ihrem ersten Angriffe auf Cagliostro einen prinzlichen Gegner fand, so jetzt einen Geistlichen der evangelischen Kirche, nämlich den Oberhofprediger Stark in Darmstadt. Der Oberhofprediger war auf Elisa äußerst ergrimmt, weil sie ihn des Kryptokatholicismus beschuldigt hatte. Doch seine weitschweifigen Erörterungen wirkten ebensowenig überzeugend, wie die frühere kürzere Entgegnung des Prinzen Eugen von Würtemberg. Einen würdigeren und ihr geistig ebenbürtigen Gegner fand Elisa in Schlosser, der im deutschen Museum ein Geplänkel gegen sie eröffnete. Elisa vermied in ihrer großen Bescheidenheit, dem berühmten Gelehrten unmittelbar zu entgegnen. Da sie doch den Oberhofprediger, der ihre Darstellung seicht und oberflächlich genannt hatte, abkanzeln mußte, so schrieb sie eine treffende Antwort auf seine Angriffe, betitelt: Etwas über Stark, und entkräftete hier zugleich, was von Schlosser

gegen sie vorgebracht worden. Schlosser, der sich getroffen fühlen mochte, schrieb jetzt einen Aufsatz, den er sich einige Mühe kosten ließ, und in dem alle Lichter seines hellen Geistes spielten. Er hatte die Artigkeit, seinen Aufsatz in die Hände Elisa's gelangen und bei ihr anfragen zu lassen, ob sie dafür halte, daß diese Schrift gedruckt werde. Elisa, eine unerschrockene Priesterin der Wahrheit und von dem Vortheile oder Nachtheile, den die Veröffentlichung für ihre Person haben könne, ganz absehend, ließ zurückmelden, sie müsse diese Frage mit einem unbedingten „Ja" beantworten, so bald der berühmte Herr Professor glaube, daß hiermit der Aufklärung gedient werde. Schlosser, der das Recht und die Wahrheit nicht auf seiner Seite fand, ließ die Schrift im Pulte liegen, und so ward Elisa von keinem ebenbürtigen Gegner widerlegt, was, angesehen die Gerechtigkeit ihrer Sache, auch kaum geschehen konnte.

Die aus Deutschland kommenden Angriffe wurden für Elisa reichlich aufgewogen durch ein sehr schmeichelhaftes Schreiben der russischen Selbstherrscherin, die der freimüthigen Elisa dafür dankte, daß sie die Lüge entlarvt habe, und die das Buch über Cagliostro in's Russische übersetzen ließ, damit ihre Unterthanen vor den Netzen ähnlicher Betrüger bewahrt blieben. Katharina fühlte sich durch das Buch Elisa's wohl deshalb so angesprochen, weil sie in einigen durchaus nicht ungeschickt angelegten Komödien bereits das Treiben Cagliostro's verspottet hatte. Der Brief der Kaiserin Katharina war auch ein Meduſenschild, der die ergrimmte Großmutter Elisa's, die schon einmal wieder wie ein Ungewitter über ihre arme Enkelin daherfahren wollte, in Stein verwandelte und ihr die vor Zorn bebende Lippe schloß. Denn das Auftreten Elisa's als Schriftstellerin war der stolzen Staroſtin ein Gräuel.

Sie dachte hierüber wohl ebenso, wie ein alter Edelmann der Bretagne, nämlich der Vater Chateaubriand's. Der große Schriftsteller wenigstens behauptet, daß, wäre sein Vater am Leben geblieben, er sich über den friedlichen Lorbeer seines Sohnes kaum gefreut haben würde, da für ihn nur der durch das Schwert erworbene Ruhm Werth gehabt habe. Bei der Großmutter Elisa's war der Becher ihres Zorns gerade bis zum Ueberschäumen voll, als das Buch ihrer Enkelin erschien. Sie hatte schon immer etwas spottend von der „gelahrten Elisa" gesprochen und war über das von ihren Ansichten so abweichende Treiben ihrer Enkelin gar nicht aus dem Kopfschütteln herausgekommen. Mit höchstem Unwillen hatte sie gehört, daß Elisa dem Phädon von Mendelssohn eine wesentliche Bekräftigung für ihren Unsterblichkeitsglauben entnommen. Sie fand es entsetzlich, daß eine Christin sich von einem Juden in ihrer religiösen Ueberzeugung stärken lasse. Wenn die Staroſtin von dem Gedanken ausging, daß das Judenthum in Bezug auf das Fortleben keineswegs ein siegesgewisses Ueberzeugtsein ausbildete, und daß erst Christus uns die Wohnungen des Vaters erschloß, so konnte man ihren Gründen eine gewisse Berechtigung nicht versagen. Jedenfalls aber war es ein Glück, daß die Schale ihres Zorns sich über Elisa nicht ergoß, die bei stetem körperlichen Leiden einen solchen Sturm kaum hätte zu bestehen vermocht. So wirkte der Brief der nordischen Semiramis, die schon die Strahlen der künftigen Herrscherin in kurische Schlösser und Hütten entsandte, zweifach wohlthätig, indem er der wackern Elisa eine Genugthuung bereitete und sie vor unverdienten Ergüssen des großmütterlichen Zorns bewahrte. Hatte die Arme an geistiger Unruhe doch schon mehr, als ihr dienlich war. Denn die zerrütteten staatischen Zustände Kurland's machten ihr

vielfachen Kummer. Seitdem ihre Schwester Dorothea die Gemahlin des regierenden Herzogs geworden, stand sie begreiflicherweise nicht auf Seiten des sich in polnischem Gebahren gefallenden kurischen Adels, sondern sie wünschte, daß ihrem Schwager von den Landständen das Regieren nicht unmöglich gemacht werde. Bei ihrem milden und gerechten Sinne erschien es ihr billig, daß dem Bürgerthume im Staate eine würdige Stellung eingeräumt werde, daß der Adel einen Theil seiner Vorrechte freiwillig aufgebe, und daß dem Fürsten aus einem richtigen Geichgewichte der bestehenden Gewalten die Möglichkeit erwachse, überallhin erfolgreich und segensvoll einzugreifen. Doch wo hätte man im Streite der Leidenschaft auf die Stimme der Vernunft gehört? Wo hätten erhitzte Parteien sich Zugeständnisse gemacht, ohne durch eine mächtige Mittlerhand dazu gezwungen zu werden? Wenn die Erbitterung eine so gewaltige geworden, wie es zwischen dem Herzoge Peter und dem größeren Theile des kurischen Adels der Fall war, dann bleibt dem Regenten nichts übrig, als, ein anderer Cromwell, in den Saal der Landstände zu gehen und diesen recht fest zu verschließen. Aber hierzu fehlte dem Herzoge Peter die Thatkraft. Auch hatte er nicht, wie der gewaltige Protector, in zahlreichen Schlachten siegreich gekämpft, mithin nicht über eine Schaar von Kriegern zu gebieten, die seine Befehle ohne Bedenken ausführten. Wie die Verhältnisse in Kurland lagen, neigte sich die Wagschale zu Gunsten des aufrührerischen Adels, der das von Polen gegebene Beispiel mit nur zu großem Talente nachahmte. Inmitten der Sorgen und Kümmernisse, die der schon genug geprüften Elisa aus den verworrenen kurischen Staatsverhältnissen erwuchsen, fiel ein heller Freudenstrahl in ihr verdüstertes Dasein, als ihre Schwester am 23. Februar 1787

dem Lande einen Erbprinzen schenkte. Jetzt schien es, als ob sich besänftigendes Oel auf die Wogen des adeligen Aufruhrs ergieße. Der Jubel, der das ganze Land durchhallte, fand auch ein Echo bei den sonst so kalt und feindlich darein schauenden Edelleuten. Sie ließen es an Ergebenheitsversicherungen für die überdies bei ihnen sehr beliebte Herzogin Dorothea nicht fehlen, so daß der Friedensbogen der Versöhnung sich über Kurland zu wölben schien. Elisa's edles Herz empfand hohe Freude bei dem Anblicke so seltener Eintracht. Diese gehobene Stimmung, die leider nur kurze Zeit andauern sollte, war der schicksalsgeprüften Frau um so mehr zu gönnen, als sie bald darauf durch die Abreise ihrer besten Freundin betrübt wurde. Sophie Becker verließ nämlich Kurland für immer, um an der Seite eines geliebten Gatten eine neue Heimath zu finden. Elisa wandte sich jetzt mit wo möglich noch größerer Zärtlichkeit ihrer Schwester Dorothea zu, die ihres einsichtigen Rathes und ihrer tröstenden Nähe häufig bedürftig war. Denn Dorothea versuchte es mit nie ermattender Bereitwilligkeit, obgleich durch den häufigen Eigensinn ihres Gemahls und das meuterische Verhalten des kurischen Adels ihr Amt sehr erschwert wurde, Dorothea versuchte es, zwischen den beiden fast coordinirten Staatsgewalten einen modus vivendi zu finden und so das stockende kurische Staatsleben wieder in Gang zu bringen. Doch die löblichen Versuche der klugen und anmuthigen Fürstin scheiterten an der Unversöhnlichkeit der Parteien. Der Herzog lebte mit seinen Ständen in derselben stürmischen Ehe, wie der Papst mit dem italienischen Staate, nur daß ihm mehr die Hände gebunden waren, und er das Fluchen und Wettern mehr im Innern des Palastes betreiben mußte, während der Statthalter Christi seinen Zorn hinausschreit über das Weltall. Es kann

nicht Wunder nehmen, daß Elisa, die ihre Schwester sich in einer Sisyphusarbeit abmühen sah, immer bekümmerter ward, und daß die Niedergeschlagenheit ihrer Seele auf den Körper höchst nachtheilig einwirkte. So ward ihr Zustand allmälig äußerst bedenklich, und jetzt gesellte sich zu ihren innern Leiden eine nicht unbeträchtliche Taubheit, die ihr größere Gesellschaften, selbst wenn sie Neigung dazu verspürt hätte, unmöglich gemacht haben würde. Elisa's Arzt, der nebenbei wohl bemerkte, daß sie den trüben kurischen Verhältnissen entrückt werden müsse, erklärte unumwunden, daß ohne eine neue Reise nach Karlsbad an eine Besserung ihres in mehrfacher Hinsicht Besorgniß erregenden Zustandes nicht gedacht werden könne. Da Elisa sich begreiflich danach sehnte, von innern Leiden und äußerer Taubheit befreit zu werden, so erhob sie keinen Widerspruch gegen die Anordnung des Arztes und begab sich zum zweiten Male in's Ausland, dem sie an Schätzen des Geistes und des Herzens so vieles verdankte, und dem sie deshalb mit Hoffnung und Zuversicht auf's Neue zustrebte.

Elisa's zweite Reise in's Ausland.

Die diesmalige Badekur in Karlsbad begann für Elisa unter den günstigsten Verheißungen. Vor allem war es erfreulich, daß sie, die sich so gern mittheilte, ihr Gehör wieder bekam, mithin einen vertraulichen Verkehr mit edlen und feinen Geistern nicht aufzugeben brauchte. Auch ihr sonstiges Befinden ließ kaum etwas zu wünschen übrig. Nachdem Elisa den Leib gestärkt hatte, wollte sie auch ihre Seele aufrichten und begab sich deshalb zu ihrer theuren Freundin Sophie, die jetzt als die Gattin eines klugen und angesehenen Mannes glückliche Tage in Halberstadt verlebte. Hier verfloß ihr eine sehr angenehme Zeit. Denn außer mit der geliebten Freundin und deren würdigem Gatten, verkehrte sie häufiger mit einem Kreise hervorragender Persönlichkeiten, zu denen allen sie sich mehr oder weniger hingezogen fühlte. Es waren Gleim, Klamer Schmidt, Göckingk und dessen Gattin Amalia, deren feines und zartes Wesen Elisa bei einem frühern längern Zusammenleben ungemein hatte schätzen lernen. Doch schien es über Elisa verhängt zu sein, daß sie sofort ein schwerer Schicksalsschlag treffen mußte, wenn sie gerade daran war, einmal recht frei aufzuathmen. Der grausame Tod entriß ihr nämlich eine geliebte Freundin und dem Regierungsassessor Schwarz eine vortreffliche Gattin. Sophie

starb, nachdem sie einem Sohne das Leben geschenkt. Elisa theilte ihrer Schwester Dorothea, die ebenfalls Sophie Schwarz lieb und werth gehalten hatte, die Trauerkunde mit und gab ihrem Schmerze und ihrer Verlassenheit einen nachhaltenden Ausdruck. Dorothea fühlte sich durch diese Nachricht tiefbewegt und dachte darüber nach, wie sie ihr Mitgefühl am Besten bezeugen könne. Da sie, gleich ihrer Schwester Elisa, die Liebe und Sorge für die Mutter auf das neugeborene Kind übertrug, so warf sie für die Erziehung des Knaben jährlich eine Summe von 300 Thalern aus und wußte ihr Anerbieten in so feine und herzliche Formen zu kleiden, daß des Vaters Zartgefühl nichts dagegen einzuwenden vermochte. Natürlich war für Elisa, die gern nach allen Seiten hin geholfen hätte, aber in ihren damaligen Verhältnissen dem Wunsche nicht die That nachfolgen lassen konnte, die großmüthige Unterstützung ihrer Schwester ein nicht geringer Trost in ihrer Bekümmerniß. Und wie der Himmel den edlen und starken Gemüthern allerdings viel zu tragen auferlegt, aber niemals die Hülfe versagt, wenn sie sich nur glaubensvoll emporringen, so streckten sich auch der gebeugten Elisa, nachdem sie Diejenige verloren, die ihr ganzes Herz besessen hatte, die Arme einer andern Freundin entgegen, die sie während ihres frühern Aufenthaltes in Deutschland zu gewinnen das Glück gehabt. Es war die Fürstin Louise von Dessau, eine der edlen Elisa in vielfacher Hinsicht verwandte Seele. Kaum hatte die Fürstin von dem schweren Verluste gehört, der Elisa betroffen, so lud sie dieselbe ein, zu ihr zu kommen und an ihrem Busen sich auszuweinen. Elisa zögerte nicht, dieser ehrenvollen Einladung zu entsprechen, und begab sich nach Wörlitz. In dem engen Zusammenleben mit der milden fürstlichen Frau und in dem an Naturschönheiten reichen Aufent-

halte schloß sich allmälig ihre tiefe Herzenswunde. Denn, nachdem Elisa in ihrer Ehe so traurige Erfahrungen gemacht hatte, war für sie die sanfte Freundschaft an die Stelle der stürmischen Liebe getreten, und Verluste, die sie hier erlitt, trafen ihre verwundbarste Stelle. Aber kaum, daß sich ihre Herzenswunde, Dank der Zeit und den milden Trostworten einer mitempfindenden Freundin, geschlossen hatte, obgleich ihr Inneres der Schmerz noch häufig durchzuckte, da kam aus Kurland eine sie tief betrübende Kunde. Im März des Jahres 1790 starb nämlich der kurische Erbprinz, er, dessen Geburt von dem herzoglichen Ehepaare und dem gesammten Lande mit solchem Jubel begrüßt worden, weil er gleichsam als ein Engel des Friedens in die Mitte hadernder Parteien trat und ein Anker zu werden versprach für das durch Stürme umhergeworfene kurische Staatsschiff. Der Schmerz Dorothea's war ein so heftiger, daß er sie niederwarf, und man auch um ihre Tage ernste Besorgnisse hegte. Diese niederschmetternden Nachrichten gelangten an Elisa, als sie eben ein wenig aufzuathmen begann. Ein Glück bei allem Leide war, daß sie ihre beabsichtigte Badereise nicht bereits angetreten hatte, sondern noch unter dem Dache ihrer edlen fürstlichen Freundin weilte, die auf's Neue Gelegenheit hatte, aus der unerschöpften Kammer ihres Herzens reichen Balsam heraufzuholen. Hätte Elisa die Nachricht von dem Ableben des kurischen Erbprinzen in Karlsbad getroffen, fern von dem Troste einer theilnehmenden Seele, so wäre diese Trauerkunde für ihre Gesundheit wahrscheinlich verhängnißvoll geworden. Nun aber richtete sie sich auf an dem religiösen Zuspruche ihrer fürstlichen Freundin, und wie man nach harten Schicksalsschlägen für jedes glückliche Ereigniß doppelt erkenntlich ist, so empfing sie mit innigstem Danke

gegen Gott eine spätere Nachricht aus Kurland, die doch beruhigender lautete in Betreff des Befindens ihrer theuren Dorothea. Letztere befand sich nämlich auf dem Wege der Besserung und sollte sich auf Anrathen ihres Leibarztes nach Karlsbad begeben, mithin hatte Elisa die Aussicht, die vielgeliebte Schwester in nicht ferner Zeit an ihr Herz zu drücken. Aus diesen Tagen besitzen wir einen Brief Elisa's an Bürger, der über ihren damaligen Gemüthszustand Kunde giebt. Er zeigt sie bereits angeweht von dem Athem der Hoffnung; doch beginnt sie sofort mit dem großen Verluste, den Kurland und sie durch den Tod des Erbprinzen erlitten. Der Wortlaut des Briefes ist dieser:

„Wörlitz, den 23. April 1790.

Die Zeitungen werden Ihnen, lieber Bürger, den Verlust meines Vaterlandes gesagt haben. Seit vorigem October ist meine Seele von so mancher Seite tief erschüttert worden. Gott allein weiß, was gut ist, — in diesen Gedanken suche ich mich zu wiegen.

Auch mit dem Verluste unsrer geliebten Herzogin war ich bedroht — denn die Theure ist dem Tode nahe gewesen, und jetzt noch recht krank. Ich hoffe, diese schwesterliche Freundin, in den letzten Tagen des Mai, an mein Herz zu drücken, und Anfang Juni mit ihr den Sprudel zu trinken; über dreißig Kurländer kommen dies Jahr nach Karlsbad. Wollen Sie Ihrem Vorsatze gemäß auch durch diese Heilquelle Ihre Gesundheit befestigen, so finden Sie sich in den ersten Tagen des Juni in Karlsbad ein, ich verspreche Ihnen in der Kurländischen Kolonie so manche frohe Stunde. Morgen verlasse ich das liebe Wörlitz, wo ich an der Seite eines edlen Fürstenpaares fünf frohe, einsame Monate verlebt habe.

Ich reise nach Leipzig — in der Mitte Mai nach Dres-

den, und bin Ende dieses Monats, oder Anfang Juni in Karlsbad. Durch ein paar Zeilen wünschte ich in Leipzig zu erfahren, ob Sie auch den Sprudel trinken werden.

Ende November bin ich mit unserer geliebten Herzogin wieder in unserm Vaterlande, und sehe Deutschland wahrscheinlich nie wieder. Aber weder Zeit noch Raum, — wird die Freunde, die ich ehre, jemals aus meinem Gedächtnisse reißen, — und Bürger ist auch in dieser mir heiligen Reihe. Leben Sie recht wohl — ich werde mich freuen, wenn ich Sie in Karlsbad spreche, — wird diese Aussicht zu Wasser — so rechne ich doch mit aller Zuversicht darauf — daß ich für keine kürzere Dauer als auf ewig — die Freundin meiner Freunde bin.

Elisa."

Am Ende des Maimonats trafen sich Elisa und Dorothea in Dresden. Natürlich flossen während ihres ersten Wiedersehens reichliche Thränen. Doch besaß Dorothea noch die Schnellkraft der Jugend, und durch den trüben Horizont ihres Gemüthes brach die Sonne ihrer angeborenen Heiterkeit zu siegreich hervor, als daß sie sich mit ihrer Schwester der Einsamkeit ergeben hätte. Begreiflicher Weise fehlte der Sinn für rauschende Vergnügungen, wohl aber war Geneigtheit vorhanden für den Umgang mit geistvollen Persönlichkeiten. So empfing Dorothea häufiger den preußischen Gesandten, Grafen Geßler. Gleich Wilhelm von Humboldt, Niebuhr und Bunsen, gehörte Graf Geßler zu der nicht großen Anzahl preußischer Gesandten, die neben der ausreichenden Fähigkeit für das von ihnen bekleidete Amt einen bedeutenden Ueberschuß geistiger Kraft für die höhern Aufgaben der Menschheit aufzuweisen vermochten. Auch mit dem durch Wissen und Gemüthstiefe sich auszeichnenden Körner'schen Ehepaare,

auf die später ein dichterischer Freund und ein dichterischer Sohn hellen Glanz warfen, kamen Dorothea und Elisa häufig zusammen. Musikalische Abendunterhaltungen, wo die Themata im Einklang mit der elegischen Grundstimmung der beiden kurischen Schwestern gewählt waren, lösten durch die fließende Thräne das starre Wehe, das noch hier und da in der tiefsten Brust zurückgeblieben war.

So begaben sich Elisa und Dorothea, durch den Dresdner Aufenthalt an Seelentrost um vieles reicher geworden, zu der stärkenden Heilquelle des schönen Böhmerlandes.

Die Reise der beiden kurischen Schwestern nach Karlsbad.

Da die Herzogin von Kurland wegen ihres beträchtlichen Gefolges bedeutende Räumlichkeiten in Karlsbad benöthigte und deshalb ihre Schwester nicht als Gast bei sich aufnehmen konnte, für Elisa aber eine passende Wohnung noch nicht aufgefunden war, so reisten Beide, in Begleitung des Grafen Geßler, nur bis zu dem, in der Nähe von Teplitz gelegenen Geiersberge zusammen, mit der Verabredung, sich sofort wieder zu vereinigen, wenn das erforderliche Quartier belegt worden sei. Sollte demnach auch nur ein Abschied für kurze Zeit stattfinden, so floß doch manche Thräne, da sie einmal bei ihrer innigen schwesterlichen Zuneigung sich ungern trennten, und da zweitens durch die trüben Ereignisse einer noch frischen Vergangenheit der Wehmuthsborn ihres Innern reichlich gefüllt war. In der Abenddämmerung langten sie bei der Ruine an, die sich auf dem Gipfel des Geiersberges befindet. Ihre, durch die Trennung hervorgerufene, wehmüthige Stimmung ward noch gesteigert, als sie auf das Lebhafteste an ihren so früh gestorbenen, von ihnen so innig geliebten Bruder erinnert wurden. Denn in der Abenddämmerung desselben Tages vor dreizehn Jahren — nämlich am 1. Juni 1777 — hatten die drei Geschwister, Elisa, Dorothea und Friedrich, in der kurischen Heimath für ihr inneres Leben

unvergeßliche Augenblicke gefeiert. Sie standen damals in dem Birkenwalde bei Altautz, und die Sonne neigte sich zur Rüste. Die goldigen Strahlen des scheidenden Tagesgestirns durchleuchteten das frische und zarte Grün der Bäume, die in weicher Schönheit um sie herumstanden. Die Seelen der drei Geschwister, sämmtlich von nicht gewöhnlicher Anlage, wurden bei dem lieblichen Naturschauspiele in geweihte Stimmung versetzt, und obgleich sie Alle in dem Lenze des Lebens standen, so dachten sie doch bei dem Niedergange der Sonne an das Scheiden des Menschen aus dem Diesseits und seine darauf folgende Verklärung. Und von einem gemeinsamen Gedanken erfaßt, legten die drei jugendlichen Gestalten die Hände in einander und gelobten sich, jedesmal, wenn dieser Juniabend wiederkehre, wo sie auch weilen möchten, dem Andenken der Getrennten einen liebenden Cultus zu weihen und damit eine ernste Selbstprüfung zu verbinden, ob sie in dem verflossenen Jahre auch besser und würdiger geworden, und dereinst scheiden könnten, gleich dem goldigen Abendrothe in dem Birkenwalde bei Altautz. Wie nun die beiden Schwestern, innig an einander lehnend, von der Höhe herniederblickten auf das in grünem Schmuck daliegende Böhmerland, da eilte ihr Geist zurück in die kurische Heimath, und sie gedachten des herrlichen Bruders, der schon so früh in das Jenseits abberufen worden. Und neben dem ernsten Antlitze des Bruders tauchten vor Dorotheen's Augen die lieblichen Züge ihres erst kürzlich gestorbenen Sohnes auf, jenes verheißungsvollen Erbprinzen, mit dem so viele Hoffnungen in's Grab gesenkt worden. Tiefe Wehmuth durchschauerte die beiden Schwestern. Die junonische Gestalt Elisa's schlang liebend ihren Arm um Dorothea, die einer Hebe glich, nur daß dem lieblichen Antlitze die Heiterkeit fehlte, indem Thränen-

bäche dasselbe überströmten. Beide wandten sich der Himmelsgegend zu, wo Kurland lag, und ihre Lippen sandten dahin innige Grüße. Und da die Kurländer in den schönen Junitagen, wo die Nacht sich bei ihnen fast gar nicht bemerkbar macht, bis weit über den Abend hinaus durch Garten und Feld schweifen, so beschlossen die beiden Schwestern, im Böhmerlande die Heimath nachzuahmen. Sie schickten deshalb ihren Wagen in's Wirthshaus, um während der wundervollen Juninacht auf dem Geiersberge in der Nähe der Ruine umherzuwandern und die Vergangenheit in liebender Erinnerung auferstehen zu lassen. Und als die Sonne sich zum Niedergange senkte, da stieg der Mond in milder Pracht empor. Dorothea, sich an die schweigend dahinwandelnde Elisa wendend, sprach: „So ist das Leben, ein Auf- und Niedersteigen! Jenseits der Sterne wohnt das Bleibende!“ Dann wanderten Beide eine Zeitlang neben einander, durch ernste und wehmüthige Betrachtungen ganz in Anspruch genommen. Doch leuchtete Beider Auge heller, als sie unter den dunklen Fichten weiße Birken bemerkten und so noch lebhafter an die Heimath und an Altautz erinnert wurden. Die beiden Schwestern blieben in Begleitung des Grafen Geßler bis Sonnenaufgang auf dem Berge. Dann setzte Dorothea ihre Reise nach Karlsbad fort, während Elisa mit dem Grafen nach Dresden zurückkehrte. Doch blieb sie nur wenige Tage von ihrer Schwester getrennt, da diese ihr bald die Nachricht sandte, daß eine passende Wohnung für sie gefunden sei. Jetzt machte sich Elisa wiederum auf den Weg nach Karlsbad, und diesmal in Begleitung einer künstlerischen Dorothea. Es war dies die talentvolle Dorothea Stock, eine hervorragende Pastellmalerin. Als Elisa mit Dorothea Stock in Karlsbad anlangte, fand sie ihre Schwester schon gemüthlich

eingerichtet, und für sich selber sehr passende Räumlichkeiten. Die anmuthige und liebenswürdige Herzogin von Kurland war in wenigen Tagen der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit und huldigender Zuvorkommenheit geworden. Elisa freute sich innig, wenn sie bemerkte, wie Aller Blicke ihrer schönen und sonnigen Schwester folgten. Für sich selber, obgleich erst sechs und dreißig Jahre alt und durch ihre häufigen Krankheiten keineswegs alles Reizes beraubt, war Elisa doch jeglicher Eitelkeit abgestorben. Aber die Aufmerksamkeiten, die ihrer lieblichen Schwester erwiesen wurden, thaten ihr wohl. So nahm sie auch gern an einem Feste Theil, das Dorothea für die Karlsbader Kurgäste, die ihr stete Huldigungen zu Theil werden ließen, in jener sinnigen Weise veranstaltete, worin es ihr wenige gleich zu thun vermochten.

Auf dem grünen Sammet einer prächtigen Wiese, um welche vom Tepelflusse ein silbernes Band geschlungen wird, standen reichbesetzte Tafeln, von Stangen eingerahmt, über welchen sich Bogen von Waldgezweig wölbten, damit die Gäste gegen etwa zu heiß einfallende Sonnenstrahlen geschützt wären. An dem jenseitigen Ufer des nur schmalen Flusses, auf einer hervorspringenden Felsspitze, war Musik aufgestellt, die in dem sangreichen Böhmen so leicht beschafft werden kann. Die Herzogin, in Begleitung Elisa's, ihrer Freundin Dorothea Stock, sowie ihrer Hofdamen, durchwandelte die lange Reihe ihrer Gäste, die sich bei ihrem Nahen stets ehrerbietig erhoben und von den huldvollen Worten der anmuthigen Fürstin bezaubert wurden. Elisa war fast stolz — wenn ein solches Gefühl in ihrem demüthigen Innern Raum gefunden hätte — aber jedenfalls innig befriedigt über das echt fürstliche Benehmen ihrer Schwester, und in ihrer vollkommenen Ent-

sagung diente sie in ihrem ernsten, wenngleich durchaus vornehmen Aeußern der jüngern Dorothea gern zur Folie.

Zum Andenken an dies schöne Fest und die anmuthige Veranstalterin desselben ward die Wiese, worauf sich so fröhliche und theilweise hochgebildete Menschen getummelt hatten, „Dorotheenaue" getauft. Ueberdies beschlossen einige böhmische Standesherren, dort, wo die Musik gestanden, einen Tempel zu errichten, zur steten Erinnerung an die erhabene nordische Frau, die von einem reinern Aether umflossen war, als die gewöhnlichen Sterblichen.

So verstrich für Elisa und Dorothea die Zeit in Karlsbad auf's Angenehmste. Sie blieben dort bis zum 6. Juli und nahmen, als sie schieden, die Liebe Aller mit fort.

Die erste Reise der beiden kurischen Schwestern nach Warschau.

Da die kurischen Staatsverhältnisse immer verwirrter wurden, so daß dem Herzoge gegenüber einem durchaus unwillfährigen und mit den schwerwiegendsten Rechten ausgestatteten Adel das Regieren kaum noch möglich war, so stellte es sich als unerläßlich heraus, daß in die stockende Maschine ein neues Rad eingreife. Dies konnte nur durch Polen geschehen, dem über Kurland die Lehnsherrlichkeit zustand. Freilich ein mehr als heroisches Mittel. Denn Polen, das sich selbst in Todeszuckungen wand, und wo ein aufrührerischer Adel den Staat an den Rand des Abgrunds gezerrt hatte, war wohl wenig geeignet dazu, die meuterische Aristokratie Kurland's zur Vernunft zu bringen. Immerhin aber mußte dies Mittel versucht werden, da von innen heraus dem Uebel nicht abzuhelfen war. Der Herzog von Kurland nun, der zu dem Verstande seiner Gemahlin das größte Zutrauen hatte, und der wußte, wie die Verhältnisse in Warschau nicht günstig für ihn lagen, da der kurische Adel sehr gewandte Unterhändler dahin abgesandt hatte, die ihn und die Sache der Regierung in dem nachtheiligsten Lichte darstellten, der Herzog ersuchte seine Gemahlin, bei der Rückkehr in's Vaterland den Weg über die polnische Hauptstadt zu wählen und dort die

wider ihn gesponnenen Ränke zu zerreißen. Dorothea, für die Wünsche ihres Gemahls stets das aufmerksamste Ohr habend, zögerte keinen Augenblick, der an sie ergangenen Aufforderung Folge zu leisten. Da sie aber einsah, wie sie in Warschau mancherlei Fährlichkeiten begegnen werde, so bat sie Elisa dringend, die Reise mitzumachen und ihr rathend zur Seite zu stehen. Elisa, die nie die Bitte eines Mitmenschen abschlug, wenn die Gewährung irgend in ihrer Macht gelegen war, stellte sich natürlich bereitwillig zur Verfügung ihrer nahen Verwandten, die zugleich ihre Fürstin war. Dorothea, mit Elisa in dem Wunsche übereinstimmend, so viel wie möglich mit allen Berühmtheiten der Kunst, Literatur und Wissenschaft persönlich bekannt zu werden, Dorothea, die vor ihrem Eintreffen in Warschau noch eine Pyrmonter Nachkur gebrauchen sollte, nahm den Weg über Weimar, das damals von dem Glanze Goethe's, Herder's und Wieland's strahlte. Elisa traf hier auf liebe Bekannte; während für Dorothea der Schauplatz ein neuer war. Goethe, so empfänglich für die Anmuth und Schönheit der Frauen, daß er noch als Greis in Jünglingsgluthen für Fräulein von Lewetzow entbrannte, Goethe, damals im blühenden Mannesalter stehend, ließ seine prächtigen braunen Augen mit Wohlgefallen ruhen auf den feinen und geistvollen Zügen der kurischen Herzogin Elisa, die für Bode, mit dem sie bei ihrem ersten weimarischen Aufenthalte so genußvolle und belehrende Stunden verlebt hatte, die dankbarste Erinnerung bewahrte und ihm eine aufrichtige Freundschaft weihte, führte den, wenn auch nicht schöpferischen, so doch um die Verdeutschung fremder Geisteswerke äußerst verdienten Mann ihrer Schwester zu. Die Herzogin, ihrer lieben Elisa zu Gefallen, empfing ihn mit derselben Auszeichnung, als wenn er in gleicher Linie

geschritten wäre mit den großen Genien Weimar's. Es war ein Glück, daß die in Ilm-Athen empfangenen Eindrücke bei Dorothea und Elisa nachhaltig wirkten, denn dadurch ward ihnen der langweilige Aufenthalt in Pyrmont einigermaßen erträglich gemacht. Dort herrschte nämlich ein sehr steifer Ton, und die verschiedenen Stände sperrten sich ängstlich von einander ab, so daß es den liebenswürdigen, von jedem Stolze freien, kurischen Schwestern nicht gelingen wollte, jene wohlthätige Mischung hervorzubringen, wodurch sie die Karlsbader Verhältnisse so angenehm gestaltet hatten. Für Elisa war der Aufenthalt in Pyrmont insofern nicht ohne Frucht, als sie dort die Bekanntschaft des Herzogs und der Herzogin von Holstein-Sonderburg-Augustenburg machte, mit denen sie sich befreundete und auf deren, in schöner Gegend gelegenen Gütern sie sich später wiederholt und für längere Zeit aufhielt. Dorothea, die sich in Pyrmont durchaus nicht behaglich fühlte, verweilte dort nur so lange, als es die Kur dringend erheischte, und stieg mit Elisa gern in den wartenden Reisewagen, der sie nach Sagan bringen sollte, das ein Besitzthum der Biron'schen Familie war. Von hier aus machte es sich von selbst, daß sie das Riesengebirge kennen lernten; auch erfreuten sie sich des Wiedersehens mit dem Grafen Geßler. Als Dorothea und Elisa in Breslau anlangten, verfehlten sie nicht, Garve's Bekanntschaft zu machen. Die beiden kurischen Schwestern, die ihre Pflichten in dem weitesten Umfange erfüllten, fühlten sich natürlich zu einem Manne hingezogen, der die Pflichten des Cicero in's Deutsche übersetzt hatte, und der, gleich Gellert, in seiner äußern Darstellung einen so überaus herzigen und frommen Eindruck machte. In Breslau schloß sich ihnen als Begleiter ein Graf Hardenberg an, so daß die Herzogin mit großem und vor-

nehmem Gefolge in Warschau anlangte. Hier nun empfingen die beiden edlen Schwestern nicht gerade wohlthätige Eindrücke. Wären sie kalte, stolze Aristokratinnen gewesen, so würde ihnen die große Auszeichnung, mit der sie von der königlichen Familie und den Häuptern des polnischen Adels empfangen und während ihres ganzen Aufenthalts behandelt wurden, vollkommen genügt haben, und sie wären beim Anblicke des in Armuth und Elend dahinsiechenden Volkes gleichgültig geblieben. Und hätte in der durch Prüfungen so rein und lauter gewordenen Brust Elisa's noch Eitelkeit haften können, so würden die Schmeicheleien sie angenehm berührt haben, die ihr der polnische König in Betreff ihres Buches über Cagliostro sagte; auch bemerkte er gegen sie, wie einige ihrer geistlichen Lieder stärkend auf ihn gewirkt hätten. Elisa hörte dergleichen königliche Artigkeiten mit jener ehrerbietigen Aufmerksamkeit an, wie es die Etikette erforderte; aber ihr Inneres war durch zu viele widerwärtige Schauspiele in Warschau verletzt, als daß irgend eine angenehme Empfindung hätte in ihr wach werden können. Wie litt ihr weiches Herz, wenn sie mit ihrer Schwester durch die Straßen Warschau's fuhr und Schaaren hohläugiger Bettler bemerkte, die sich mit Heißhunger über die Abfälle warfen, die aus den Küchen der Paläste auf das Pflaster, oder richtiger auf den Schlamm und in den Schmutz geworfen wurden! Die Straßen der polnischen Hauptstadt boten nämlich den an Reinlichkeit gewöhnten Augen einen ebenso widerwärtigen Anblick dar, wie es jetzt noch die Städte der ebenfalls ihrem Untergange zueilenden Türkei thun. Elisa konnte begreiflicher Weise nicht täglich so herzbeklemmende Eindrücke empfangen, ohne daß sie versucht hätte, sich durch Mittheilung an Freunde der Humanität einigermaßen von ihrer Last zu befreien. So

schrieb sie im November 1790 einen langen Brief an Nicolai, der, hätte er Polen ebenso kennen lernen, wie Italien, sicher der Herold des Ausrufes geworden wäre: „Der polnische Schmutz und die polnische Wirthschaft sind von der Erde zu vertilgen!“ Elisa bemerkt über die, ihrem innersten Sein so gänzlich widerstrebenden, polnischen Dinge:

„Sie sind meiner Natur so fremd, daß ich sie, wenn mir sonst eine Kunde davon zugekommen wäre, außer den Grenzen der Wahrscheinlichkeit aufgesucht haben würde.“

Ueber den polnischen Adel urtheilt sie folgendermaßen: „Beide Geschlechter treiben nichts mit so vielem Eifer und Ernst, als das Vergnügen, die Wissenschaft der Genüsse und Verhandlungen der Politik; diese besonders führt das erste und letzte Wort in ihren Versammlungen. Uebrigens, was Geistesbildung betrifft, so hat französischer Geist den sarmatischen innig durchdrungen. Frankreich ist, nach dem Ausdrucke eines Freundes, bei den Polen wie ein Kupferblatt im Nachstich zu haben.“

Daß Elisa bei ihrem sichern Blicke sich durch die liebenswürdige Außenseite des letzten polnischen Königs nicht bestechen ließ, sondern deutlich erkannte, daß ihm Thatkraft fehlte, leuchtet aus ihrer im Ganzen sehr richtigen Charakteristik hervor. Vom polnischen Adel zum Könige übergehend, sagt sie:

„Natürlich ist auch bei dem Könige, der einen bedeutenden Schatz von Kenntnissen seinen Reisen verdankt, die Grundlage seiner Bildung das Französische. Weil er viel weiß, so theilt er sich gern mit; und über alles, was er vorträgt, versteht er eine so anziehende Anmuth zu verbreiten, daß man ihn gern hört, wo man auch nicht seiner Meinung sein kann. Wären Kenntnisse, Gewandtheit, ein Herz voll Wohlwollen

und der beste Wille hinreichend, ein weitläuftiges, in mancherlei unbequemen Beziehungen befangenes, Reich vortrefflich zu regieren; über ein vernachlässigtes Land die Segnungen des Wohlstandes zu ergießen; und einem Staate, wie Polen, den festen Grund der Selbstständigkeit unterzulegen; so würde ohnstreitig Stanislaus der rechte Mann für den polnischen Thron sein. Er hat sogar in den Widerwärtigkeiten zur Zeit der Conföderation eine Seelenstärke gezeigt, die fähig ist, der Rache zu entsagen. — Aber die Kraft, selbstthätig einzugreifen in das stockende Triebwerk der lahmen Maschine, scheint ihm gänzlich zu mangeln; und überdies wird ihm allgemein einige Schwäche für die Frauen Schuld gegeben."

Wie sich die charaktervolle Elisa mehr zu thatkräftigen Naturen, als zu Schwächlingen, hingezogen fühlte, so wandte sie dem ältern Neffen des Königs, der ebenfalls den Vornamen Stanislaus trug, der aber seinen Oheim in Bezug auf echte Männlichkeit tief in Schatten stellte, ihr besonderes Wohlwollen zu und hatte mit ihm lange Unterredungen über die Zukunft Polen's. Der junge Edelmann war im Gegensatze zu seinen meisten Standesgenossen, die sich aus Frankreich den Firniß holten, in England erzogen worden und hatte von dorther eine Gründlichkeit mitgebracht, die man sonst unter der polnischen Aristokratie fast gar nicht antraf. Eben diese Gründlichkeit verhinderte ihn, auf der Oberfläche der Dinge haften zu bleiben, und Elisa empfing aus den vertraulichen Unterredungen mit ihm die Ueberzeugung, daß an eine Wiedergeburt Polen's nicht zu denken sei. In den Abendgesellschaften des Königs, die nicht ohne Reiz waren, kam das Gespräch auch von Zeit zu Zeit auf die deutsche Literatur. Der König wandte sich dann jedesmal in sehr

verbindlicher Weise an Elisa, um von ihr, die auf dem deutschen Parnassus so heimisch sei, Auskunft zu erbitten. Ueberhaupt wurden Elisa und ihre Schwester Dorothea von Seiten des Hofes und des Adels mit Artigkeiten überhäuft. Auch den Reichsversammlungen wohnten sie häufiger bei. Sobald die Staroften, Castellane und Landboten nicht allzu heftig gegen einander wütheten, konnte das Schauspiel seinen feierlichen Eindruck nicht verfehlen. Da saß der König auf erhabenem Throne, zu seiner Rechten und Linken befanden sich die geistlichen Würdenträger, die Erzbischöfe und Bischöfe, im höchsten Schmucke der römischen Kirche, und hinter ihnen in einem Halbkreise lehnten, meist auf ihre Schwerter gestützt, 560 Landboten in reicher und malerischer Tracht. Wenn bei dem gesetzesfreudigen Sinne der Engländer das Scepter des Sprechers vollkommen ausreicht, um das Haus der Gemeinen in Zucht und Ordnung zu erhalten — immerhin eine nicht leichte Sache, da nach der sehr richtigen Bemerkung des Cardinals von Retz die individuell ruhigsten Menschen, wenn sie in Haufen zusammenkommen, eine unbesiegliche Neigung zum Schreien und Toben verrathen — so mußten bei dem leidenschaftlichen Charakter der Polen andere Veranstaltungen getroffen werden, um irgendwie die Würde der Versammlung aufrecht zu erhalten. Marschälle, mit langen silbernen Stäben in der Hand und mit feierlichster Würde in den Mienen, durchschritten die Reihen der Landboten und suchten auf alle Weise zu verhindern, daß ein heftiges Wortgefecht nicht auch in einen Streit mit Schwertern ausarte. Da Elisa und ihre Schwester des Polnischen nicht mächtig waren, so wurde ihnen vom Könige ein Dolmetscher beigegeben, der die Verhandlungen sofort auf's Fließendste übersetzte. Elisa, stets sicher und klar urtheilend, faßt den Eindruck, den ihr die Verhandlun-

gen des polnischen Reichstages machten, in folgende Worte zusammen:

„Was wir sahen, rundete sich ab zur Einheit; was wir hörten, entwickelte die Keime der Zwietracht. Meine Erwartungen von diesem Staat, meine Hoffnungen für ihn — welche Anstalten zu seiner Erhebung auch gemacht werden — schwinden immer mehr dahin."

Elisa und Dorothea verweilten ungefähr vier Wochen in Warschau, nahmen aber, wie aus dem Geschilderten hervorgeht, keine wohlthätigen Eindrücke von dort nach Kurland hinüber. Die Zerrüttung der polnischen Verhältnisse war eine derartige, daß sie sich selbst dem blödesten Auge bemerkbar gemacht hätte. Nun waren aber Elisa und Dorothea zwei sehr kluge Frauen, die durch ihren Verkehr mit den höchsten Würdenträgern inne wurden, daß nicht etwas, sondern alles faul sei im Staate Polen. Indeß schien der Aufenthalt Dorotheen's in Warschau für ihren Gemahl nicht unnützlich gewesen zu sein, indem sie sich die Freundschaft des Königs gewonnen und von den angesehensten Mitgliedern des polnischen Adels das Versprechen erhalten hatte — freilich waren in Polen „versprechen" und „halten" zwei sehr verschiedene Dinge — die Regierung des Herzogs von Kurland gegen seine ihm theilweise so feindselige Ritterschaft zu unterstützen. Der Herr von Howen, eine äußerst begabte, aber auch äußerst ränkevolle Persönlichkeit, hatte bei längerm Verweilen in Warschau alle Hebel in Bewegung gesetzt, um dem Herzoge auch noch von Seiten der Lehnsherrschaft Verdruß zu bereiten, als ob er von seinen Ständen nicht schon genug zu erdulden gehabt. Jetzt war dem Mephistopheles Howen eine Lichtgestalt in der Person Dorothea's entgegen-

getreten, um seine Ränke unschädlich zu machen. Demnach war der Aufenthalt der kurischen Schwestern in Warschau für die Sache des Herzogs nicht ohne Frucht gewesen, und sie verdienten vollkommen die schriftlichen und mündlichen Lobsprüche, durch die er sich ihnen für ihr kluges Verhalten dankbar zu beweisen suchte.

Die Rückkehr Elisa's und Dorothea's nach Kurland.

Wenn Elisa aus Warschau nach Kurland in gedrückter Gemüthsstimmung zurückkehrte, so sollte, kaum daß sie wieder angelangt war in der Heimath, die ihr trotz so vieler daselbst erduldeten Widerwärtigkeiten überaus theuer war, ihre Verstimmung durch einen Familienverlust zur Betrübniß gesteigert werden. Es starb nämlich ihre Großmutter, die Staroſtin von Korff. Elisa, bei ihrem milden Sinne und im Angesichte des Todes, der für alle edlen Gemüther das Andenken an jede erlittene Unbill austilgt, hatte für die dahingeschiedene Großmutter aufrichtige und heiße Thränen; denn es standen vor ihrem geistigen Auge nur die guten Eigenschaften der strengen, aber im Ganzen und Großen ungewöhnlichen Frau. Wie das Leben der meisten Sterblichen von Schmerz in Unruhe, und von Unruhe in Schmerz geworfen wird, so hatte auch Elisa, außer dem sie tief betrübenden Tode der Großmutter, sich zu härmen und zu ängstigen über die unerfreulichen kurischen Staatsverhältnisse, die ihren Schwager in eine unleidliche Stimmung versetzten und ihn den vermittelnden Rathschlägen seiner Gemahlin, sowie dem besänftigenden Zuspruche seiner Schwägerin, völlig unzugänglich machten. Der Herzog wollte den kurischen Landständen, die ihm schon so viel Herzeleid bereitet, hinfürder keinen Schritt weichen, und

so waren die Bemühungen Dorothea's und Elisa's, freundliche Vermittlerinnen zu sein zwischen dem erzürnten Landesherrn und dem in seinen Forderungen zu weit gehenden Adel, vollkommen fruchtlose. Trotz des ungünstigen Berichts, den Dorothea und Elisa ihm wahrheitsgemäß über die Warschauer Verwirrung abgestattet hatten, hoffte er noch immer auf Unterstützung von seinem Lehnsherrn, welcher selbst auf einem Throne saß, der bedenklich wackelte. Die so richtige Ansicht seiner Gemahlin und seiner Schwägerin, daß es gerathener sei, wenn die kurischen Händel zu Hause ausgetragen würden, statt sie vor ein Forum zu ziehen, wo es keine würdigen und unparteiischen Richter gebe, ward von dem Herzoge, dessen Erbitterung ihm nicht gestattete, klugem Rathe sein Ohr zu leihen — auch war er nicht gerade mit scharfem Verstande begabt — nicht im Mindesten beachtet, sondern er pochte auf sein Recht, wie Shylock auf seinen Schein. Er hörte mehr auf Rathgeber, die nach seinem Sinne sprachen, als auf seine nächsten Verwandten, die es natürlich am Besten mit ihm meinten und durch vertrauten Einblick in die Warschauer Verhältnisse verlernt hatten, von dort auch nur die geringste Hülfe zu erwarten. So wurde der Herzog gegen seine Gemahlin und Schwägerin immer zurückhaltender, soweit es politische Mittheilungen betraf. Von der Leidenschaft des Augenblicks beherrscht, verdunkelte sich ihm die Erinnerung an ihre Rückkehr aus Warschau, wo er ihnen auf's Wärmste gedankt hatte, daß durch ihre geschickte Dazwischenkunft die Umtriebe seiner Feinde waren unschädlich gemacht worden. Freilich konnte in Warschau immer nur von vorübergehenden Erfolgen die Rede sein, da die Bestechlichkeit der hohen polnischen Würdenträger sich zu einem, der früheren Entscheidung ganz entgegengesetzten Urtheilsspruche verstand, sobald die ab-

gewiesene Partei mit einer bedeutenden Geldsumme in's Feld rückte. Das, was Jugurtha einst über das feile Rom geurtheilt hatte, paßte vor allem auf das käufliche Warschau. Es wäre nun aber wohl klug gewesen, wenn der Herzog seiner Gemahlin und seiner Schwägerin gestattet hätte, zwischen ihm und dem kurischen Adel eine Versöhnung herbeizuführen, denn anders war ein selbstständiges Bestehen Kurland's für die Zukunft nicht zu erhoffen. Von Polen Schutz und Schirm zu erwarten, war bei den zerrütteten Verhältnissen der königlichen Republik — dies staatliche Unding schleppte schon zu lange ein unberechtigtes Dasein durch die Weltgeschichte — eine Thorheit, deren sich ein scharfsinniger Mann nicht schuldig gemacht hätte. Elisa und Dorothea hielten deshalb inne mit ihrem Vermittleramte und zogen sich auf ihren Frauenberuf zurück, als sie einsahen, daß der Eigensinn des Herzogs nicht zu brechen sei. Er verharrte in demselben engen Gesichtskreise, wie der letzte Wasa in Schweden, den Johannes Scherr „König Rappelkopf" zu nennen beliebt. So war es nicht zu verwundern, daß Kurland dem Aufhören seiner staatlichen Selbstständigkeit immer näher rückte. Wie eine Riesenschlange in die Windungen ihres langgestreckten Körpers einen Ochsen hinabgleiten läßt und diesem ganz bequem noch ein Kalb nachsendet, ohne später durch Verdauungsbeschwerden belästigt zu werden, so lag auch das gigantische Rußland bereit, das schon theilweise zerstückelte Polen, sowie den kleinen Lehnsstaat Kurland, seiner gewaltigen Ländermasse einzuverleiben, ohne durch solche immerhin bedeutende Einfügung seine robuste Gesundheit zu gefährden. Die Schwäche des polnischen Königs, der Eigensinn des kurischen Herzogs, und das meuterische Verhalten des polnischen und des kurischen Adels machten die bevorstehende Katastrophe unvermeidlich.

Wenn demnach Dorothea und Elisa sich gänzlich vom politischen Schauplatze zurückgezogen hatten, so rissen die gebieterischen Umstände sie doch bald wieder aus ihrem Stillleben. Der Herzog ward nämlich in große Beunruhigung versetzt durch die ihm aus Warschau zugehende Nachricht, daß zwei Abgesandte des kurischen Adels, die Herren von Heyking und Wolf, vom Könige empfangen und in dem Reichstage zum Vortrage gekommen seien. Er ersuchte deshalb seine Gemahlin, über diesen Punkt an den, ihr befreundeten, polnischen König zu schreiben und durch geschickte Abfassung des Briefes zu veranlassen, daß sie über die Tragweite der ungewöhnlichen, den Abgesandten des kurischen Adels zu Theil gewordenen Auszeichnung genau unterrichtet werde. Der polnische König ließ nun die bei ihm in so großer Gunst stehende Herzogin von Kurland nicht lange auf Antwort warten, und sein Brief war ganz dazu angethan, alle Besorgnisse ihres Gemahls zu zerstreuen. Der König bemerkte nämlich in seiner Antwort, daß die kurischen Abgesandten von ihm und dem Reichstage nicht eher empfangen worden, als bis sie sich schriftlich verpflichtet hätten, keine Klage gegen den Herzog vorzubringen. Man habe sie eigentlich nur vorgelassen aus Höflichkeit, da es doch nicht gut angegangen sei, ihnen die Thür zu verschließen, wenn sie mit der eingestandenen Absicht gekommen, der Republik von Seiten der kurischen Ritterschaft das Geschenk mehrerer Kanonen anzubieten. Da man aber bei dem kurischen, wie bei dem polnischen, Adel wegen ihres meuterischen Hanges niemals sicher war, ob sie doch nicht über die Schnur hauen würden, so hatte der König den Marschall Potocki und die Kanzler verpflichtet, sogleich die Herren von Heyking und Wolf zu unterbrechen, falls diese außer dem Anerbieten der Kanonen noch eine Klage

gegen ihren Landesherrn vorbringen würden. Der König schloß seinen französisch geschriebenen Brief an die von ihm so geschätzte Herzogin mit folgenden Worten:

„Toute cette manoeuvre pau laquelle on a cherché à faire de la peine au Duc Votre époux, produira finalement un effet contraire aux intentions turbulentes de ceux, qui l'ont suscitée.

Encone une fois, je Vous prie, ma chère Duchesse, d'être tranquille et persuadée, que Vous trouverez toujours en moi de nom et effet un ami véritable et soigneux.“

So beruhigend dieser Brief auch lautete, für den Herzog war doch keine Sicherheit vorhanden, wenn den Abgesandten des kurischen Adels in Warschau das Feld für ihre Ränke freigelassen ward. Er ersuchte deshalb seine Gemahlin auf's Dringendste, sich noch einmal nach Warschau zu begeben und ihren dortigen frühern Verdiensten um ihn neue hinzuzugesellen. Dorothea, die Pflichten gegen ihren Gatten, ihre Kinder und ihr Land auf's Gewissenhafteste erwägend, verweigerte es nicht, sich zu der ihr in vieler Hinsicht unangenehmen Reise zu verstehen. Doch mochte sie nicht daran denken, in so schwierigen Verhältnissen ohne den Beirath der klugen Elisa dazustehen. Sie wandte sich deshalb an ihre Schwester mit der Bitte, sie auch diesmal nach Warschau begleiten zu wollen. Elisa, niemals sich berücksichtigend, wo es galt, wahrhaft zu nützen, sagte zu. Aber, wie sie bald nach ihrer Ankunft in Kurland durch den Tod ihrer Großmutter betrübt wurde, so hatte sie bei der erneuerten Abreise wiederum das Ableben eines Familienmitgliedes zu beklagen. Ihre Schwester Dorothea verlor nämlich ihre vierte Tochter. Sie hatte demnach zu trösten, während sie selber des Trostes bedürftig war. Doch

durfte bei den Gefahren des Staats die Trauer der Biron'schen Familie nicht berücksichtigt werden. Es stiegen demnach Dorothea und Elisa mit blutendem Herzen in den Reisewagen, der sie nach Warschau bringen sollte, wo sie alle Empfindungen niederkämpfen mußten, um hellen Verstandes die Geistesschlacht mit geschickten Gegnern aufzunehmen.

Die zweite Reise der beiden kurischen Schwestern nach Warschau.

So begaben sich Elisa und Dorothea im Anfange des Aprilmonats 1791 auf's Neue nach Warschau. Der Herzog, der wußte, daß für Polen vor allem das Wort gelte: „Point d'argent, point de Suisse," hatte seine Gemahlin reichlich mit Geld versehen, damit sie außer ihrem bezaubernden Wesen, wodurch sie auf die edleren Persönlichkeiten einwirken konnte, sich auch die polnischen Würdenträger von gemeinerem Gepräge zu gewinnen vermöge, die dem Teufel des „Mammon" ihre Seele verschrieben hatten. Da der König Stanislaus von der beabsichtigten Reise der kurischen Herzogin in Kenntniß gesetzt worden, so sandte er ihr einen Kammerherrn entgegen, sowie Beamte, die für fahrbare Wege zu sorgen hatten. Auf der ganzen Strecke von der kurischen Grenze bis nach Warschau wurden der polnischen Lehnsfürstin die höchsten Ehren erwiesen. Ueberall erschienen vor ihr die Beamten der betreffenden Oertlichkeiten, durch die sie kam, oder wo sie verweilte, im besten Schmucke und in voller Unterthänigkeit. Waren Truppen gegenwärtig, so stellten diese Ehrenwachen aus, oder empfingen sie schon am Thore und geleiteten sie, ihren Wagen umgebend, zu dem Quartier, wo sie das Mittagsmahl einnahm, oder die Nachtherberge wählte.

Da die Wege oft grundlos waren und die Meilenzahl, die sie durchmessen mußten, eine beträchtliche, so langten die kurischen Schwestern erst am 12. April in Warschau an. Hier wurden sie auf's Herzlichste vom Könige begrüßt. Die Republik Polen betrachtete die Herzogin von Kurland als ihren Gast und hatte deshalb auf Staatskosten einen Palast zu ihrer Aufnahme herrlich und bequem einrichten lassen. Vor dem Palaste war eine Wache aufgezogen, in der Vorhalle begrüßte sie ein Kammerjunker des Königs, der, wie er bei der Vorstellung unterthänig bemerkte, während der Zeit ihres Verweilens in Warschau stets bereit sein werde, ihre Befehle entgegen zu nehmen, und in den Stallungen der Hintergebäude befanden sich königliche Wagen und Pferde für ihre Ausfahrten. So verhieß ihre Ankunft in Warschau das Beste. Auch kam sie zu einer Zeit an, wie die Republik Polen wohl noch nie eine wichtigere und entscheidungsvollere erlebt hatte. Denn man wollte dem Staate eine Constitution geben, wodurch das Reich neue Kraft gewinnen und sich so stählen sollte, daß es künftigen Theilungen von Seiten dreier sehr um sich greifenden Nachbarn Widerstand zu leisten vermöge. Der König eröffnete deshalb der Herzogin in vertraulichem Zwiegespräche, daß, da es sich für Polen um Sein oder Nichtsein handele, die kurische Sache vorläufig für längere Zeit zurückgelegt werden müsse. Die Herzogin, so sehr sie auch gewünscht hätte, ihrem in Spannung zurückgebliebenen Gemahle bald erfreuliche Erfolge ihrer Wirksamkeit melden zu können, fand es doch durchaus gerecht, daß Polen erst für seinen Bestand sorge, um sich dann mit voller Gemüthsruhe den kurischen Angelegenheiten zuwenden zu können. Sie wollte demnach von Warschau nach Karlsbad gehen und hoffte bei ihrer Rückkehr aus Böhmen die Gemüther beruhigt und

für die von ihr zu vertheidigende Sache empfänglich zu finden. Doch waren Dorothea, wie Elisa, Frauen von zu tiefer und edler Anlage, als daß sie nicht mit höchster Theilnahme den Versuchen eines Volkes hätten beiwohnen sollen, das bestrebt war, sich aus dem aufreibenden Kampfe der Parteien herauszuretten und den übermächtigen Nachbarn gegenüber die frühere Selbstständigkeit wiederzugewinnen. Ganz Warschau befand sich während der Frühlingsmonate des Jahres 1791 in fieberhafter Aufregung. Leider ward der Adel nicht von dem Hauche gemeinsamer Begeisterung angeweht, sondern die Anhänger der alten und der neuen Verfassung standen sich auf's Feindlichste gegenüber. Zwar wurden die Anhänger der neuen Verfassung, weil sie das Beste des Landes wollten, instinctiv von dem rohen und slavischen Volke unterstützt, so daß sie die Mächtigeren waren, aber ihre hartnäckigen Gegner gaben keineswegs ihre Sache verloren und schielten nach der Hülfe des Auslandes. Die Verhandlungen in der Reichstagsversammlung waren stürmischer, als je, und boten, da es sich um die Zukunft Polen's handelte, das höchste Interesse dar. Dorothea und Elisa verfehlten deshalb, dafern sie nicht dringend behindert waren, niemals, denselben beizuwohnen. Am dritten Mai ward die neue Verfassung verkündigt, und ganz Warschau schwamm in einem Freudenmeer. Dorothea und Elisa bei ihrer Begeisterung für alles Schöne und Große theilten den allgemeinen Jubel. Dorothea äußerte gegen Elisa bei einem ihrer vielen Zwiegespräche, die sich mit dem Schicksale Polen's beschäftigten: „Gott könne nicht wollen, und weder ein guter Mensch, noch ein menschlich guter Fürst könne wünschen, daß das bestandene Schlechte fortbestehe, und daß der Segen des Guten sogleich im Beginn wieder untergehe.“ Elisa, durch das, was sie täglich sah,

und durch ihre Unterhaltungen mit dem Prinzen Stanislaus Poniatowski über das polnische Parteigetriebe sehr gut unterrichtet und deshalb von der Zukunft der Republik nichts hoffend, Elisa antwortete ihrer sanguinischen Schwester: „Du bedenkst nicht, Liebe, daß die Politik überhaupt kein Mensch, sondern ein Unwesen ist, welches nicht selten auch über die bessern Fürsten eine schlimme Despotie ausübt. Was nun aber Gott betrifft, der tiefer und weiter blickt, als wir, so mögen wir wohl nicht sagen, was er wollen und nicht wollen kann." — Doch Dorothea ließ sich ihren Glauben an eine schöne Zukunft Polen's nicht nehmen, und es war dies einer der seltenen Fälle, wo die beiden Schwestern nicht übereinstimmten.

Während ihres Verweilens in Warschau gelangte an Dorothea eine herzliche Einladung von Seiten der preußischen Königsfamilie, im September nach Berlin zu kommen und dort der Doppelheirath zweier hohenzollern'schen Prinzessinnen beizuwohnen. Diese Einladung erfolgte von Seiten der beiden hohen Bräute und zugleich im Auftrage ihres königlichen Vaters. Friedrich Wilhelm II. nämlich, dieser große Verehrer des schönen Geschlechts, hatte von der anmuthigen kurischen Herzogin die angenehmsten Erinnerungen bewahrt. Denn, als er sich vor Jahren im Auftrage Friedrich's des Großen — er war damals ein Prinz von prächtigen Körperformen — an den Hof Katharinen's begab, um wo möglich die durch den Besuch Joseph's II. hervorgebrachten allzu günstigen österreichischen Eindrücke auszutilgen, verweilte er auf der Hin- und Zurückreise in Mitau. Die glänzendsten Feste von Seiten der kurischen Herzogsfamilie, deren Gast er war, hatten seine Anwesenheit verherrlicht. Damals glänzte Dorothea in dem Zauber ihrer jugendlichen

Schönheit und seltenen Anmuth, so daß der entzündliche Prinz in Begeisterungsflammen für sie erglühte. Ihre damalige mächtige Einwirkung auf ihn hatte sich noch verstärkt, als sie sich bei Gelegenheit ihrer italienischen Reise wiedersahen. Da auch die königlichen Prinzessinnen die kurische Herzogin bei längerer Anwesenheit in Berlin hatten lieben und schätzen lernen, so wünschten sie für die bevorstehenden Hochzeitsfeierlichkeiten ihre geistvolle und anmuthige Gegenwart. Die Einladung trug die herzlichste und schmeichelhafteste Fassung, so daß Dorothea ihr rechtzeitiges Eintreffen in Berlin mit Freuden zusagte.

Da nun in Warschau für die kurischen Angelegenheiten vorläufig nicht das Geringste geschehen konnte, so verließen Dorothea und Elisa gegen Ende des Maimonats die polnische Hauptstadt, um das ihnen so liebe Karlsbad aufzusuchen.

Die zweite Reise der beiden kurischen Schwestern nach Karlsbad und sonstige Ausflüge.

Als Dorothea und Elisa in Karlsbad anlangten, fanden sie den Tempel vollendet, den mehrere vornehme Böhmen zum Andenken an das Fest zu gründen beschlossen, das die holde kurische Herzogin dort vor einem Jahre der Badegesellschaft veranstaltet hatte. Auch der diesmalige Aufenthalt in Karlsbad war für die Gesundheit der beiden Schwestern ersprießlich und bereicherte sie wieder mit angenehmen Bekanntschaften. Vor allem verkehrten sie viel mit der Herzogin von Augustenburg, die durch edle Weiblichkeit für den Umgang mit Dorothea und Elisa sich so sehr eignete. Von Karlsbad begaben sie sich auf einige Zeit nach Prag und widmeten den Merkwürdigkeiten der böhmischen Hauptstadt ihre regste Theilnahme. Wenn sie in Prag Gelegenheit hatten, die Pracht des katholischen Gottesdienstes kennen zu lernen, so beobachteten sie in Herrnhut, wo sie fast eine Woche verweilten, die Ruhe und die stille Seligkeit der Brüdergemeinde, die sich aus dem Christenthume besonders den Satz ausgewählt hat: „Selig sind die Friedfertigen!“ War ihnen in Prag die blendende Pracht des katholischen Cultus fast anstößig geworden, so befremdete sie in Herrnhut zuerst die überaus große Einfachheit, ja, Nacktheit in den dem Gottesdienste geweihten

Räumlichkeiten. Doch der liebevolle, wahrhaft brüderliche Verkehr der Herrnhuter unter einander, das Leuchten innern Friedens auf den stillen, durch keine Leidenschaften durchfurchten Gesichtern, das unermüdliche Schaffen ohne das geringste äußere Wichtigthun, das glückliche Losgelöstsein von den Lockungen des Weltgetriebes: alles dies machte auf die beiden kurischen Schwestern, die in vieler Hinsicht sich einer derartigen Auffassung des Christenthums verwandt fühlten, einen sehr günstigen Eindruck.

Oberlin, einer der Vorsteher der Herrnhutischen Gemeinde, gab den wißbegierigen kurischen Schwestern über alle die Dinge, die ihnen neu und theilweise befremdend waren, auf's Bereitwilligste Aufschluß und genügte ihnen durch seine eigene Tiefe vollkommen, während das Begreifen Gottes von Seiten der Gemeinde ihnen tändelnd und spielerisch erschien, so daß sie sich hierdurch nicht angesprochen fühlten. Dorothea und Elisa waren geistig zu weit vorgerückt und hatten sich in das Wesen des Weltgeistes zu ernstlich versenkt, um in kindlichem Lallen Befriedigung zu finden. Auch den geistlichen Betrachtungen von Seiten des Vorstehers am Sonntage fehlte nach der Auffassung der beiden kurischen Schwestern das eigentlich Erhebende, was Elisa bei ihrer durch nichts zu beirrenden Wahrheitsliebe den Persönlichkeiten, die auf den Gottesdienst einwirkten und mithin Verbesserungen einführen konnten, durchaus nicht verhehlte. Dorothea stimmte mit der Ansicht ihrer Schwester vollkommen überein und bekräftigte deshalb deren Aussprüche. Doch die Vorsteher der Herrnhutischen Gemeinde brachten vieles vor, was für die von ihnen beliebte Weise zu sprechen schien. Sie erklärten namentlich, daß durchaus vermieden werden müsse, die Phantasie der Gemeinde aufzuregen, die dann statt des kindlichen Glaubens, den Christus gewollt,

statt des unmittelbaren Verkehrs mit Gott, sich zu Fürsprechern und Heiligen verirren und zu der erhabenen Person des Weltenschöpfers und der milden Gestalt des Heilandes gar nicht vordringen werde. Der Generalstab der Heiligen werde den himmlischen Feldherrn verdecken. Hiergegen hatten die kurischen Schwestern allerdings nichts einzuwenden, aber sie erklärten, nicht begreifen zu können, wie ein religiöser Vortrag, der sich in erhabenem Schwunge bemühe, der Wesenheit Gottes und des Heilandes so nahe wie möglich zu kommen, ein Ueberwuchern der Einbildungskraft zur Folge haben könne. Doch ließen sie bei der wohlthuenden Zartheit, die ihr Benehmen auszeichnete, den Gegenstand des Gespräches fallen, als sie einsahen, daß die Vorsteher der Herrnhutischen Gemeinde nicht zu überzeugen sein würden. War demnach die geistliche Nahrung der Brüdergemeinde für Dorothea und Elisa zu wenig stoffreich, so gewährte ihnen doch ein Gang auf den Gottesacker, der ringsum strahlte in der schönen Farbe der Hoffnung, eine wahrhafte Befriedigung. Sie wandelten auf ihm, wenn sie auch in Wehmuth der vielen Theuren gedachten, die ihnen voraufgegangen in das Reich der Seligen, ohne alle Furcht vor dem Tode, mochte Dorothea allerdings ihn auch heute noch nicht für ihren besten Freund erklären.

Selbst in dem von der Welt abgelegenen Herrnhut fanden die kurischen Schwestern Gelegenheit, den Kreis der ausgezeichneten Persönlichkeiten, mit denen sie schon bekannt geworden, noch zu erweitern. Sie machten dem hochbetagten Spangenberg, der sich um die Brüdergemeinde so viele Verdienste erworben hatte, ihren kindlich-ergebenen Besuch und wurden von dem ehrwürdigen Greise für ihren künftigen Lebensweg mit dem kräftigsten Segen entlassen. Auch der Tochter des Grafen Zinzendorf, ebenfalls schon vorgerückt an

Jahren und im Schooße der Gemeinde lebend, traten sie näher. Als Dorothea das Bild des Grafen an der Wand hängen sah, rief sie mit leuchtenden Augen: „Das sind die Züge des Mannes, in dessen Brust ein Engel der Menschenliebe wohnte! Zu dem Bischofe Reichel verfügten sich die beiden Schwestern gleichfalls und fühlten sich wohlthätig angesprochen, als sie sich mit ihm von ihrem seligen Vater unterhalten konnten. Reichel und Graf Medem hatten sich auf der Universität Jena kennen und schätzen lernen.

Den Cavalieren und Hofdamen, die sich in der Begleitung Dorothea's befanden, behagte der einförmige Aufenthalt in Herrnhut gar wenig, und sie verfehlten nicht, ihre böse Laune laut werden zu lassen, was sie bei einer so milden Herrin, wie ihre Herzogin war, schon wagen konnten. Die unliebenswürdigen Gesinnungen der vornehmen kurischen Reisegesellschaft traten noch deutlicher zu Tage, als sie, nach dem glücklich erfolgten Abschiede von Herrnhut, das Ende ihrer Qualen noch keineswegs gekommen sahen. Denn die Herzogin, statt sich gleich nach Dresden zu begeben, erklomm mit ihrer Schwester Elisa, die, gleich ihr, für Naturschönheiten schwärmte — das Gefolge konnte passenderweise nicht zurückbleiben — im Schweiße ihres Angesichts einen Basaltfelsen, der durch das Schloß gekrönt war, in dessen Mauern die Gräfin Kosel vierzig Jahre gefangen saß. Die kurische Reisegesellschaft, die sich durch die schöne Aussicht für die beschwerliche Ersteigung keineswegs entschädigt fühlte, lieh ihrem Unmuthe Ausdruck, und Elisa hatte hier Gelegenheit, sich über ihre edle Schwester zu freuen, die das unpassende Benehmen ihres Gefolges nicht rügte und von dem Verweilen in Herrnhut noch größere Sanftmuth und Milde hinweggenommen zu haben schien.

Dorothea und Elisa fanden sich bei ihrer vielseitigen Natur, kaum daß sie das stille Herrnhut verlassen hatten, leicht in dem Dresdner Hofleben zurecht, wo der kurischen Herzogin mit großer Auszeichnung begegnet wurde. Die äußern Ehren steigerten sich noch, als Dorothea und Elisa in Berlin anlangten, und erstere der Einladung entsprach, an der Hochzeitsfeier der königlichen Prinzessinnen theilzunehmen. Der Herzogin Dorothea von Kurland wurden vom Berliner Hofe die höchsten Ehren erwiesen. Sie bekam einen Platz an der Tafel, wo sich einzig Mitglieder aus königlicher Familie niederlassen durften; auch ward sie zu dem Fackeltanze hinzugezogen, der zu Ehren der Neuvermählten stattfand. Vergebens hatte der Oberkammerherr vorgestellt, daß die Hausgesetze des preußischen Hofes nicht gestatteten, an einem so feierlichen Tage, wie es die Hochzeit der Prinzessinnen sei, eine Lehnsfürstin als gleichberechtigt an der königlichen Tafel niedersitzen zu lassen. Auch die Betheiligung der Herzogin Dorothea am Fackeltanze erschien der Hofschranze äußerst bedenklich. Doch der König, unbefangener, als sein Oberkammerherr, meinte, daß die holde nordische Fürstin eine Zierde seiner Tafel sein werde, und erklärte, von weiterer Einsprache nichts hören zu wollen.

Elisa, die für sich selbst allen äußern Auszeichnungen entsagt hatte, fand doch eine innige Befriedigung darin, daß ihre fürstliche Schwester so hoch geehrt ward, und sie reiste deshalb mit ihr, voll froher Hoffnungen für ihre kurischen Pläne, nach Warschau ab, indem sie meinte, daß diese Herzenszauberin auch die widerhaarigsten Polen werde zu zähmen wissen.

Die dritte Reise der beiden kurischen Schwestern nach Warschau.

Um den Schauplatz der polnischen Wirren einigermaßen sicher betreten zu können, hatte Dorothea das klügste Mittel ergriffen und von Berlin aus ein Schreiben an die Kaiserin Katharina gerichtet, in dem sie ihre mächtige Verwendung anrief. Die Kaiserin Katharina, so gütige Gesinnungen sie auch für die liebenswürdige kurische Herzogin hegte, und so freundlich sie auch frühere Briefe derselben beantwortet hatte, zog doch vor allem das zu Rathe, was für Rußland am vortheilhaftesten war. Da sie nun voraussah, daß bei den fortwährenden Wirren zwischen Herzog und Ständen das fruchtbare Kurland nach wenigen Jahren erschöpft in die weitgeöffneten Arme Rußland's sinken werde, so hatte sie kein Interesse, dem dortigen Sturme Ruhe zu gebieten, wozu es sonst ihr an Einfluß nicht fehlte.

Im Anfange des Novembermonats trafen die kurischen Schwestern wieder in Warschau ein. Sie wurden von Seiten des polnischen Hofes und der großen Adelsfamilien mit denselben Aufmerksamkeiten überhäuft, wie bei ihrem zweimaligen frühern Aufenthalte. Doch fanden sie die staatlichen Verhältnisse wo möglich noch verwirrter, als bei ihrem Scheiden im Frühlinge. Die mit der freisinnigen Verfassung nicht zufrie-

dene Adelspartei hatte nämlich die Dazwischenkunft der russischen Kaiserin angerufen, und da diese der an sie ergangenen Bitte ein willfähriges Ohr lieh, so fehlte der Schwerpunkt für das neu zu Gründende. Es schwankte alles in der schrecklichsten Verwirrung, und man wußte nicht, was der folgende Tag bringen werde. Der bekümmerte König eröffnete der kurischen Herzogin, daß die Angelegenheiten ihres Gemahls und ihres Heimathlandes wohl noch lange nicht vor den polnischen Reichstag kommen würden, da derselbe seines Fortbestehens kaum sicher sei. Zu diesen wenig tröstlichen Aussichten von polnischer Seite kam jetzt ein durchaus nicht ermuthigender Brief der Kaiserin Katharina als Antwort auf das Schreiben, das die kurische Herzogin aus Berlin an sie gerichtet hatte. Der Brief der Zarin war in Petersburg am 8. December geschrieben und enthielt eine abschlägige Antwort auf die an sie gerichtete Bitte, freilich in freundlichster Form. Denn, wenn die Zarin in ihrer Antwort bemerkte, daß die Verhandlungen des polnischen Reichstages eine Einwirkung ihrerseits ausschlössen, so war dies nur eine Umhüllung der nackten Wahrheit, daß sie es nicht in ihrem Interesse finde, eine Vereinbarung des kurischen Herzogs und der kurischen Ritterschaft in's Werk zu setzen. Wenn es galt, für den Vortheil Rußland's zu sprechen, so wußte Katharina ihrer Stimme beim polnischen Reichstage schon Gehör zu verschaffen, und sollte sie selbst zum Stampfen mit Gewehrkolben ihre Zuflucht nehmen. Dorothea gelangte demnach zu der Ueberzeugung, daß sie von Katharina keine Förderung ihrer Angelegenheit zu erwarten habe. Jetzt wurde ihr auch klar, was Rußland mit Polen beabsichtigte, und sie erkannte deutlich, wie Elisa recht gehabt hatte, als sie ihre früheren rosigen Hoffnungen von einem Wiedererstehen des Sarmatenreiches

nicht zu theilen vermochte. Sie ließ deshalb an ihren Gemahl den sehr vernünftigen Rath gelangen, sich womöglich mit der kurischen Ritterschaft auf einen bessern Fuß zu stellen und von dem Urtheilsspruche Polen's nichts zu erwarten. Der Herzog war aber zu erbittert, um auf klugen Rath zu hören. Er wollte durchaus eine Entscheidung des polnischen Reichstages zu seinen Gunsten. Die Herzogin mußte demnach ihr Verhalten nach dem Willen ihres Gemahls einrichten, obgleich sie wenig Hoffnung hatte, das erstrebte Ziel zu erreichen. Es galt aber, den Kampfplatz nicht eher zu verlassen, als bis alles versucht worden, was den Sieg zu verschaffen im Stande war. Sie mußte demnach bestrebt sein, die einflußreichsten Häupter des polnischen Reichstages für die Sache ihres Gemahls zu gewinnen. Um die Magnaten unter unschuldigem Vorwande bei sich sehen und erforschen zu können, wodurch und für welche Summen sie zu gewinnen seien, gab sie eine Reihe der glänzendsten Feste. Der König erschien auf ihnen mit seiner Familie, und der gesammte hohe Adel. Dorothea und Elisa, je nach ihrer verschiedenen Individualität, die eine durch Liebreiz und französische Lebhaftigkeit, die andere durch hohe Würde und gediegenste Unterhaltung, machten die kurischen Empfangsabende zu sehr gesuchten von Seiten der Warschauer Gesellschaft.

Doch so sorglos und heiter sich Dorothea auch zeigte, wenn sie, eine Huldgestalt, durch die glänzenden Räumlichkeiten ihres Palastes schwebte und für Alle ein bezauberndes Lächeln und ein verbindliches Wort hatte, ihr Herz war von Unruhe zerrissen, und ohne die treue, aufrichtende Elisa wäre sie kaum im Stande gewesen, ihre schwierige Rolle durchzuführen. Ueber den Kummer, den die aussichtslosen kurischen Angelegenheiten der armen Herzogin verursachten, giebt ein

Brief Kunde, den sie am 12. März 1792 aus Warschau an den preußischen Geschäftsträger in Mitau, Herrn von Hüttel, schrieb, und aus dem wir die bezeichnendsten Stellen hier anführen wollen:

„Selbst der günstigste Ausspruch der so in sich zerfallenen Reichstagsversammlung wird schwerlich die Hoffnungen und Wünsche meines Gemahls befriedigen; denn werden nicht Einwendungen gegen eine Sentenz, die unter solchen Umständen gegeben wurde, gemacht werden können? Im glücklichsten Falle werden wir also ein theuer erkauftes Papier mit nach Hause bringen, das uns nichts helfen wird. Wäre doch mein guter Mann zu bewegen gewesen, sich auf den von Ihnen und andern Freunden vorgeschlagenen Vergleich einzulassen, so wäre ich schon jetzt aller Sorge und Mühseligkeit überhoben. Ach, es kostet viel Mühe, mit Kummer im Herzen eine heitere Miene zu zeigen. Nur gegen meine gute Schwester, die mit mir gleiche Besorgnisse hegt, und gegen die drei redlichen Männer, Schulz, Parthenius und Andree, schütte ich mein Herz zuweilen aus. Gegen meinen Gemahl darf ich mich nicht auslassen, wie ich denke, um mich ihm nicht unangenehm zu machen; er hat sich zuletzt noch gegen alle Vergleichsvorschläge sehr bestimmt und etwas erbittert erklärt. Er ist mit den besten Hoffnungen erfüllt, und freuet sich in allen Briefen an mich der einflußreichen Freunde und Beschützer unserer Sache. Meine gute Schwester unterstützt mich kräftig und unermüdet in meinem schweren Geschäft. Wie viel Gutes könnte durch das Geld geschehen, das ich hier unnützerweise ausgeben muß! Neulich war die Rede von einem immerwährenden Commissarius, den die Republik in Kurland anzustellen Willens wäre, indem Rußland und Preußen daselbst ihre Residenten hätten. Zu den Freunden

unserer Sache gehören, außer dem König, der Kronmarschall, Graf Ignatz Potocki, Fürst Sapieha, Kronfeldherr von Litthauen, auch Piatoli, der vertrauteste Freund des Königs, der eine geschickte Feder führt, und andere wichtige Männer. Wenn ich mit einem dieser Herren von unserer Sache zu sprechen anfange, so giebt man mir immer zur Antwort: daß die Angelegenheiten des polnischen Staats erst beseitigt werden müßten, ehe die unsrige vor den Reichstag gebracht werden könne; dabei erhalte ich denn immer recht schöne Versprechungen. Als ich einmal von einem Vergleiche zwischen dem Herzog und den Ständen, und von einer russischen und einer preußischen Garantie eines solchen Vergleiches sprach, antwortete man: die Zeit wäre vorüber, da der polnische Staat die Einmischung fremder Mächte geduldet hätte. Ich sagte nicht, was ich dachte; hier lernt man seine Meinung verbergen. Ach, ich bin hier auf einen schweren Posten gestellt. Manchesmal, in Stunden der Einsamkeit, wenn mich die Gesellschaft verlassen hat, ist es mir, als säße ich auf Kohlen. Beinahe fünf Monate bin ich nun hier, ohne nur einen Schritt meinem Ziele näher gekommen zu sein. Wenn ich sehe, was hier vorgeht, und in die Zukunft blicke, dann kann mir recht angst und bange werden; Gott, wie wird das alles enden! Nur ein festes Vertrauen auf die Vorsehung kann uns beruhigen; doch hätte ich meine Schwester nicht zur Seite, ich ginge zu Grunde."

Man sieht aus diesem Briefe der Herzogin, wie dankbar sie den tröstenden Zuspruch und den einsichtigen Rath der vortrefflichen Elisa zu würdigen wußte, und wie diese, trotz ihrer größern Neigung für die reinen Gebiete der Literatur und Kunst, doch auch den glatten Boden der Politik zu betreten wußte, sobald höhere Rücksichten es geboten. Und

welche höheren Rücksichten konnte es für die edle Elisa geben, als das Glück ihrer Schwester und das Heil ihres Vaterlandes!

Wiederum befanden sich die kurischen Schwestern am 3. Mai in Warschau, und der Tag, der ein Jahr zuvor Polen mit einer neuen Verfassung beschenkt hatte, die freilich eine sehr kurzlebige sein sollte, ward mit den größten Festlichkeiten begangen. Es war, als ob das staatliche Polen eine Ahnung davon habe, daß es als solches nicht lange mehr werde Festlichkeiten veranstalten können, und als ob es deshalb sie durch den höchsten Glanz der Erinnerung habe einprägen wollen. Dem feierlichen Gottesdienste, der um neun Uhr Morgens begann, wohnten auch Dorothea und Elisa bei. Sie begaben sich zur Kirche in Wagen des königlichen Marstalls, umgeben von einem glänzenden kurischen Gefolge und von polnischen Hofbeamten, die zum Dienste der Herzogin befohlen waren.

Als die kurischen Schwestern in der Kirche anlangten, fanden sie den König, der so viel zu figuriren und so wenig zu regieren hatte, schon auf dem Throne sitzend, und rings um ihn die Großen der Krone. Der geistliche Charakter der Kirche ward nicht streng innegehalten, was auch nicht gut geschehen konnte, da die Versammlung ja vorzugsweise eine politische war, wenngleich sie nicht verfehlte, den Segen des Himmels auf ihr Thun herabzuflehen. Es wurde viel gesprochen, wie denn ja die Polen nicht blos in Bezug auf äußere verbindliche Formen, sondern auch in Betreff der Redelust einer stets beweglichen Zunge mit den Franzosen große Aehnlichkeit haben. Außer dem Könige, der eine Rede hielt, wurde auch von verschiedenen Mitgliedern des Reichstages gesprochen. Selbst die katholische Kirche, die

sonst mehr in benebelnden Ceremonien, als in aufklärenden Worten ihre Stärke sucht, ließ sich vernehmen. Goldige Sonnenstrahlen drangen in das Innere der Kirche und glitzerten auf den prächtigen Gewändern, mit denen sich der König, die polnischen Großen und die Edelfrauen zu Ehren des Tages geschmückt hatten. Das Te Deum durchhallte die weiten Räume der Kirche, und jedes nicht alltägliche Gemüth mußte sich feierlich gestimmt fühlen. Da aber war es, als ob die Natur, noch vor dem Rufe eines heldenmüthigen polnischen Streiters, ihr „Finis Poloniae“ in jener gewaltigen Sprache verkünden wolle, über welche nur sie allein gebietet. Denn bei den ersten Tönen des feierlichen Kirchengesanges, die Gott anriefen, schien er zu antworten, daß sein Geist auf diese Versammlung nicht herabzuschweben gedenke. Es verfinsterte sich nämlich plötzlich der Himmel, gewaltige Hagelschlossen schlugen gegen die Fenster der Kirche, der Sturm riß Ziegel vom Dache, und über die vor kurzem noch so lichten Räume lagerte sich nächtliches Dunkel. Es war, als ob die Plagen, die über das Pharaonenland kamen, auch für Polen verkündet werden sollten. Dorothea und Elisa, deren Brust sich bei dem anfänglich so erhebenden Schauspiele erweitert hatte, zuckten ängstlich zusammen und blickten scheu in den weiten, düstern Raum, der sich vor ihnen ausbreitete und nur unheimliche, schattenhafte Umrisse zu ihnen gelangen ließ. Als das Unwetter sich fast ebenso schnell verzog, als es gekommen, und die Räume der Kirche sich wieder erhellten, blickten Dorothea und Elisa zuerst nach dem Könige auf seinem Throne, nicht weil er die vornehmste, sondern die ihnen theuerste Persönlichkeit in der großen Versammlung war. Der König saß todtenbleich da und schien mit Mühe nach Fassung zu ringen. Auch auf den Gesichtern der ganzen Versammlung

lag Schrecken und Bestürzung. Doch mit der wiederkehrenden Sonne hellten sich allmälig die Mienen wieder auf. Der unterbrochene Gottesdienst ward fortgesetzt, das Te Deum, welches verstummt war, begann wieder seine feierlichen Klänge, und alles hatte seinen im Voraus geordneten Verlauf. Nach beendetem Gottesdienste, stieg der König vom Throne, die hohe Geistlichkeit, die Castellane, Staroſten und Landboten schaarten sich um ihn, und im feierlichen Zuge, umbraust vom Volksgejubel, schritt er durch die Straßen, um den Grundstein zu einer Kirche zu legen, die das Andenken an diesen Tag wach erhalten sollte. Als der König, inmitten seines glänzenden Gefolges und der jubelnden Volksschaaren, unter den üblichen Ceremonien den Grundstein legte, da brach die Sonne auf's Neue voll und strahlend hervor, und die vor kurzem so zusammengepreßten Herzen wurden wieder weit und hoffnungsvoll. Elisa hörte von den Personen, die um sie herumstanden, die Aeußerung: „Der polnische Staat wird durch heftige Stürme zu seiner Herrlichkeit eingehen!"

Doch die Erklärung, welche am 21. Mai Katharina II. in der polnischen Reichsversammlung abgeben ließ, und die darauf hinauslief, daß den Anhängern des alten Systems ihr Schutz gesichert sei, und daß die neue Verfassung auf ihre Anerkennung nimmer werde rechnen können, diese Erklärung, ganz im Style einer Selbstherrscherin, ließ keine Hoffnung, daß Polen sich aus dem Sumpfe der Zwietracht durch neue Gesetze werde zum Aether der Eintracht emporarbeiten können.

Nach unsäglichen Bemühungen gelang es endlich der Herzogin Dorothea durch den Beistand mächtiger polnischer Parteihäupter, die sie auf geschickte Weise sich zu gewinnen gewußt, daß die kurischen Angelegenheiten auf dem Reichstage

zur Verhandlung und zur Entscheidung gebracht wurden, Der 27. Mai war der für Dorothea hochwichtige Tag, wo sie erfahren sollte, ob so viel Geld und so viel persönliche Huld an Wortbrüchige und Undankbare verschwendet worden, oder ob sie mit einem für ihren Gemahl tröstlichen Bescheide nach Kurland zurückkehren werde. Da die Anwesenheit der kurischen Herzogin vorausgesetzt worden, so hatte man für sie und ihr Gefolge in dem Saale der Reichsversammlung eine besondere Loge eingerichtet. Um 11 Uhr Vormittags bestiegen Dorothea und Elisa die königlichen Wagen, die sie und ihr Gefolge aufnahmen und bald vor dem Gebäude absetzten, in dessen Räumen sich für sie so Wichtiges entscheiden sollte. Die Herzogin in fürstlicher Kleidung, unter lieblichem Lächeln die Angst ihres Herzens verbergend, nahm auf dem ihr bereiteten Ehrensitze Platz, die bleiche, aber vornehm sich darstellende Elisa an ihrer Seite. Vor den Augen der Herzogin schwebte ein unsichtbarer Flor, so daß sie die Gruppen im Saale nicht zu unterscheiden vermochte. Elisa aber, die heute mehr denn je für ihre Schwester ein tröstender Engel war, blickte klaren Auges auf die verschiedenen Gruppen der Landboten, die in eifrigem Gespräche mit einander verkehrten. Sie erkannte das Antlitz mancher befreundeten Persönlichkeit, aber auch die Gesichter vieler Gegner, die sie von den Abgesandten des kurischen Adels gewonnen wußte. Die Gegner wollten auf alle Weise eine Entscheidung verzögern, die, wie sie fürchteten, für den kurischen Herzog, Dank den geschickten Bemühungen seiner Gemahlin und Schwägerin, doch vortheilhaft ausfallen könnte. Denn in einer Commission, die vorläufig die kurischen Angelegenheiten berathen hatte, war das Urtheil, das durch die Abstimmung der Reichsversammlung allerdings erst seine Gültigkeit bekam, zu Gunsten des Herzogs abgegeben

worden. Die gegnerische Partei mußte deshalb in der Reichsversammlung eine Abstimmung zu verhindern suchen. Und bei den Praktiken, durch die sich die verschiedenen Parteien des polnischen Reichstages gegenseitig lahm legen konnten, war dies gar nicht schwer zu bewerkstelligen. Der fieberhafte Zustand der Herzogin war demnach ein durch die Lage der Dinge nur zu gerechtfertigter. Indeß hatten die Freunde Dorothea's doch so geschickt gearbeitet, daß die Abstimmung selbst nicht verhindert werden konnte. Doch gelang es ihren Gegnern noch in der elften Stunde, eine große Anzahl von Stimmen für sich zu gewinnen, und eben in der sichern Aussicht des Sieges hatten sie kein Interesse mehr daran gefunden, die Entscheidung zu verzögern. So erfolgte denn jetzt eine laute, mündliche Abstimmung über die kurische Angelegenheit. Dorothea ergriff krampfhaft die Hand ihrer Schwester, und die bleiche, milde Elisa flüsterte ihr Worte des Trostes und der Ermuthigung zu. Jetzt war die Abstimmung geschlossen, und die Gegner triumphirten. Mit vier Stimmen Mehrheit war für die Zurücklegung der kurischen Sache entschieden. So lange die Entscheidung ausstand, hatte sich Dorothea, trotz ihres fieberhaften Zustandes, mit letztem Aufgebot ihrer sinkenden Kräfte aufrecht gehalten; jetzt, da alle ihre Hoffnungen begraben schienen, brach sie zusammen. Nachdem ihre treue kurische Umgebung einen Wall um sie gebildet hatte, so daß ihre Ohnmacht den Augen der Gegner verborgen blieb, ward sie in ein angrenzendes Zimmer getragen. Doch in der Reichsversammlung bekam die verhandelte Sache plötzlich ein ganz anderes Aussehn. Denn zum Glück hatten die holde Dorothea und die einsichtige Elisa unter den einflußreichsten polnischen Großen sich wahrhafte Freunde erworben. Diese gaben die kurische Sache keineswegs verloren.

sondern verlangten, wozu sie nach der Geschäftsordnung das Recht hatten, eine erneuerte Abstimmung, und zwar eine geheime, durch schwarze und weiße Kugeln. Die Gegner widerstrebten Anfangs hartnäckig, da sie den mühsam errungenen Sieg nicht wieder aus der Hand geben wollten. Doch die Freunde Dorothea's und Elisa's bestanden auf ihrem Rechte, und es ward zu einer zweiten Abstimmung geschritten. Die Herzogin hatte nicht die Kraft, wieder die Loge zu betreten; doch die starkmüthige Elisa ging hinein und blickte, an die Brüstung gelehnt, wenn auch klopfenden Herzens, doch hellen Auges, in die wildfluthende Versammlung. Es war dies eine neue Prüfung in ihrem prüfungsreichen Leben. Denn fünfhundert Kugelwürfe mußte die, mit bebendem Herzen, aber in stolzer Haltung dastehende Freifrau abwarten, bevor die Entscheidung erfolgte. Jetzt tönte zu ihrem bangen Ohr die feierliche Verkündigung:

„Das, von der Deputation, in Sachen des Herzogs von Kurland gegen die Stände daselbst und gegen die Prinzessin Biron abgefaßte und zu Gunsten des Herzogs sprechende Rechtsurtheil ist in seinem ganzen Umfange durch eine Mehrheit von zwei Stimmen von der Reichstagsversammlung genehmigt worden und, dem gemäß, nunmehr rechtskräftig zu bestätigen und zu vollziehen."

Der Dolmetscher, der sich an Elisa's Seite befand, übersetzte ihr die polnische Verkündigung sofort in's Deutsche. Kaum hatte ihr fast mißtrauisches Ohr die, nicht mehr gehoffte, günstige Entscheidung vernommen, so stürzte sie, an die Blicke ihrer Gegner nicht denkend, aus der Loge, um der geliebten Dorothea, die erschöpft auf einem Sopha lag, die stärkende Botschaft zu verkünden. Unter Freudenthränen umarmten sich die beiden Schwestern, und das unerwartete

Glück gab der von Hoffnung in Verzweiflung, und von Verzweiflung in Hoffnung geworfenen Herzogin die verlorenen Kräfte gänzlich zurück. Als die, ihr befreundeten, polnischen Großen sich melden ließen, um ihre Glückwünsche abzustatten, konnte sie dieselben mit strahlendem Lächeln und in ächt fürstlicher Haltung empfangen.

Jetzt hatten Dorothea und Elisa keinen Grund mehr, in Warschau zu verweilen. Der Abschied von dem Könige und dessen Familie war ein herzlicher, ja, zärtlicher. Stanislaus sagte den beiden kurischen Schwestern, daß er sie liebgewonnen habe, als ob sie seine Töchter wären, und daß er ihnen mit seinem Lebewohle den Segen eines Vaters ertheile. Bei diesen, mit innigem Tone gesprochenen Worten, steckte er jeder der beiden Schwestern einen Ring mit seinem Profilgemälde an den Finger, und legte segnend seine Hand auf ihre sich ehrfurchtsvoll neigenden Häupter.

Die vornehmen polnischen Familien, mit denen Dorothea und Elisa sich bei ihrem wiederholten längeren Aufenthalte befreundet hatten, geleiteten sie weit aus den Thoren Warschau's und schieden von ihnen auf das Herzlichste.

So reisten sie frohbewegt der lieben Heimath zu.

Elisa's erneuerter Aufenthalt im Vaterlande.

Der Herzog war über die, ihm von seiner Gemahlin erwirkte, günstige Entscheidung sehr beglückt und erwartete von ihr die heilsamsten Folgen. Dorothea und Elisa wurden deshalb, bei ihrer Rückkunft nach Kurland, auf's Herzlichste von ihm empfangen, und er bewies ihnen auf mannigfache Weise seine Dankbarkeit. Leider sollte die Entscheidung des polnischen Reichstages für ihn nur ein werthloses Stück Papier sein. Denn die Bevollmächtigten des kurischen Adels hatten natürlich aus Warschau an ihre Auftraggeber berichtet, wie die von der Herzogin heimgebrachte Entscheidung zu Stande gekommen sei, und wie der polnische Reichstag in einer und derselben Sitzung zwei sich schnurstracks widersprechende Beschlüsse gefaßt habe. Da überdies dem kurischen Adel die Ansichten der russischen Kaiserin in Betreff Polen's bekannt wurden, und er hieraus schloß, wie die in sich zwiespältige Republik wohl nur noch eine kurze Lebensfrist habe, so kehrte er sich nicht im Geringsten an die für den Herzog günstige Entscheidung, so daß dieser nach wie vor sich in allen seinen Herrscherrechten gelähmt sah und nichts beginnen konnte. Dieser neuen Enttäuschung gegenüber verlor der Herzog alle Lust am Regimente. Ein bloßer Doge von Venedig zu sein, der nur die Beschlüsse des Adels auszuführen hatte, war

seiner nach Thätigkeit drängenden, wenngleich gerade nicht mit großem Herrscherberufe ausgestatteten Natur unmöglich. Er beschloß deshalb, Kurland zu verlassen, wo ihm in Zukunft nur eine Figuranten-Rolle zugedacht war. Dorothea, auf's Schmerzlichste betroffen, daß ihre unsäglichen Bemühungen in Warschau und ihre ausgestandene Todesangst gar keine Frucht getragen hatten, fühlte sich von den Wirren ihres Vaterlandes so peinlich berührt, daß sie dem Wunsche ihres Gemahls gern entsprach, ihm nach Berlin voranzureisen, wohin er ihr so bald wie möglich zu folgen gedachte.

Auch für Elisa, die den Angelegenheiten ihres Schwagers und ihres Vaterlandes in Warschau die redlichste Mühe gewidmet hatte, und die jetzt den kläglichen Erfolg so großer Anstrengungen gewahrte, auch für Elisa erwuchs viel Herzeleid aus den kurischen Wirrnissen, umsomehr, als sie sich den wahrscheinlichen Ausgang, das heißt, den Untergang der kurischen Selbstständigkeit, nicht verhehlte. So war es natürlich, daß die Politik, die für sie nur bittere Früchte getragen hatte, ihr förmlich verhaßt ward, und sie in Literatur und Kunst den Frieden suchte, den ihr das staatliche Leben nicht zu gewähren vermochte. Und um sie von den kalten Gründen des Verstandes auf die duftigen Auen des Gemüthes desto besser hinüberzuleiten, langte jetzt in ihrer stillen Behausung die vom Professor Blessing in Straßburg verfaßte Lebensbeschreibung ihres Bruders Friedrich an, jenes herrlichen Jünglings, mit dem sie, bevor er sich nach der elsässischen Universität begab, so viele Stunden des innigsten Gedankenaustausches verlebt hatte, daß ihre Seelen fast ineinander schmolzen. Der Professor Blessing hatte seiner Lebensbeschreibung die Briefe eingefügt, die Elisa mit ihrem herrlichen Bruder während seiner leider nur so kurzen Studienzeit ge-

wechselt hatte. Es trat in diesen Briefen die innigste, zarteste Geschwisterliebe zu Tage. Der kurländische Friedrich umfaßte seine Schwester mit nicht geringerer Zärtlichkeit, als der große Friedrich seine geistreiche Schwester von Baireuth. Das preußische Geschwisterpaar berührte sich mehr auf dem Boden der Philosophie, während Friedrich und Elisa mit den zarten Fasern des Gemüths sich um die unzerstörbare Eiche des Christenthums rankten. Im Ganzen und Großen war die Lebensbeschreibung des Bruders für Elisa eine sehr willkommene Gabe. Erfüllte es sie doch mit verzeihlichem schwesterlichen Stolze, daß der Werth ihres trefflichen Bruders jetzt auch von der Welt werde erkannt werden. Aber auch ihre Wehmuth steigerte sich bei dem Gedanken, daß diese Sanct-Michael's-Gestalt auf ihrem länger oder kürzer bemessenen Lebenswege ihr nicht mehr rathend oder helfend zur Seite stehen solle. Der sie übermannenden Wehmuth entriß sich Elisa am Besten, wenn sie zu den holden Töchtern ihrer in Berlin weilenden Schwester eilte und den lieben Kleinen die fehlende Mutter zu ersetzen suchte. Doch auch dieser Becher des Trostes ward ihr nach kurzer Zeit vergällt, indem die Gehässigkeit der kurischen Staatsverhältnisse selbst die innere Häuslichkeit des Herzogs verbitterte. Da für Elisa aber nach so vielen Aufregungen Ruhe unerläßlich war, falls ihre Gesundheit nicht unheilbaren Schaden erleiden sollte, begab sie sich auf's Land zu einer Freundin, wo sie hoffen durfte, von den politischen Händeln verschont zu bleiben. Indeß erstreckte sich die damalige staatliche Erregung in Kurland überallhin, so daß Elisa auch auf dem Lande die gewünschte Ruhe nicht fand. Es konnte deshalb sich nichts Gelegeneres zutragen, als daß um diese Zeit eine Einladung des Herzogs und der Herzogin von Augustenburg an sie gelangte, ihnen

ihren, damals im Bade versprochenen, Besuch nicht länger vorzuenthalten und bei ihnen auf Alsen einen Aufenthalt nehmen zu wollen, der sich nach Monaten, oder besser noch nach Jahren beziffere. Elisa fühlte sich durch den Unfrieden der Heimath so verletzt, daß ihr diese Einladung wie ein Ruf der Erlösung klang. Sie traf deshalb auf's Schnellste ihre Reisevorbereitungen und schiffte sich in Libau, dieser so freundlichen kurischen Seestadt, auf einem bereitliegenden Fahrzeuge ein, das sie nach stürmischer Meerfahrt in die Arme ihrer Gastfreunde führte, wo sie in trautem Beisammenleben die Warschauer Ränke und die kurischen Wirrnisse allmälig vergessen lernte.

Elisa's längerer und wechselnder Aufenthalt in Deutschland.

Zur schönen Sommerszeit, wo die Insel Alsen im Smaragd ihrer Wiesen und Wälder prangte, traf Elisa auf dem prächtigen Landsitze ihrer fürstlichen Gastfreunde ein, die sie mit großer Herzlichkeit empfingen. Hier fand sie ein Verhältniß zwischen einem großen Grundbesitzer und seinen Gutsunterthanen, wie sie es für Kurland lange ersehnt, leider aber bisher nicht verwirklicht gesehen hatte. Denn die Leibeigenschaft, wie sie in Kurland bestand, verhinderte, daß die Unterthanen zu ihrem Gebieter mit Vertrauen emporblickten. Ein Gutsherr, der bei auflodernden Zorne über seine Leute jede Strafe verhängen, ja, sie nach kurzem Prozesse an dem nächsten Baume aufknüpfen lassen konnte, hatte doch etwas zu Furchtbares und, trotz größten persönlichen Wohlwollens, in seiner unbeschränkten Macht zu große Verführungen, um immer gut und gerecht zu sein. Dergleichen war auf Alsen nicht möglich, wenngleich der Gutsbesitzer ausreichende Mittel besaß, um die ländliche Bevölkerung, falls sie Neigung zu Ungehorsam oder gar Auflehnung hätte verrathen sollen, im Zaume zu halten und sie den Arm des Gesetzes fühlen zu lassen. Doch brauchte sich auf Alsen das Gesetz in seiner kalten Strenge nicht zu zeigen, da Liebe und Wohlwollen alle Verhältnisse durchdrang und regelte. Wenigstens war

dies für die Besitzungen der Fall, über welche der Herzog von Augustenburg als Gutsherr gebot. Hier fand das Verhältniß eines gütigen Vaters zu vertrauensvollen Kindern statt; niemals hörte man das rauhe Wort des Befehls, weil ein Jeder seiner Pflicht emsig nachkam und den Vortheil seines Herrn wie seinen eigenen ansah. Denn der Herzog ließ von dem Erträgnisse seiner Felder Denen, die sie bestellten, reichlich zufließen, so daß überall Wohlhabenheit herrschte, und nirgends verkümmerte Gestalten das Auge des Menschenfreundes betrübten. So fand eine der Humanität ihr Leben weihende Persönlichkeit, wie Elisa, hier ihre Ideale annähernd verwirklicht, und das Arkadien, wie es damals häufig gleichzeitige Dichter besangen, war auf Alsen zur Wirklichkeit geworden. Elisa, die bei ihrem aufgeklärten Geiste und ihrem wohlwollenden Herzen seit Jahren dafür gesprochen und gestrebt hatte, daß dem Bürger- und Bauernstande größere Rechte zu gewähren seien, erkannte mit freudiger Genugthuung, wie sie keinem Utopien nachgejagt habe, sondern welch' eine wunderbare Veränderung mit Land und Leuten vorgehe, sobald die Sonne der Humanität über sie ihre Strahlen entsende. Demnach verfloß für Elisa die Zeit auf Alsen unter den angenehmsten Eindrücken. Im Kreise der hochgebildeten Familie ihres Gastfreundes fand sie Nahrung für ihren Geist, und ihr Gemüth ward erquickt, wenn sie rings um sich herum zufriedene und wohlhabende Menschen erblickte, die ihrem Herrn das Beste gönnten, weil er ihnen selbst alles gewährte, was sie irgend billig verlangen konnten. Elisa blieb demnach bis in den Spätherbst auf Alsen und wäre auch wohl noch den Winter über dort geblieben, wenn nicht die herzogliche Familie sich nach Kopenhagen hätte begeben müssen.

Aus dem Schlosse ihrer fürstlichen Freunde verfügte sich Elisa in die enge bürgerliche Wohnung der als Schriftstellerin für die Jugend und als vortreffliche Erzieherin sich eines großen Rufes erfreuenden Caroline Rudolphi. Elisa vermißte den fürstlichen Glanz durchaus nicht, als sie in den bescheidenen Räumen des kleinen Landhauses, das Caroline Rudolphi in Ham bei Hamburg bewohnte, sich für längere Zeit einrichtete. Denn der tägliche Umgang mit Caroline Rudolphi, die, wie sie, hellen Geistes und edlen Herzens war, bot ihr die reichsten Genüsse. Und dann kam sie in dem nahen Hamburg mit bedeutenden Männern zusammen, mit Männern, deren Ruhm durch ganz Deutschland hallte. Vor allem beglückte sie der Verkehr mit Klopstock, dessen Namen sie seit frühester Jugend mit Ehrfurcht hatte nennen hören. Mit Klopstock, der mit den Frauen so gut zu verkehren verstand, ward sie bald befreundet und suchte ihn häufig auf, da er mit zunehmendem Alter sich mehr auf sein Haus beschränkte und seine Spazierritte aufgab, die ihn wiederholt zu Caroline Rudolphi nach Ham hinausgeführt hatten. Dort war er jedesmal jubelnd von den jungen Mädchen umringt worden, die bei Caroline Rudolphi ihre Erziehung empfingen. Sie brachten dem verehrten Dichter seine Lieblingsblumen und erwiesen ihm jene Zärtlichkeit, die der Greis so gern von der unschuldigen Jugend entgegennimmt. Elisa erschien also häufiger in dem Hause der Königsstraße, das Klopstock in Hamburg bewohnte. Dort traf sie auch Matthisson, und es prägte sich seiner Erinnerung ein, wie Klopstock durch sie über den Schloßbrand in Kopenhagen genauere Nachrichten empfing. Klopstock, der ja zu Dänemark so enge Beziehungen und in der Nähe Kopenhagen's die glücklichsten Jahre seines Lebens mit Meta verbracht hatte, Klopstock war begreiflicher

Weise begierig, Verbürgtes über den großen Schloßbrand zu erfahren, über dessen Ursprung ihm der Hamburger Correspondent nur Vermuthungen mittheilte. Da traf es sich nun sehr glücklich, daß Elisa einen Brief des Herzogs von Augustenburg in der Tasche hatte, der sich über den Schloßbrand sehr ausführlich auslieβ, und den sie auf Klopstock's Wunsch dem neugierigen Kreise nicht vorenthielt. Nach der Annahme des Herzogs von Augustenburg war der Kopenhagener Schloßbrand „ein absichtliches Werk der Finsterniß".

Außer mit Klopstock, verkehrte Elisa auch häufiger mit der Reimarus'schen und Sieveking'schen Familie, wo sie vielen Geist und reiches Wohlwollen für die ganze Menschheit, wenngleich kein strenggläubiges Christenthum antraf. Doch war Elisa durch das fleißige Lesen Lessing's ja aller Frömmelei entfremdet worden, so daß sie für die wahrhaft bedeutenden und zugleich wahrhaft guten Mitglieder der Reimarus'schen Familie das richtige Verständniß besaß. Und wie der vernunftheile Umgang mit dem starkgeistigen Reimarus'schen Geschwisterpaare für die aufgeklärte Denkweise Elisa's reiche Früchte trug, so verlor sie durch herzlichen Verkehr mit dem großen Schauspieler Friedrich Ludwig Schröder Vorurtheile, die sie bis dahin noch genährt haben mochte. Indem sie in Schröder neben dem ausgezeichneten Künstler den ehrenwerthesten Menschen antraf, lernte sie einsehen, daß die Schauspieler und Schauspielerinnen durch die Ausübung ihres Berufs keineswegs mit Sitte und Tugend zu brechen brauchten, sondern daß sie ihre moralische Würde ebenso zu behaupten im Stande seien, als geringern Versuchungen ausgesetzte Menschenkinder. Elisa's Ansichten über Schauspiel und Schauspieler wurden durch den Umgang mit Schröder so berichtigt, daß sie, die ihre Laufbahn als Schriftstellerin mit geistlichen Lie-

dern begonnen hatte, kein Bedenken trug, ihre Feder auch für die Bühne in Bewegung zu setzen.

So verfloß für Elisa ein an geistigen Genüssen reicher und durch mannigfache Aufhellung segensreicher Winteraufenthalt bei Caroline Rudolphi. Ja, sie blieb noch bis in den Frühling hinein. Denn sie verweilte auf dem kleinen Landhause in Ham bis zum Maimonate 1794, wo sie der unterdeß wieder auf Alsen eingetroffenen Familie des Herzogs von Augustenburg die Freude machte, einer erneuerten Einladung Folge zu leisten.

Der Besuch Elisa's bei der Kaiserin Katharina II.

Während Elisa in Deutschland verweilte, hatte sich das Geschick ihres Vaterlandes vollzogen. Kurland hatte um Aufnahme in das große Zarenreich gebeten und war begreiflicher Weise erhört worden. Dem riesigen russischen Magen war das gewaltige Stück „Polen" so gut bekommen, daß der kleinere Bissen „Kurland" nicht das geringste Bedenken erregte. Indeß, wie es der russischen Regierung an Klugheit nie fehlte, so stellte sie sich den Gesandten der europäischen Mächte gegenüber sehr gleichgültig in Betreff des neuen Ländererwerbs und nahm die Miene an, als ob man ihr von kurischer Seite so auf den Leib rücke, daß es nicht möglich sei, mit „nein" zu antworten. Der russische Vicekanzler sagte zu dem holländischen Gesandten, der sich erkundigte, ob die Einverleibung des polnischen Lehnsstaates bald vor sich gehen werde, „Kurland strecke den Hals aus," um unter die Herrschaft der großen Zarin zu kommen. Gerade, als Elisa zum Besuche bei ihrer Freundin Louise von Anhalt-Dessau, verweilte, gelangte an sie die Nachricht, daß Kurland dem gewaltigen Rußland einverleibt worden sei. Machte diese Nachricht sie auch zuerst mit Schmerz erfüllen, weil ihr Vaterland seine Selbstständigkeit eingebüßt, so hatte sie doch die kurischen Wirren in zu nächster Nähe mitangesehen, als daß sie auf

das jetzige Ereigniß nicht vorbereitet gewesen wäre. Da nun die Kaiserin Katharina ihr bei Gelegenheit ihres Buches über Cagliostro die schmeichelhafteste Anerkennung ausgesprochen hatte, so hielt Elisa es durch den Anstand geboten, sich an ihre neue Landesherrin schriftlich zu wenden und sich ihrer Gnade zu empfehlen. Die Zarin antwortete in überaus huldvoller Weise und lud Elisa zu einem längeren Besuche in Petersburg ein. Einer solchen ehrenvollen Aufforderung mußte natürlich entsprochen werden. Doch hielt Elisa es für geboten, ihre Gesundheit zu stärken, bevor sie sich in den höhern Norden begab. Sie suchte demnach erst die für sie so wohlthätige Quelle zu Karlsbad auf und trat dann ihre Reise nach dem Norden an. Der Gedanke an das Zusammentreffen mit der mächtigen Herrscherin, die ihr nur als die Semiramis des Nordens erschien, und von der ihr reiner Sinn nicht ahnte, daß sie an nicht zu sättigender Wollust die Kleopatra übertreffe, die Regentengröße Katharina's ängstigte etwas Elisa, da sie bei ihrem bescheidenen Denken von ihrem eigenen Werthe sich kaum würdig erachtete, dem Lichtkreise eines so glänzenden Gestirns zu nahen und von ihm bestrahlt zu werden. Elisa hatte über Petersburg, diese noch so junge und schon so bedeutende Stadt, alles nachgelesen, was bisher über die Schöpfung Peter's des Großen veröffentlicht worden. Vor allem hatten sie die Schilderungen Storch's angezogen, wie denn in damaliger Zeit nichts Besseres über Petersburg vorhanden war, als die aus der Feder des deutschen Schriftstellers geflossenen Mittheilungen. Die vergoldeten Kuppeln der vielen griechischen Kirchen machten auf Elisa den ersten mächtigen Eindruck, als sie sich der russischen Hauptstadt näherte. Später ward ja Napoleon von den vergoldeten Kuppeln des Kreml, die seinem mehr

für Pracht, als für echte Kunst empfänglichen Sinne sich einprägten, so nachhaltig beeinflußt, daß er beschloß, den Invaliden-Dom mit einer ähnlichen Zierde zu versehen. Als Elisa in Petersburg einfuhr und die breiten Straßen und gewaltigen Plätze gewahrte, da entging ihrem scharfen Aufmerken nicht, daß die vorhandene Menschenmenge zu klein sei für den großartigen Maßstab, in dem alles angelegt worden. Doch meinte sie, daß das Riesenreich das Fehlende werde zu ergänzen wissen. Ganz unbefangen vermochte Elisa die ihr neuen und fremden Eindrücke nicht in sich aufzunehmen, da, wie schon erwähnt, ihr bevorstehendes Erscheinen an dem glänzenden russischen Hofe und die baldige Bekanntschaft mit der nordischen Semiramis beängstigend auf sie wirkte. War sie auch schon früh an dem Hofe des kurischen Herzogs erschienen; hatte sie auch später in Deutschland hohen und höchsten Kreisen beigewohnt, wozu sie Geburt und Bildung so sehr berechtigten; fand sie, gleich allen edlen Menschen, auch zuletzt in sich den Schwerpunkt, der durch äußere Zufälligkeiten nicht verrückt werden kann, im Großen und Ganzen fühlte sie doch, daß ihr Sinn nicht nach glänzenden Festlichkeiten stand, sondern nach dem trauten Verkehre mit leuchtenden Geistern, die in den durch Kerzen erhellten Sälen der Paläste oft mit der Laterne des Diogenes gesucht werden müssen. Elisa langte in St. Petersburg am 30. Juli an, und nachdem sie sich von den Strapazen der Reise in etwas erholt hatte, meldete sie sich in der üblichen Form bei dem russischen Hofmarschallsamte. Sie ward nun zum 4. August nach Zarskoje Selo eingeladen, um bei der Frau von Lieven, einer engern Landsmännin, das Mittagsmahl einzunehmen. Die Frau von Lieven, später mit dem Fürstentitel geschmückt, war Oberhofmeisterin bei den vier Töchtern des

Großfürsten-Thronfolgers, jenes finstern Paul, der den tragischen Tod seines Vaters nicht vergessen konnte. Während des Mittagsmahles eröffnete die Frau von Lieven der etwas ängstlich zuhörenden Elisa, daß sie der Zarin auf deren Wunsch noch an demselben Abende werde vorgestellt werden.

Katharina II., eine der klügsten Frauen, die es wohl je gegeben hat, wollte der tugendhaften Kurländerin in dem günstigsten Lichte erscheinen. Für den geistvollen Diderot hatte sie die von Vorurtheilen freie Herrscherin und die glänzendste Unterhaltungsgabe bereit gehalten; für die Freifrau von der Recke, die aus Kurland kam, wo ein reines Familienleben die Regel bildet, erschien sie in einem andern Lichte, und zwar in einem solchen, das für sie sehr günstig wirken mußte. Die Zarin gab nämlich an diesem Abende ihren Enkeln und Enkelinnen einen Ball, und die mächtige Herrscherin verschwand demnach hinter dem glücklichen Familienhaupte. Wie die Blondinen sehr gut wissen, daß ihnen Blau vortrefflich steht, so schmücken sich kluge Frauen, wenn sie auf die Tugend Eindruck machen wollen, mögen sie immerhin für gewöhnlich auf dem bequemeren Pfade des Lasters wandeln, mit dem Wahrzeichen der Unschuld. Elisa's warmfühlendes Herz ward sogleich der russischen Kaiserfamilie gewonnen, als ihr bei der Frau von Lieven vier liebreizende Großfürstinnen entgegentraten, die sämmtlich von ihrer Mutter, einer würtembergischen Prinzessin, die Anmuth der äußern Erscheinung geerbt hatten. Daß sie nicht blos adelig von Gestalt, sondern edel von Gesinnung waren, hatten sie Gelegenheit, in Deutschland und Holland zu beweisen, wohin sie verheirathet wurden. Zwei von ihnen, die in Stuttgart und Weimar eine neue Heimath fanden, haben dort unvergeßliche Spuren ihres edlen Waltens zurückgelassen, während die zarte und

schöne Helena Paulowna, die den Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin heirathete, zu früh einem Brustleiden erlag, um wie sie es sonst sicher gethan hätte, über spätere Geschlechter die Sonnenstrahlen eines warmen Herzens auszusenden. Elisa schildert die vier Großfürstinnen mit folgenden Worten:

„Unauslöschlich wird in meinem Gemüthe der Eindruck bleiben, den dieser liebliche Blüthenflor der kaiserlichen Familie auf mich machte. Gleichsam magnetisch angezogen, wendete mein Auge sich von einer dieser holden Jugendgestalten zur andern, und ein gemischtes Gefühl von Rührung und Freude ging durch mein Herz. Man sieht es bald, daß diese jungen Fürstinnen würdig geleitet werden, und von trefflichen Beispielen umgeben sind. Zu der edlen Haltung in ihrem Betragen, zu dem Anstande, der ein leises Ahnen ihres erlauchten Standes auszudrücken scheint, mischt sich so schön jene freie Unbefangenheit, jene süße kindliche Natürlichkeit, die allein nur nicht weiß, wie unwiderstehlich sie ist: dies zusammen hat sich in diesen Fürstenkindern nun zu einer solchen Art von Liebenswürdigkeit entwickelt, die nur an Höfen gefunden wird, wo die Etikette nicht ausschließend sich die Führung des äußern Lebens anmaßen darf, sondern angewiesen ist, der ächten Humanität den Zutritt zu gestatten. Die beiden ältern Großfürstinnen, Alexandrina und Helena, sind reizend aufblühende Gestalten, und die beiden jüngern, Maria und Catharina, liebliche Kinder voll Leben und Geist. Ungemein ergötzten mich die naiven Fragen, die ich ihnen zu beantworten hatte, und so verlebte ich einen unvergeßlich angenehmen Mittag in diesem freundlichen Kreise."

Diese überaus günstige Schilderung der jungen russischen Großfürstinnen von Seiten Elisa's spricht sehr beredt für das

Fesselnde ihrer Erscheinung, indem einmal die Feder der kurischen Freifrau stets von der Hand der Wahrheit geführt ward, und sie zweitens durch den Anblick ihrer Nichten verwöhnt war; denn die Töchter Dorothea's bezauberten durch liebliches Aeußere und anmuthiges Benehmen. Uebrigens ist der Ausspruch Elisa's von allen Personen bestätigt worden, die jemals den russischen Großfürstinnen so nahe traten, um über sie ein Urtheil fällen zu können.

Am Abende desselben Tages, wo Elisa mit Frau von Lieven und den Großfürstinnen gespeist hatte, befand sie sich im Audienzsaale des Winterpalastes, wo sie neben einer großen Anzahl vornehmer Herren und Frauen das Eintreten der Zarin erwartete. Elisa traf, als sie ihr Auge über die zahlreichen Anwesenden hingleiten ließ, auf kein bekanntes Gesicht. Da fühlte sie sich plötzlich heimisch angeweht, als der Prinz Stanislaus von Poniatowski zu ihr trat, den sie am Hofe seines königlichen Oheims in Warschau hatte kennen und schätzen lernen. War dies doch derselbe Prinz, aus dessen gediegener Unterhaltung sich mehr und mehr bei ihr die Ueberzeugung befestigt hatte, daß Polen seinem Untergange entgegeneile. Die in Warschau mit einander verlebte Zeit wurde wieder wach in ihrer Erinnerung, und sie versenkten sich in eine, wenn auch an Aufregungen reiche, doch an geistiger Ausbeute nicht arme Vergangenheit. So hatten sie es überhört, daß die Ankunft der Zarin feierlich verkündet worden. Doch an dem Verstummen der umherstehenden Gruppen und in dem gespannten Ausdrucke der Gesichter merkten sie, daß der für jede Hofgesellschaft feierlichste Augenblick herannahe, nämlich das Aufgehen des Alle belebenden Gestirns, das Erscheinen der Majestät. Und jetzt öffneten sich die weiten Flügelthüren, und Katharina erschien, wie sie

sich nicht günstiger den Augen Elisa's hätte darstellen können. Denn die mächtige Herrscherin nahm heute den zweiten Platz ein, um der zärtlichen Großmutter den Vortritt zu lassen. Die Zarin erschien mit glücklichem Gesichtsausdrucke inmitten einer Schaar schöner Enkel und Enkelinnen. Elisa war eine der ersten Personen, die der Zarin vorgestellt wurden. Als Katharina aus dem Kreise ihrer Enkel und Enkelinnen auf Elisa zutrat, da war es für diese zuerst befremdend, daß die nordische Semiramis nicht von stolzer, gebietender Gestalt war, sondern mehr eine Mittelfigur zeigte, die sich freilich vortrefflich hielt und gar anmuthig bewegte. Katharina hatte beschlossen, auf die tugendhafte Frau und die weitgenannte Schriftstellerin einen günstigen Eindruck hervorzubringen, und es gelang ihr dies vollkommen. Nach französischer Weise sogleich mit etwas Verbindlichem die Unterhaltung eröffnend, kam Katharina auf Elisa's Buch über Cagliostro zu sprechen und dankte ihr jetzt mündlich, wie es bereits früher in einem Briefe geschehen, daß sie einen gefährlichen Betrüger entlarvt habe. Hierauf wandte die Zarin das Gespräch auf Kurland und äußerte schöne, landesmütterliche Gesinnungen für die neuen Unterthanen, die ihrem Scepter sich anvertraut hatten. Katharina konnte nichts sagen, was für Elisa angenehmer zu hören gewesen wäre. Als die Zarin sich mit ihrem Kennerauge von dem günstigen Eindrucke überzeugt hatte, den sie auf Elisa hervorgebracht, entließ sie dieselbe huldvoll und wandte sich andern Personen zu, die schon sehnsüchtig die Ehre einer Ansprache erwarteten und nach der bevorzugten Kurländerin neidisch hinschielten. Elisa wurde jetzt dem Großfürsten Alexander und dessen Gemahlin vorgestellt, die mit ihr denselben Vornamen trug. Sie meinte nie ein schöneres Paar gesehen zu haben. Der Großfürst erschien

ihr wie Apoll, seine Gemahlin wie „eine zarte Hebe, ausgestattet mit der lieblichen Geistigkeit einer Psyche". Jetzt begab sich die ganze Versammlung aus dem Audienzsaale in den Tanzsaal, und auf einen Wink Katharinen's nahm der Ball seinen Anfang. Die Zarin ließ sich in einen Armstuhl nieder und winkte sehr gnädig Elisa heran, daß sie neben ihr Platz nehme. Die beiden bedeutenden Frauen pflogen während einer ganzen Stunde eines vertraulichen Zwiegesprächs. An dem Sonntage, der diesem Ballabende folgte, ward das Geburtsfest der Großfürstin Alexandrina gefeiert. Elisa stattete ihren Glückwunsch ab und ward von der Zarin eingeladen, dem griechischen Gottesdienste beizuwohnen. Den Eindruck, den diese so ganz neue Liturgie auf sie hervorbrachte, schildert Elisa mit folgenden Worten:

„Schade, daß ich das Russische nicht verstehe, um den Geist der griechischen Gottesverehrung zu fassen; aber für Auge und Ohr war ein herrliches Fest mir bereitet. In der Kapelle stand ich so, daß ich die ganze kaiserliche Familie überschauen konnte, wo immer eine Wohlgestalt neben der andern die Aufmerksamkeit an sich zog. Hier sah ich auch die Großfürstin-Mutter, Gemahlin des Großfürsten Paul: eine hohe fürstliche Bildung, noch voll Anmuth und Liebreiz; eine sanfte, geistige Natur des innern Lebens scheint hell hervorzuleuchten aus den frisch blühenden Zügen der äußern Form. Es begann eine festliche Musik, wie ich sie nur in der Berliner Singakademie gehört habe, eine Musik von Menschenstimmen, ohne alle Instrumentalbegleitung. Die Sänger standen verborgen, so daß die feierlichen Töne gleichsam einer mystischen, unsichtbaren Geisterwelt entquollen. Diese Musik hat etwas Rührendes und Herzerhebendes, das sich nicht beschreiben läßt. Unwillkürlich fügte meine

Empfindung Worte der Andacht zu diesen himmlischen Klängen."

Bei der Galla-Tafel, die zur Geburtstagsfeier der Großfürstin stattfand, saß Elisa der Kaiserin gegenüber und hatte auf's Neue Gelegenheit, die glänzende Unterhaltungsgabe der hohen Frau zu bewundern. Der Abend ward wieder durch einen Ball verherrlicht und war reich an Auszeichnungen für die berühmte Kurländerin. Elisa mußte, wie an dem ersten Ballabend, wieder Platz nehmen an der Seite der Kaiserin. Die hochgebildete Freifrau, trotz aller ihr erwiesenen Liebenswürdigkeiten nie vergessend, daß sie zu ihrer jetzigen Landesherrin und zu der Gebieterin des größten Reiches der Welt spreche, wollte mit Katharina nicht in gleicher Reihe sitzen, sondern schob ihren Sessel etwas zurück. Doch dies erlaubte die Kaiserin nicht, indem sie verbindlich bemerkte, Elisa sei ihr je näher desto lieber. Jetzt versenkten sich Katharina und Elisa, wie am ersten Abende ihrer Bekanntschaft, in ein langes, die ernstesten und wichtigsten Gegenstände berührendes Gespräch. Die Kaiserin, die bei jeder ihrer bedeutenderen Regentenhandlungen auszurufen pflegte: „Was wird Schlözer dazu sagen!" — dachte wohl, als Elisa neben ihr saß, daß der berühmte Göttinger Geschichtschreiber auch die kurische Freifrau bei Gelegenheit ihres Buches über Cagliostro vor sein Forum gezogen habe. Deshalb trat wohl seine gefürchtete Gestalt an diesem Ballabende vor ihr geistiges Auge, denn sie ließ sich gegen Elisa vorzüglich darüber aus, wie schwierig es für den Geschichtsschreiber sei, einen Regenten richtig zu beurtheilen, da er meist nur die äußere Thatsache sehe, aber nicht die innern Kämpfe gewahr werde, die ausgefochten sein mußten, bevor sich das Ereigniß vollziehen konnte. Die Triebfedern zu einer Handlung seien doch eigent-

lich das Entscheidende, aber diese entzögen sich meist den Blicken der Geschichtschreiber. Die kluge Zarin, die voraussah, daß bei ihrem Ableben manche ihrer Thaten nicht allzu glimpflich würden beurtheilt werden, wollte sich vielleicht bei der begabten Elisa eine Vertheidigerin gewinnen gegenüber der richtenden Nachwelt. Sie schloß ihre Rede, die sie mit großem Nachdrucke sprach, und der es an richtigen und vor allem an glänzenden Gedanken nicht fehlte, mit folgenden Worten, denen sich ein Seufzer beimischte: „Bekennen wir es nur: es steht schlimm um die pragmatische Geschichte.“ — Nachdem Elisa wiederholt eingehende Gespräche über die schwierigsten und fesselndsten Gegenstände mit der Zarin gehabt hatte, konnte es keine Vermessenheit mehr genannt werden, daß sie dieselbe zu beurtheilen versuchte, was mit folgenden Worten geschah:

„Eine große Frau ist Katharina gewiß; eine außerordentliche würde sie sein, wenn sie nicht Kaiserin wäre. Sie ist Schriftstellerin, Gesetzgeberin und Selbstbeherrscherin, insofern dies Letztere der Umfang ihres unermeßlichen Reiches gestattet. In allem, was von ihr selbst ausgehet in die Provinzen des weitläufigen Staates, athmet eine ernste, männliche Natur: diese thut jedoch keineswegs der sanften Weiblichkeit Abbruch, deren Milde sich in ihrem nähern Lebenskreise und in solchen Zügen der Landesmütterlichkeit offenbaret, die eine sie vergötternde Volksmeinung erzeugten. Gott ist hoch, pflegt der gemeine Russe zu sagen, und die Zarin ist weit: zu beiden ist schwer zu gelangen. Der oben weiß alles; er hilft aber nicht immer; wenn sie alles wüßte: so würde das Böse nicht sein, das in der Welt ist.“

Wie sehr das russische Volk seine Zarin liebte, davon hatte Elisa während ihres Verweilens in St. Petersburg

wiederholt Gelegenheit sich zu überzeugen. Namentlich glaubte das russische Volk von seiner Katharina, ganz wie zu unsern Tagen das englische Volk von seiner Victoria, daß, falls sie bei einer öffentlichen Feier ihr Erscheinen zugesagt habe, man eines heitern Himmels sicher sein dürfe. Diesen Volksglauben konnte Elisa aus einem Gespräche mit ihrem Lohnbedienten entnehmen. Es sollte nämlich ein Schiff von Stapel gelassen werden, und Elisa hatte ursprünglich beabsichtigt, dem für sie ungewohnten Schauspiele beizuwohnen. Doch, da die Luft kalt und die Atmosphäre trübe war, so erklärte Elisa ihrem Lohndiener, als er sich gemäß dem erhaltenen Befehle einstellte, daß sie doch lieber zu Hause bleiben wolle, indem das Fest bei grauem Himmel und wahrscheinlichem Regen keinen Reiz für sie habe. Da antwortete der Lohndiener mit dem Tone festester Ueberzeugung: „Lassen Sie sich nicht abhalten, gnädige Frau, denn die Zarin wird kommen, und das Wetter muß gut werden.“ Elisa, der es sehr verwunderlich vorkam, daß Gott der Zarin zu Gefallen das Wetter einrichten sollte, fragte mit tadelndem Tone: „Muß?“ War sie auch der Gast der Selbstherrscherin, und wurde sie von dieser auch mit Liebenswürdigkeiten überhäuft, so konnte ihr freier Geist sich doch nimmer einer sclavischen Auffassung anbequemen, und sie wollte dem Manne des Volkes doch andeuten, daß die Kaiserin dem allmächtigen Gotte gegenüber schwach und hülflos sei, wie die übrigen Menschenkinder. Doch der Lohndiener ward durch den tadelnden Ton Elisa's gar nicht zu einer andern Gedankenreihe veranlaßt, sondern antwortete auf das staunende „Muß?“ der innerlich empörten kurischen Freifrau: „Ja, denn Gott liebt sie.“

Trotz der felsenfesten Versicherung des Lohndieners, daß

schönes Wetter nicht ausbleiben werde, zog Elisa es doch vor, nicht in's Freie zu gehen, sondern der Feierlichkeit — freilich etwas von Weitem — aus ihrem Fenster zuzusehen. Denn dunkle Wolken jagten am Himmel, so daß man jeden Augenblick einen Platzregen erwarten konnte. Da läuteten die Glocken von den Kirchthürmen, und die Kanonen donnerten in kurzen Zwischenräumen. Dies war das Zeichen, daß sich die Zarin vom Winterpalaste aus in Bewegung gesetzt habe, um der Feierlichkeit beizuwohnen. Und als die Zarin an dem Platze anlangte, wo das Schiff von Stapel gelassen werden sollte, da verzogen sich die Wolken, die Sonne brach glänzend hervor, und die große Menge glaubte fester denn je, daß der Himmel beim Erscheinen Katharinen's sich ebenso aufhellen müsse, wie das Antlitz des sie verehrenden Volkes.

Ueber den Eindruck, den Petersburg nach längerer genauer Besichtigung auf Elisa gemacht, giebt folgende Stelle eines Briefes Kunde, den sie am 23. September 1795 an Nicolai schrieb:

„Lassen Sie mich fortfahren, Ihnen von meinem Aufenthalt allhier Rechenschaft abzulegen. Jetzt habe ich schon mehrere Theile der Stadt durchzogen, und ich sage Ihnen: Petersburg ist eine einzige Stadt, die wenig oder nichts gemein hat mit andern Städten ihres Ranges. Asiatische Herrlichkeit und Pracht eines weitstrahlenden Herrschersitzes wechselt ab mit dörflichen Stellen, wo ländlicher Friede durch grünende Wiesen und Saatfelder wandelt, unberührt vom störenden Geräusch des großstädtischen Lebens. Besonders aber ist es die gewaltige Newa, die den Blick des Fremden an sich zieht. Wie ein fortströmendes Meer wogt sie dem Weltmeere zu. Alles deutet hier auf Dauer und Kraft. Die Einfassung der Newaufer ist gleichsam ein eiserner Kranz

mit goldenen Blumen. Die Porphyrpfeiler nämlich, welche diese Einfassung bilden, sind unter einander verbunden durch stahlblau gearbeitetes Eisenwerk, mit stark vergoldetem Laubgewinde durchflochten. Der weite Hafen, der die größten Schiffe aufzunehmen fähig ist, macht einen ergreifenden Eindruck. — Alles, was ich bemerke, erscheint mir gigantisch, und mit gespannter Aufmerksamkeit treibt mich die Neugier von einem merkwürdigen Gegenstande zum andern. Ich habe die kräftig grünenden Anlagen gesehen, die gleich den schwebenden Gärten der Semiramis auf riesenhaften Gewölben ruhen, und von hohen, starken Bäumen beschattet werden. Prächtige Portale sind es, durch welche man aus den obern Geschossen der daran stoßenden Paläste in das luftige Sommergebüsch dieser Gartenhaine tritt. Mit noch größerem Interesse aber habe ich die, von Peter dem Großen angelegte, doch unter Katharina sehr erweiterte Einrichtung der Militär-Akademie und das Institut des Seewesens besucht, ich habe das Fräuleinstift und das Findelhaus in Augenschein genommen. Alle diese Schöpfungen und Erweiterungen sind hervorgegangen aus kolossalen Entwürfen, welche, so wie jene Gartenanlagen, von dem Grafen Betzky herrühren."

Da Graf Betzky sich um die Verschönerung Petersburg's und um mannigfache nützliche Einrichtungen große Verdienste erworben hatte, mithin ein für Elisa merkwürdiger Mann war, so beschloß sie, treu ihrem Grundsatze, die größtmögliche Menge bedeutender Menschen in den Kreis ihrer Bekanntschaft zu ziehen, durch die Vermittelung von Personen, die zu ihm und ihr in näheren Beziehungen standen, anfragen zu lassen, ob sie ihm ihren Besuch machen dürfe. Diese Anfrage ward in schmeichelhaftester Weise beantwortet, und Elisa fuhr deshalb zu der Wohnung des Grafen. Doch sie hatte

hier zum ersten Male zu bedauern, daß sie ihrem Hange nach bedeutenden Bekanntschaften nachgegeben. Sie fand nämlich den Grafen Betzky, der allerdings schon hochbetagt war, in den Zustand der Kindheit zurückgesunken. Der Graf Betzky theilte demnach das Schicksal des Kindischgewordenseins mit einem berühmten Manne desselben Jahrhunderts, nämlich mit Marlborough, diesem tapfern und schönen Engländer, der ursprünglich mit so feinem, wenn auch etwas falschem Geiste ausgestattet war. Elisa ward schmerzlich bewegt, daß das Ewige im Menschen durch Schwäche des Körpers bis zur Unkenntlichkeit könne verunstaltet werden, und sie äußerte die sie beunruhigenden Gedanken in folgenden Worten:

„Ist dieser Zustand nothwendige Bedingung des hohen Alters? Ich weiß es nicht und möchte es nicht gern glauben. Ein früheres Gewöhnen zu einer gewissen festen Selbstständigkeit und Unabhängigkeit vom Einflusse zufälliger Dinge und kleinlicher Eitelkeiten, könnte doch wohl, sollte ich meinen, etwas ausrichten gegen den Eindrang eines solchen Zustandes, der so oft die größten Geister im Alter heimsucht. — Dumpf hinstarrend saß er da, der einst so thätige Betzky, im einsamen Zimmer; um ihn her an den Wänden hingen, in goldne Rahmen gefaßt, die an ihn gerichteten schmeichelhaften Handschreiben der großen Katharina. Aber auch diese ehrenden Worte, die einst der Lebenshauch seiner Thätigkeit waren, schien er nicht mehr zu vernehmen. Sein Geist war von ihm gewichen, ein bewußtloses Pflanzenleben bewegte den letzten Rest seines Daseins."

Wenn Elisa durch den kindischen Zustand des Grafen Betzky wehmüthig gestimmt wurde, so machte sie doch während ihres dreimonatlichen Verweilens in St. Petersburg andere Bekanntschaften, die sie stärkten und ihren Geist erhoben.

So verkehrte sie häufiger mit Klinger, Storch und Nicolay, mit denen sie sich mehr oder minder befreundete. Sie hatte demnach in ihrem Freundeskreise zweimal denselben Namen, nur daß der in Petersburg weilende ein Poet, der in Berlin wohnende ein Prosaiker war; auch schrieb sich der eine mit „i", der andere mit „y". Bei ihrer regen Empfänglichkeit wußte Elisa von einem Jeden das Beste zu nehmen, was er zu spenden hatte.

Sehr begreiflich stellte die scharf aufmerkende Frau Vergleichungen an zwischen den, von einem festen Willen geleiteten Angelegenheiten Rußland's und den verwirrten Zuständen Polen's, die sie vor drei Jahren in nächster Nähe beobachtet hatte. Ueber den Unterschied zwischen dem einheitlichen Rußland und dem zersplitterten Polen äußert sie sich folgendermaßen:

„Oft habe ich hier im Geiste nach Warschau hinübergeblickt. Wie anders ist hier alles, als dort! Die Tage der Reichsversammlung schwebten meiner Erinnerung vor, dort stürmte alles in heftiger Bewegung; die Heftigkeit wirkt immer zerstörend, fördernd ist nur die Kraft. Das Schiff des Staates wurde gewaltsam umhergeworfen in der Nähe solcher Klippen, an denen es früher oder später zerschmettern mußte. Hier in Petersburg regt sich ein frischer, jugendlich aufstrebender Geist der Kraft, der, im Vorschreiten begriffen, doch nichts übereilt, und sich und sein Ziel kennt. Ueberall trifft man hier auf Spuren einer festen regierenden Hand: hier waltet Katharina. Viel Großes und Herrliches ist durch sie bereits geschehen; vieles aber muß sie der Zeit und ihren Nachfolgern überlassen. Große Reiche sind noch zu erobern im Innern des Reichs; große Siege sind noch zu gewinnen, die nicht wieder besiegt werden können von Außen. —"

Wie die Kaiserin Katharina über Elisa gleich bei ihrer ersten Vorstellung die vollsten Strahlen ihrer Gunst entsandt und sie während ihres dreimonatlichen Verweilens mit Liebe und Güte überhäuft hatte, so entließ sie auch dieselbe mit einer Huld, für die ihr die edle Freifrau eine unauslöschliche Dankbarkeit bewahrte. Katharina hatte nämlich gehört, daß Elisa weder von ihrem Vater ein bedeutendes Vermögen ererbt habe, noch von ihrem geschiedenen Gatten würdig gestellt worden sei, mithin vor den kleinlichen Sorgen des Lebens keineswegs bewahrt bleibe. Diesem, für ein edles Gemüth doppelt peinlichen Zustande beschloß Katharina in echt kaiserlicher Weise abzuhelfen. Sie bestimmte nämlich, daß Elisa ihr ganzes Leben hindurch die Einkünfte des Gutes „Pfalzgrafen" beziehen solle. Dieses große, wenngleich etwas vernachlässigte Gut lag in Kurland und war als Domäne der russischen Krone anheimgefallen. Katharina konnte von den Gütern Kurland's, über die sie zu bestimmen hatte, keinen bessern Gebrauch machen, als daß sie die Einkünfte des einen dazu verwandte, die edelste Tochter der neuesten Provinz ihres großen Reiches gegen unwürdige Sorgen sicher zu stellen.

So schied Elisa von St. Petersburg, gehoben durch mächtige Eindrücke und herausgehoben vor allem aus den Jämlichkeiten einer bis dahin mannigfach eingeengten Lebenslage.

Elisa's Walten auf dem Kronsgute Pfalzgrafen.

Als die Kaiserin Katharina der von ihr hochgeschätzten Elisa die Nutznießung des Kronsgutes Pfalzgrafen auf Lebenszeit verliehen hatte, da begriff diese sogleich die großen Pflichten, die ihr aus ihrer neuen Stellung erwuchsen. In einem Briefe, den sie bald nach der, ihr gemachten, huldvollen Verleihung schrieb, äußerte sie folgende Gedanken:

„Ich trete in einen Kreis von Rechten und Pflichten: da ist etwas zu wirken, etwas zu schaffen: meine Tage, hoffe ich, sollen nicht spurlos dahin fließen. Mancherlei Entwürfe beschäftigen meinen Geist; und ich denke, es soll mir manches gelingen, wenn Gott Kräfte verleiht und Gesundheit. — Recht und Pflicht! — ich begreife den Umfang dieser Worte und erkenne ihre Tiefe."

Im October 1795 kehrte Elisa nach Kurland zurück. Sie beabsichtigte, zur Abwickelung von Geschäften einen kurzen Aufenthalt in Mitau zu nehmen. Von dort gedachte sie sich sofort nach Pfalzgrafen zu begeben, denn die neuen Pflichten ihrer Stellung ließen ihr keine Ruhe. Da erreichte sie eine Botschaft von ihrem geschiedenen Gatten, der hoffnungslos krank darnieder lag und den innigsten Wunsch hegte, noch einmal Elisa zu sehen und ihre Verzeihung zu erbitten. Sie zögerte keinen Augenblick, dieser Bitte zu entsprechen. Als

Elisa, mild und erbarmend, an das Bett ihres frühern Gatten trat, der sich sichtbar seinem Ende zuneigte, da erhellten sich seine, schon von den Schatten des Todes umdüsterten Züge; er ergriff mit leidenschaftlicher Heftigkeit ihre Hand und rief mit einer Stimme, der die Erregung eine Kraft verlieh, die ihr sonst schon fehlte: „Verzeihung! Verzeihung! Sie sind ein Engel, beten Sie für mich!“ Elisa antwortete in mildester Weise, daß sie nicht zu verzeihen brauche, da sie ihm nie gezürnt habe. Und so richtete sie den Freiherrn von der Recke, der vor ihrer Ankunft in düsterer Verzweiflung dagelegen hatte, durch ihre milden Worte, sowie durch den Hinweis auf einen erbarmenden Gott und einen fürsprechenden Heiland, dermaßen auf, daß er, voll Hoffnung auf die künftige Seligkeit, getrost entschlummerte. Befolgen wir an seinem Grabhügel die schöne Vorschrift, daß wir von den Todten nur Gutes sagen sollen, und erwähnen wir, daß er seinen Leibeigenen im Ganzen ein gütiger Herr war. Das schroffe Verhalten demnach, das er während seiner Ehe gegen Elisa beobachtete, mag wohl auf jenen unversöhnlichen Gegensatz zurückzuführen sein, in dem sich Realismus und Idealismus befinden.

Nachdem Elisa durch ihre tröstende Einwirkung auf die letzten Erdentage ihres Gatten eine große Dissonanz ihres Lebens harmonisch gelöst hatte, begab sie sich, den Kopf voller Beglückungspläne, auf das Gut Pfalzgrafen, wo sie hinfort in mütterlichem Walten ihr Dasein zu verbringen und alles Unebene zu glätten gedachte. Denn den Leibeigenen ihres Gutes ward Uebles nachgesagt. Doch dies spornte gerade ihren Eifer an, den, vielleicht in Folge früherer rauhen Behandlung verbitterten Gemüthern durch gütiges Entgegenkommen ihr Mißtrauen und ihre Schroffheit zu nehmen, und

ihnen jenes kindliche Vertrauen zurückzugeben, das im Allgemeinen ein Grundzug der lettischen Landbevölkerung ist. Im Anfange traf Elisa es recht schwer, und nur vermöge ihres starken Pflichtgefühls siegte sie über die vielen ihr entgegenstehenden Hindernisse. Außer mit dem Mißtrauen der Gutsunterthanen, hatte sie mit tausend Unbequemlichkeiten des täglichen Lebens zu kämpfen. Das Haus, das sie zu ihrem Heim wählen mußte, entbehrte jeglicher Behaglichkeit und glich eher einem „Gesinde" (dies ist der noch jetzt geltende Name für die Hütten der kurischen Letten), als einer herrschaftlichen Wohnung. Indeß ließ sich Elisa durch nichts beirren, und wenn die Aermlichkeit der sie umgebenden Verhältnisse sie zuweilen niederdrückte, so richtete sie sich jedesmal durch die Erwägung auf, daß sie nicht gekommen sei, um ein behagliches Leben zu führen, sondern um ihren Gutsunterthanen das Dasein zu erleichtern und in deren umnachtete Vorstellungen so viele Lichtstrahlen hineinzusenden, als ihrer eigenen aufhellenden Kraft, sowie den besonders dafür in Pflicht genommenen Lehrern, möglich sein werde. Und so machte Elisa sich denn mit nie rastendem Eifer an's Werk, und Gott lohnte ihr redliches Bemühn. Ganz wie sie vermuthet hatte, waren die Unterthanen des Kronsgutes Pfalzgrafen nicht von ursprünglich schlechtem Charakter, sondern nur durch frühere rauhe und rohe Behandlung gegen Herrschaften und Beamte mißtrauisch und gehässig geworden. Bei der milden und gütigen Weise Elisa's schmolz die harte Rinde, die Ungemach und Unbill um ihr Herz gelegt hatte, und die sanfte, kindlich verehrende Natur der Letten kam wieder zum Vorschein. Es war ein Lieblingsgedanke Elisa's, nachdem sie durch die unablässige Einwirkung mehrerer Jahre ihre Gutsunterthanen, die bis dahin nur Sklaven gewesen, zu Menschen

gemacht habe, von der Kaiserin Katharina deren Loslassung aus der Leibeigenschaft zu erbitten. So waltete Elisa während des Winters von 1795 auf 1796 als eine gütige Mutter auf Pfalzgrafen. Zu den Kranken trat sie, den Weg durch Schnee und Sturm nicht scheuend, mit Arzenei und Erquickungen, die sie aus der Stadt hatte kommen, oder in ihrer Küche hatte bereiten lassen; den Unfrieden schlichtete sie und versöhnte entzweite Ehegatten; die Kinder beschied sie in ihr Zimmer, um sie zu unterrichten; ihren sämmtlichen Gutsunterthanen erklärte sie, daß ihr Haus für sie zu jeder Stunde offen stehe; sie dürften sich stets um Rath oder Hülfe an ihre Gutsherrin wenden, deren Pflicht es sei, sich ihnen nie zu entziehen. Da war es natürlich, daß sämmtliche Letten und Lettinnen Elisa nach Gott am meisten verehrten.

Leider sollte dies so schöne und würdige Verhältniß durch den Wechsel alles Irdischen ein zu frühes Ende finden. Elisa's Gesundheit gestattete ihr nämlich nicht, den Pflichten, die sie so freudig übernommen hatte, sich ferner zu widmen. Sei es, daß ihr zarter Körper durch die weiten Wege in Schnee und Sturm überanstrengt worden, sei es, daß die gänzliche Entbehrung jeglicher Bequemlichkeit in ihrer fast ärmlichen Wohnung ihre Kräfte aufgerieben hatte, genug, im März 1796 brach sie trotz mühsamen Aufrichtens in sich zusammen. Der zu Rathe gezogene Arzt wies auf Karlsbad hin, und Elisa fühlte, daß ihr dort allein eine theilweise Genesung in Aussicht stehe. Die Gutsunterthanen traf die Nachricht, daß ihre „gnädige Mutter", wie sie Elisa nannten, sie wegen Kränklichkeit verlassen müsse, wie ein Blitzstrahl aus heiterer Höhe. Als der Tag des Scheidens gekommen war, flossen von beiden Seiten reiche Thränen. Die gesammten Gutsunterthanen, Männer, Weiber und Kinder, hatten sich versammelt und

gaben in feierlichem Zuge der scheidenden Herrin das Geleite bis zur Grenze des Gebietes. Dort angelangt, hielt der Wagen, aus dem Elisa sich weinend hinausneigte und den Letten und Lettinnen, die ihr alle von Person bekannt waren, mit dem Taschentuche Grüße zuwinkte. Elisa, die sonst so gut zu reden wußte, konnte vor innerer Erregung nicht sprechen, wohl aber hörte sie voller Rührung den Abschiedsworten eines Letten zu, der, aus dem dichten Kreise schluchzender Männer und Frauen heraustretend, folgende Worte an sie richtete:

„Gnädige Mutter! Edle Frau! Ihr habt uns oft gütig und freundlich um Euch versammelt; Ihr brachtet Heil und Frieden in unsere Hütten. Keiner ist, der Euch nicht eine Wohlthat verdankt. Jetzt verlaßt Ihr uns. Seht, edle Frau, dort am Himmel hinter den Wolken steht die herrliche Sonne: Gott hat sie gesendet, Gedeihen und Freude zu verbreiten über unsre Felder und Hütten: auch sie verläßt uns und Nacht ist um uns her; aber sie kehrt wieder, und bringt den freudigen Tag mit. Macht es wie sie, edle Frau, ziehet mit Gott; aber kommt, wenn der Himmel unser Gebet erhört und Euch Gesundheit schenkt, kommt bald wieder, und bringt Frieden und Freude zu unsern Hütten zurück."

Jetzt bekämpfte Elisa mit der ihr nie versagenden Willenskraft ihre mächtige Rührung und versprach, daß, sobald Gott ihr die Gesundheit wiederschenke, sie zu ihren lieben Kindern in Pfalzgrafen zurückkehren werde. Uebrigens habe sie für eine brave und zuverlässige Person gesorgt, die beauftragt sei, in ihrem Geiste fortzuwirken.

Das Rührende und Feierliche dieser Scene wurde noch erhöht durch die vielen milden und theilweise schönen Gesichter der um Elisa's Wagen herumstehenden Menschengruppe.

Welche schönen und namentlich echt christlichen Köpfe man unter der Landbevölkerung Kurland's antrifft, davon konnte man sich 1872 auf der Berliner Kunstausstellung überzeugen. Denn das vielleicht beste Gemälde der Ausstellung, das Eduard von Gebhardt geschaffen hatte, und das in der ausgezeichneten Behandlung eines religiösen Vorwurfs bewies, wie unsre Zeit keineswegs biblischen Stoffen unbesiegliche Schwierigkeiten in den Weg legt, dies Gemälde zeigt in den Köpfen der Jünger Modelle lettischer Bauern, deren milde Züge den Künstler zur Wiedergabe anreizten.

Noch einmal neigte Elisa sich dankend und grüßend gegen die Gruppe weinender Letten und Lettinnen und folgte dann ihrer Bestimmung, die sie nach Deutschland rief, ihr nach Kurland keine Rückkehr gestattend.

Elisa's wechselnder Aufenthalt im Auslande.

Bevor Elisa sich nach Karlsbad begab, suchte sie den Quell der Freundschaft auf, und diesen fand sie frisch und labend bei der Fürstin Louise von Anhalt-Dessau, mit der sie ja ein inniges Seelenbündniß verknüpfte. Von Wörlitz, wo Elisa sich an edlen Menschen und schöner Natur gelabt hatte, reiste sie im Junimonate nach Karlsbad. Wiederum fand sie hier die erfreulichste Stärkung ihrer Gesundheit. Nach vollendeter Badekur nahm sie in Dresden, das ihr durch anziehende Menschen, Kunstgegenstände und schöne Natur besonders werth war, einen längern Aufenthalt. Hier würde sie wahrscheinlich einen angenehmen, an geistigen Genüssen reichen Winter verlebt haben, wenn sie nicht durch die Nachricht von dem urplötzlichen Tode der Kaiserin Katharina aufrichtig wäre betrübt worden. Für Elisa war eine große Herrscherin gestorben, die ihr überdies eine Wohlthäterin gewesen und sie in längerm persönlichen Verkehr mit Huld überhäuft hatte. Daß es auch eine Kehrseite in dem Bilde der nordischen Semiramis gab, war nicht zu den reinen Ohren Elisa's gedrungen. Sie beklagte demnach den Tod der großen Kaiserin und edlen Wohlthäterin gemäß ihrer tiefempfindenden Natur, und ihre Heiterkeit war für längere Zeit dahin. Die vielfachen geistigen Genüsse, die ihr Elb-Athen darbot, tröfteten

sie am Besten in ihrer Trauer, und da der zu Rathe gezogene Arzt durchaus ihrem Wunsche nicht nachgeben und die Erlaubniß ertheilen wollte, nach Kurland zu den ihr lieben und trauten Pflichten einer Gutsherrin zurückzukehren, so verweilte sie länger in Dresden, als sie ursprünglich beabsichtigt hatte. Von Dresden begab sich Elisa nach Löbichau zu ihrer Schwester Dorothea. Diese hatte nämlich Kurland für immer verlassen und, außer ihren schlesischen und böhmischen Besitzungen, sich jetzt auch ein Gut im Altenburgischen gekauft, wo sie gemäß ihrem feinen Sinn und ihrer Menschenfreundlichkeit ein Eden zu schaffen suchte, sowohl in Bezug auf Verschönerung der Gegend, als in Betreff der zu verbessernden Lage ihrer neuen Gutsunterthanen. Begreiflicher Weise nahm die edle Elisa an so löblichem Schaffen den regsten Antheil. Leider aber sollte die Vielgeprüfte niemals für einen längern Zeitraum sich eines ganz ungetrübten Zustandes erfreuen. Freilich hat man zu bedenken, was Goethe, den man gewöhnlich als einen vom Schicksal Verzärtelten hinzustellen pflegt, von der sehr karg bemessenen Zeit bemerkt, die ihm vergönnt gewesen, hinter einander glücklich zu sein. Elisa also, mitten in dem Genusse über die wohlthätigen Einrichtungen, die ihre geliebte Dorothea in Löbichau traf, hatte das Unglück, bei einer Spazierfahrt aus dem Wagen geschleudert und dadurch zwar nicht äußerlich sehr verletzt, aber innerlich so erschüttert zu werden, daß ihre Gesundheit davon die nachtheiligsten Wirkungen verspürte. Alle wohlthätigen Folgen ihrer Karlsbader Badekur waren wie ausgelöscht, und es stellten sich Zustände ein, wie zu den trübsten Zeiten ihrer Mitauer Prüfungsjahre. Die herbeigerufenen Aerzte erklärten nach längerer genauesten Beobachtung ihres Zustandes, daß sie nie daran denken könne, in das kalte Klima Kurland's

zurückzukehren. Diese Nachricht war für Elisa überaus schmerzlich, denn dadurch wurden alle ihre Pläne zerstört, die sie sich für die moralische und religiöse Vervollkommnung ihrer lettischen Gutsunterthanen gebildet und über denen sie in einsamen Stunden so gern gebrütet hatte. Ihr eigentlicher Lebenszweck schien ihr jetzt verfehlt; denn dieser hatte darin bestanden, die sittliche Hebung und die allmälige Freiwerdung der kurischen Landbevölkerung durch das von Pfalzgrafen aus gegebene Beispiel anzubahnen.

Als sich Elisa in Löbichau soweit erholt hatte, daß sie eine nicht allzu große Reise antreten konnte, ging sie nach Dresden zurück, wo sie mehrere, nur durch ihre Karlsbader Kur unterbrochenen Jahre verlebte. Doch konnte ihr Körper, trotz der, sonst immer wohlthätig nachwirkenden, böhmischen Quelle, seit jenem verhängnißvollen Sturze aus dem Wagen auch nicht einmal wieder zu einem erträglichen Zustande gelangen. Sich ganz schmerzfrei zu fühlen, darauf hatte Elisa schon seit Jahren verzichtet. Indeß waren es immer geistige Genüsse, die ihr über körperliche Beschwerden hinweghalfen. Wie sie, bei ihrem regen Sinne für Freundschaft, in Ham die beschränkten Räumlichkeiten der Caroline Rudolphi getheilt hatte, so lebte sie in Dresden mehrere Jahre bei der Naumann'schen Familie. Sie schätzte Naumann als Mensch, wie als Künstler, gleich hoch, und die mit ihm verlebten Jahre würden ihr einen ungetrübten Genuß gewährt haben, wenn nicht allzu häufige körperliche Pein ihre seelische Empfänglichkeit herabgedrückt hätte. Am 12. Januar 1800 starb Elisa's Schwager, der letzte Herzog von Kurland. Hatte auch keine tiefere Sympathie zwischen ihr und ihm bestanden, so traf sie dieser Todesfall doch schon Dorothea's wegen recht schmerzlich und hatte für ihre Gesundheit wieder nachtheilige

Folgen. Indeß ward ihre Schwester durch mehrere, nicht lange darauf folgende, erfreuliche Familienereignisse ihrem Grame entrissen, und da Elisa die geliebte Dorothea wieder lächeln sah, so verzogen sich auch bei ihr die Wolken des Grames. Uebrigens durfte Dorothea wohl wieder lächeln, da sie drei schöne Töchter, innerhalb kurzer Frist, unter den glücklichsten Verheißungen zum Altar treten sah. In Prag, wo die Herzogin ebenfalls, wie in Berlin, einen prächtig ausgestatteten Palast besaß, verheirathete sich ihre Tochter Pauline mit dem Erbprinzen von Hohenzollern-Hechingen. Die zweite Hochzeit fand in Sagan statt, wo der Prinz Louis von Rohan die schöne Wilhelmine zum Altar führte. Wenn die eine Tochter Dorothea's einen Deutschen, die zweite einen Franzosen heirathete, so vermählte sich die dritte mit einem Italiener. Denn im Frühlinge 1801 ward die Prinzessin Johanna dem Herzoge Azarenza angetraut. Und wenn Dorothea nur gewollt, so hätte man bald eine vierte Hochzeit gefeiert, und zwar wäre sie selbst die zum Altar tretende Braut gewesen. Nach den Vermählungsfeierlichkeiten ihrer dritten Tochter nämlich war Dorothea in Begleitung des Azarenza'schen Ehepaars, sowie des nahe verwandten Prinzen von Belmonte, nach Karlsbad gereist, wo sie, wie bei einem Aufenthalte vor zehn Jahren, mit Huldigungen überhäuft wurde. Alle, die durch Rang und Bildung dazu berechtigt waren, drängten sich in die Nähe der reizenden fürstlichen Wittwe. Vor allen fühlte sich der Herzog von Ostgothland zu Dorothea hingezogen und hegte bald den glühendsten Wunsch, sie die Seinige zu nennen. Er beauftragte den General Armfeldt mit den bezüglichen Verhandlungen, konnte indeß von der verwittweten Herzogin keine bestimmte Zusage erhalten. Da er auch Elisa's Bekanntschaft gemacht und zu

ihr großes Zutrauen gefaßt hatte, so ersuchte er sie, bei ihrer Schwester die Sache betreiben zu wollen. Elisa empfing demnach von ihm folgenden Brief:

„Madame, connaissant le caractère aimable et solide, auquel tout le monde s'empresse de Vous rendre justice, je n'hésite à m'adresser à Vous, Madame, dans une affaire qui m'intéresse vivement, et qui puisse établir mon bonheur. — Le Général Armfeldt s'était engagé de remplir une commission dont je l'avais dargé, et dont Vous n'ignorez pas le contenu. Je m'attendais depuis longtemps à une réponse, cependant n'ayant aucune nouvelle, je Vous prie, Madame, de vouloir bien me donner là-dessus un éclaircissement que j'attends ici avec la plus vive inquiétude.

Leipzic ce 30. Novembre 1801."

Indeß konnte Elisa dem Herzoge von Ostgothland nicht die geringste Hoffnung machen, da ihre Schwester sich nicht wieder zu verheirathen, sondern sich ganz und gar der Erziehung ihrer jüngsten Tochter zu widmen gedachte. Allerdings äußerte Dorothea später einmal, als sie, wie so viele Andere, in Napoleon I. einen Halbgott erblickte, daß, obgleich es ihr fast unmöglich vorkomme, den Titel einer Herzogin von Kurland aufzugeben, sie sich doch entschließen könnte, den Bringer besserer Zeiten und den Beglücker des Menschengeschlechts, wofür sie irriger Weise den Menschenverächter Bonaparte hielt, zu heirathen und mit ihm gemeinsam an der Heraufführung einer neuen Aera zu arbeiten. Wenn Dorothea demnach während der großen Periode Bonaparte's dem Gedanken Raum gab, daß sie ihn heirathen könne, so wollte sie doch von einer Verehelichung mit dem Herzoge von Ostgothland entschieden nichts wissen, und ihre Schwester mußte

demnach dem schwedischen Prinzen jede Hoffnung benehmen. Elisa's Antwort auf den ihr von dem Herzoge geschriebenen Brief lautete nach einem sehr verbindlichen Eingange — ist man in der guten Gesellschaft doch stets bemüht, dem bittern Kerne eine süße Umhüllung zu geben — in sehr klaren, nicht die geringste Hoffnung lassendem Französisch, wie folgt:

„Ma soeur est fermement résolue de ne plus se remarier, et de conserver sous tous les rapports une indépendance qui lui devient de jour en jour plus précieuse, et qui ne souffre pas la moindre atteinte. Par le devoir que lui impose le titre de mère, elle s'est vouée avec soin à l'éducation de sa cadette: elle aime ses enfans, et ne désire que de vivre pour ses parens et un petit nombre d'amis choisis. Connaissant ses intentions irrévocables j'ai cru ne pas devoir insister sur une chose, qui, quoiqu' honorable pour elle, l'aurait très-embarassée, car elle sait rendre justice à celui qui désire partager son sort avec elle, et il lui serait très pénible d'exprimer ouvertement un refus."

Hatten die Jahre 1800 und 1801 in der Verheirathung ihrer Nichten für Elisa manches Erfreuliche gehabt, so fehlte es doch auch nicht an Trauer für ihr Herz, für ein Herz, das so voll und warm für Freundschaft schlug. Im October 1801 starb nämlich ihr Freund Naumann. Obgleich sie durch das Hinscheiden des hochgeschätzten Mannes auf's Schmerzlichste bewegt wurde, auch ihre Gesundheit, die sehr viel zu wünschen übrig ließ, durch die Gemüthserschütterung eine bedeutende Verschlechterung erlitt, so rastete sie doch nicht, sondern wollte den Manen Naumann's den wohlverdienten Nachruf sichern. Wie sie es für ihre Pflicht gehalten hatte, den Betrüger Cagliostro zu entlarven, so hielt sie es für ihre

Pflicht, dem edlen Menschen und bedeutenden Künstler in dem Herzen der Nachwelt eine Stätte zu bereiten. Sie entsprach deshalb gern der Aufforderung Wieland's und verfaßte für den deutschen Merkur eine Lebensbeschreibung Naumann's, die im Jahre 1802 zum Abdruck gelangte. Auch genügte sie der Bitte Meißner's, ihm für sein Werk über Naumann eine genaue Schilderung seiner letzten Lebenstage zu geben. Alles, was zum Nachruhme des unvergeßlichen Freundes beitragen konnte, hatte sich ihrer unermüdlichen Unterstützung zu erfreuen.

Durch den Tod Naumann's hatte der Aufenthalt in Dresden für Elisa allen Reiz verloren. Sie trat deshalb eine ihrer vielen Wanderungen an, die in den Zeitraum fallen, der sich von dem Märze des Jahres 1796, wo sie Pfalzgrafen verließ, bis zu ihrer italienischen Reise erstreckt. Im Jahre 1802 verweilte Elisa größtentheils bei ihrer Schwester Dorothea in Löbichau, während sie den Winter von 1802 auf 1803 in Berlin verbrachte. Dort fand sie im kurländischen Palais unter den Linden ein prächtiges Absteigequartier. Doch sollte sie hier in gleicher Weise betrübt werden, wie nicht lange vorher in Dresden. Ihr ward nämlich der Tod Neander's gemeldet. Sie hatte diesen frommen und gelehrten Mann überaus verehrt und war ihm seit vielen Jahren in innigster Dankbarkeit zugethan gewesen. Denn, wenn er sie durch seine geistlichen Lieder in den schwersten Augenblicken ihres Lebens aufgerichtet hatte, so verdankte sie ihm besonders, daß der Anker ihres Glaubens nicht den felsenfesten Grund verlor, der während eines vorübergehenden Zeitraums durch die Sprengkunst des Skepticismus war erschüttert worden. Als nämlich die durch Lessing herausgegebenen Fragmente das wohlgezimmerte Schiff ihres Glaubens dem stürmenden Meere des Zweifels preiszugeben drohten, da hatte

die echt christliche Gestalt Neander's die wilden Wasser beruhigt und die geängstigte Elisa zurückgeführt in den Hafen festester Zuversicht. Hatte sie dem theuren Freunde Naumann einen ehrenden Nachruf gewidmet, so durfte sie nicht schweigen, wo es galt, den Ruhm des verehrten Lehrers zu verkünden, dem sie den Seelenfrieden verdankte. Und so machte sie sich an's Werk, damit die verehrte Gestalt Neander's Andern ebenso licht und hehr erscheine, wie sie vor ihrem innern Auge schwebte. Wie Elisa niemals an sich dachte, wo ihr eine große Pflicht entgegentrat, so auch diesmal. Sie litt unter fortwährenden körperlichen Qualen, so daß die Berliner Aerzte den schlimmsten Ausgang der Krankheit befürchteten. Nichtsdestoweniger schrieb sie unablässig, bis sie den Lebenslauf des verehrten Mannes vollendet, bis sie seine ehrwürdige Gestalt plastisch herausgearbeitet hatte. Elisa schrieb ihre Biographie Neander's unter noch größeren Körperqualen, wie früher ihr Buch über Cagliostro. Beide Male triumphirte ihr Geist über den Körper, wie ja stets das Ewige Herr wird über das Vergängliche. In Cagliostro stellte sie ein Bild zur Warnung, in Neander eins zur Nachahmung hin. Sowohl durch das eine, wie das andere hat sie wesentlichen Nutzen gestiftet.

So sehr auch die Willenskraft Elisa's Bewunderung verdient, vermöge deren sie unter unaufhörlichen Körperqualen die Lebensbeschreibung Neander's begann und zu Ende führte, so konnte sie doch nicht Uebermenschliches leisten, und sowohl für den Ausdruck, wie auch für die Gedankenfolge, erschien eine Ueberarbeitung nothwendig. Dies übernahm mit Freuden Tiedge, der Elisa damals schon sehr verehrte und jeden ihrer Wünsche zu erfüllen beeifert war.

Da hier zum ersten Male die milde und wohlwollende

Gestalt Tiedge's auftritt, so halten wir es für geboten, sein anziehendes Verhältniß zu Elisa näher zu besprechen und in die richtige Beleuchtung zu bringen. Uebrigens ist eine richtige Beleuchtung unsrerseits kaum nöthig, da sie von Anfang an vorhanden war. Wenn das Schiller'sche Wort, daß die „Welt das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen liebt," leider noch heute gilt, so haben wir bei Elisa und Tiedge ausnahmsweise das wohlthuende Schauspiel, daß an ihr reines und schönes Verhältniß sich niemals der Gifthauch der Verleumdung heranwagte.

Elisa's Freundschaftsbund mit Tiedge.

Da Tiedge mit Elisa von dem Jahre 1804 an nicht blos durch innige Zuneigung verbunden, sondern auch der Gefährte ihres Lebens war, so daß er mit ihr reiste, zusammen wohnte, kurz, des engsten und trautesten Verkehrs mit ihr pflegte, so ist es nunmehr an der Zeit, genau nachzuforschen, ob er sowohl in Bezug auf persönliche Würdigkeit, wie geistige Bedeutendheit, es verdiente, dem Herzen einer so ausgezeichneten Frau, wie es die edle Kurländerin unbestritten war, durch Freundschaft zu ersetzen, was die Ehe ihr an Liebe versagt hatte. Wir dürfen nun getrost antworten, daß Tiedge Elisa's durchaus würdig war. Sehen wir zuerst auf seinen Charakter, so war er ganz das, was Goethe vom Menschen verlangt: edel, hülfreich und gut, mithin die männliche Ergänzung Elisa's. Wenn Hansemann nicht mit Unrecht behauptet hat, daß in Geldsachen die Gemüthlichkeit aufhöre, so ward Tiedge gerade recht gemüthlich, wo er zu spenden hatte. Dies war einmal ein Beweis seiner edlen Natur, aber auch dann seiner dichterischen Anlage. Denn alle echten Dichter sind wie die Sonne; sie entsenden goldige Strahlen, aber verlangen niemals etwas für sich zurück. Wenn der Geizhals sein Geld zählt, so sieht der Dichter mit Vergnügen auf das blinkende Metall, weil der helle Schein und das schöne Gepräge das

Auge erfreuen; aber in Bezug auf die eigentliche Menge und den Werth verhält er sich vornehm-gleichgültig. Das Schöne reizt ihn, nicht der Gedanke, was er dafür kaufen kann. Oft verdrießt ihn, das Geld zählen zu müssen. Dies war auch bei Tiedge der Fall, als er für seine Operette: „Hannchen und Theon", das Honorar empfing. Ohne sich mit Zählen aufzuhalten, packte er es ein und übersandte den ganzen Betrag seiner Mutter. Auch bei dem Honorar, das er für seine Urania empfing, zeigte sich Tiedge sehr uneigennützig. Er selbst hatte gar kein Honorar beansprucht; doch sein Verleger, der Buchhändler Schiff, zahlte bei dem glänzenden Absatze, den die Urania fand, freiwillig einen durchaus würdigen Ehrensold. Wie gleichgültig Tiedge gegen das Geld war, konnte man daraus ersehen, daß die vielen blanken Thalerrollen, die ihm von Schiff eingehändigt wurden, theils in der Ecke seines Schreibtischs, theils in sonstigen Winkeln umherstanden, so daß sie für jeden Angriff bloßlagen. Dem Buchhändler Schiff, der überhaupt sehr ordentlich und in Geldsachen, wie es auch bei dem Geschäftsmanne sein mußte, von fast peinlicher Genauigkeit war, behagten die umherliegenden blanken Thaler durchaus nicht, und auf seine mehrfachen Vorstellungen entschloß sich der nachlässige Dichter, den Mammon hinter Schloß und Riegel zu bringen. Tiedge war wohl eine Lerche, die fröhlich den Frühling besingt, aber kein Vogel Greif, der Schätze hütet. Da nach dem Tode Schiff's der Dichter Eberhard dessen Buchhandlung leitete und die mit Tiedge angeknüpften Verbindungen fortsetzte, so übernahm er auch den Verlag von „Alexis und Ida", sowie von „Aennchen und Robert". Das Honorar, das Eberhard ihm zahlen wollte, wies Tiedge Anfangs zurück, fügte sich aber später den Vorstellungen des ihm befreundeten Verlegers da-

hin, daß ihm die Summe gutgeschrieben wurde. Tiedge behielt sich vor, darüber zu Gunsten dritter Personen zu verfügen, was auch geschah. Als Eberhard einstmals dem uneigennützigen Tiedge eine Summe von fünfhundert Thalern einhändigen wollte, die für ihn seit längerer Zeit bereit gelegen hatte, konnte der Verleger zuerst sein Geld gar nicht loswerden. Tiedge verweigerte entschieden die Annahme, indem er bemerkte, sie hätten anderweitig abzurechnen. Doch Eberhard, der solche Ausflüchte der Zartheit nicht gelten ließ, trieb Tiedge in die Enge, und dieser entschloß sich denn endlich, die Summe anzunehmen, behielt sie aber nicht für sich. Er bestimmte sie nämlich für eine unverheirathete, in Frankfurt an der Oder wohnende Schwester. Uebrigens hatte die Lust zu spenden Tiedge von jeher beseelt, und das Geld lief ihm stets durch die Finger. So hatte ihm einst sein Großvater zwanzig Thaler geschenkt. Er kam sich nun reich, wie Krösus, vor. Zuerst wollte er seiner Mutter davon abgeben, und als diese ihm vernünftigerweise rieth, die nicht bedeutende Summe unangerührt mit nach Halle zu nehmen, wo er studiren sollte, so leuchtete ihm dies für den Augenblick ein, und er versteckte das Geld auf dem Hausboden. Doch zum Harpagon hatte Tiedge nun einmal keine Anlage. Bald holte er es wieder hervor und gab davon seinen Freunden und Bekannten, ohne daran zu denken, wie er es in Halle werde wahrscheinlich sehr gut gebrauchen können. Auf diese Weise hatte Tiedge fast nie Geld, und wenn der König Friedrich Wilhelm III., sobald Ansprüche an ihn gemacht wurden, die er nicht zu befriedigen gedachte, sein „Non habeo pecuniam“ sprach, so konnte der spendelustige Dichter sich fast immer mit einer leeren Tasche entschuldigen. Hätten wir „leeren Säckel“ sagen wollen, so wäre dies, in Anbetracht seines

sehr engen Geldbehälters, eine lächerliche Hyperbel gewesen.

Wie der Dichter der Urania höchst gleichgültig gegen Geld war, so war er es auch gegen Titel. Archenholtz nämlich, der sich gegen Tiedge für große Uneigennützigkeit, die Letzterer in seinem Verhältnisse zu ihm bewiesen hatte, erkenntlich zeigen wollte, hatte ihm von der philosophischen Fakultät in Frankfurt den Doctortitel verschafft. Tiedge bedankte sich bei Archenholtz, wie es sich gebührte, für seine freundliche Absicht, den Titel aber hat er niemals geführt. Ebenso überlief ihn förmliche Gänsehaut als an ihn die Zumuthung gestellt ward, er solle sich adeln lassen. Diese Zumuthung hatte folgenden Grund:

Tiedge befand sich als Lehrer in dem Hause einer adeligen Wittwe, die er in seiner Urania unter dem Namen „Hehra" verherrlicht hat. Diese Wittwe faßte eine heftige Neigung für Tiedge und wollte ihn gern heirathen. Ihre sehr stolzen Verwandten erklärten nun, daß dies nicht anders geschehen könne, als wenn Tiedge zuvor geadelt werde. Letzterer hatte nun ebenso wenig Neigung nach dem „von", wie nach dem Doctortitel. Der Grundzug von Tiedge's Natur war Einfachheit und Bescheidenheit. Er war demnach als Mensch durchaus würdig, neben der edlen Elisa einherzuwandern. — Glich er ihr doch in vieler Hinsicht. Er vergaß sich, um seinen Mitmenschen zu helfen; er war gleichgültig gegen Rang und Titel; er dachte auf's Bescheidenste von seinen Leistungen. Indeß trotz diesen vielen schönen Eigenschaften würde Tiedge doch nimmer in die Nähe Elisa's, in den vertrauten Verkehr mit der vornehmen Kurländerin, der Tochter eines Reichsgrafen und der Schwester einer Herzogin, gekommen sein, wenn ihn nicht der Ruhm als Dichter zu

jener lichten Höhe emporgehoben hätte. Die Tugend allein wird selten in den Palast gerufen; sie muß auf der Stirn den Lorbeer und im Auge den Genieblitz haben; sonst ist sie nicht salonfähig. Gewiß war Elisa ohne alle Vorurtheile und sah nur auf das Bleibende und Unvergängliche. Deshalb galten ihr ein edles Herz und ein heller Geist unendlich mehr, als vornehmer Name und reiches Besitzthum. Aber, um überhaupt mit ihr bekannt zu werden, da sie ja nur in vornehmen und berühmten Kreisen verkehrte, gehörte schon eine Stellung, die sich über das Alltägliche emporgeschwungen hatte. Darum war es für die Annäherung Tiedge's an Elisa durchaus wesentlich, daß zur Zeit, wo sie sich kennen lernten, er einen berühmten Namen hatte. Denn man würde sehr unrichtig urtheilen, wenn man das kühle Verhalten der Jetztzeit zu den Dichtungen Tiedge's übertragen wollte auf die ersten Jahrzehnte unsers Jahrhunderts, wo der Sänger der Urania bewundert und verehrt wurde. Für die Zeit, wo Elisa mit Tiedge bekannt ward, hat die Bezeichnung Eberhard's, der ihn einen der „berühmtesten Schriftsteller Deutschland's" nennt, ihre volle Wahrheit. Damals theilte die Mehrheit der gebildeten Deutschen die Empfindungen, die Eberhard beseelten, als ihm Tiedge seine Urania vorlas. „Ich wurde," so erzählt Eberhard, „auf's Lebhafteste ergriffen von der poetischen Trefflichkeit, von der, sich hier und da zur begeistertsten Erhabenheit steigernden Gedanken- und Bilderfülle dieser Dichtung." Eberhard erzählte dann weiter, daß die „Urania von unzähligen, zum Theil sehr hochgestellten, höchstgebildeten und berühmten Männern und Frauen, oft ganz enthusiastisch gepriesen worden." Ueber die gewaltige Wirkung der Urania äußert sich Eberhard noch an einer anderen Stelle, wie folgt:

„Seit Klopstock's Messias war kein größeres, die heiligsten Interessen des gebildeten Theiles der Lesewelt so lebhaft berührendes Gedicht in Deutschland erschienen, als Tiedge's Urania. Sie sprach Geist und Herz von unzähligen Lesern und Leserinnen auf das Erhebendste und Erwärmendste an. Sie machte Tiedge's Namen nicht allein in allen Winkeln Deutschlands, sondern auch, nach allen Seiten, weit über die Grenzen desselben hinaus, auf das Rühmlichste bekannt. Auch fehlte es nach und nach nicht an Uebersetzungsversuchen in englischer, italienischer und französischer Sprache."

Da Thatsachen für die Wirkung eines Buches immer beweisender sind, als die selbst rühmlichste Anerkennung eines unparteiischen Kritikers, so wollen wir erwähnen, wie die Frau des Pastors Löhr zu Merseburg, da die Verhältnisse ihres Mannes es für die nächste Zeit nicht gestatteten, daß sie sich die allgemein bewunderte „Urania" kaufen konnte, die Mühe nicht scheute, sämmtliche sechs Gesänge vom ersten bis zum letzten Verse abzuschreiben. Diese Thatsache möge für die Wirkung zeugen, die Tiedge's Urania auf die Frauenwelt hervorbrachte. Doch auch Männer wurden tief von ihr ergriffen. So war der Kapellmeister Himmel, der ja viele Bruchstücke der Urania in Musik setzte, und der, eine echte Künstlernatur, dem Bacchus und der Venus reichere Opfer darbrachte, als man selbst dem feurigsten Natürell verzeiht, von Tiedge's Dichtung bis zu dem Grade begeistert, daß er, nach Eberhard's Versicherung, „bei vielen Stellen derselben Thränen vergoß." Dies ist eine Thatsache, die dafür zeugt, wie die Urania auch deutsche Männer zu begeistern vermochte. Und selbst auf die Jünglinge verfehlte sie nicht eine mächtige Wirkung. So brachten Hallenser Studenten, als Tiedge mit Elisa im Juni 1819 auf dem, im Dorfe Giebichenstein gelegenen Gartenhause

der ihm befreundeten Eberhard'schen Familie verweilte, an einem schönen Sommerabende dem von ihnen verehrten Dichter ein „Vivat", dem an einem folgenden Abende noch ein sicher und schön vorgetragenes Quartett aus der Urania folgte, das nach Himmel's Composition gesungen wurde.

Tiedge ward also durch seinen Dichterruhm zuerst mit Elisa bekannt. Daß sie in vertrautem Umgange dann auch seine schönen menschlichen Eigenschaften schätzen lernte, ist gewiß; aber daß Tiedge überhaupt mit der vornehmen und berühmten Frau in Berührung kam, dazu war sein Dichterruhm wirksam, ja, unerläßlich. Denn durch seine bloße Persönlichkeit hätte er sich die vornehmen Kreise sicher nicht erobert. Sein Antlitz war weder schön, noch seine Gestalt wohlgebildet. Wenn Lord Byron einen Klumpfuß hatte, so war Tiedge auch ein halber Krüppel. Sein rechter Fuß war nämlich nach innen gedreht und sein Bein bis zum Knie so mager, daß man es wohl verwelkt nennen konnte. Ertrug Tiedge bei größerer Sanftmuth und geringerer Eitelkeit seine körperliche Entstellung geduldiger, als Byron, der allerdings bei seiner strahlenden Schönheit das Recht hatte, über die den Gesammteindruck beeinträchtigende Fußbildung sich unglücklich zu fühlen, so war doch auch der deutsche Dichter beflissen, den verkrüppelten Zustand seines Beins den Blicken der Neugierde zu entziehen. Er trug deshalb bis zu seinem engern Zusammenleben mit Elisa fast stets einen langen Oberrock. Auch Tiedge's Gesicht war mehr wohlwollend, als schön. Mochte ihm immerhin seine Mutter erzählt haben, daß er ein sehr schönes Kind gewesen, bevor ihn die Blattern entstellt; die schöne Vergangenheit nützte nichts der unschönen Gegenwart, und der Eindruck Tiedge's als Mann war durchaus kein glänzender. Nur Uhland möchte unter den deutschen

Dichtern in seiner Erscheinung noch dürftiger gewesen sein. Eberhard berichtet, daß, als Tiedge ihn bei seinem Besuche in Halle verfehlt habe und weggegangen sei, ohne seinen Namen zu hinterlassen, die Leute, die ihm die Anwesenheit eines Fremden gemeldet, die Meinung geäußert hätten, es sei wohl ein Uhrmacher gewesen. Wir wissen nun zwar nicht, durch welch' besonderes Merkmal sich die Uhrmacher als solche darstellen. Zitternde Höflichkeit soll für die Schneider, und Derbheit, ja, Grobheit für die Schuster ein Kennzeichen sein, aber ein allen Uhrmachern gemeinsames Attribut giebt es unsers Wissens nicht. Jedenfalls geht aus dem „Uhrmacher", wofür man Tiedge hielt, hervor, daß er nicht den Eindruck eines vornehmen Mannes, geschweige denn eines gottbegeisterten Dichters machte. Um es kurz zu sagen, Tiedge sah wie ein Spießbürger aus. Trotz dieser Behauptung kann Eberhard vollkommen im Rechte sein, wenn er aussagt, daß Tiedge ein „ausgezeichnet geistvolles Auge" gehabt habe.

Setzten wir in Obigem auseinander, wie Tiedge ein berühmter Dichter war, als Elisa ihn kennen lernte, und schilderten wir ihn schon vordem in seiner Bescheidenheit, Uneigennützigkeit und Menschenfreundlichkeit, ist mithin nichts von uns außer Acht gelassen worden, ihn in allen seinen Beziehungen zu erfassen und seine vollständige Würdigkeit für den Umgang mit der edlen und hochbegabten Freifrau darzuthun, so dürfen wir auch nicht dem Versuche aus dem Wege gehen, ihn in seinen Beziehungen zur Gegenwart darzustellen. Der Glanz, den er in früheren Jahrzehnten ausstrahlte, kann uns nicht darüber verblenden, daß er in der Jetztzeit als ein nur noch schwaches Lichtchen glimmt, und wenn wir in dem Capitel, wo wir Tiedge in seiner Wirksamkeit auf die Gegen-

wart betrachten, für den Dichter kein großes Gebiet zu erstreiten vermögen, so dürfen wir doch voller Befriedigung in einem folgenden Capitel, wo wir getreu das Bild nachzeichnen, das der Poet von sich selber entworfen, von dem Menschen die ansprechendsten Züge wiedergeben.

Tiedge als Dichter.

Der lateinische Spruch, daß die Bücher ihre oft sehr eigenthümlichen Schicksale haben, gilt zumeist auch von ihren Verfassern. Oft werden sie schnell zu den Sternen emporgetragen, um später in Vergessenheit zu sinken. Für diesen Satz kann Tiedge als sehr belehrendes Beispiel dienen. Wie hoch stellte man den Verfasser der Urania zu seinen Lebzeiten, und mit welchem Achselzucken spricht man von ihm, kaum daß einige Jahrzehnte seit seinem Tode verflossen sind! Was der Verleger Tiedge's im Jahre 1841 bei der elften Auflage der Urania über ihren Werth verkündete*), war damals die Ansicht der gebildeten Mehrheit unter den Deutschen. Daß eine hochbegabte Minderheit an der Urania kein Genüge fand, ändert nicht den Spruch der damals Geltung habenden Mehrheit. Ist nun das gegenwärtige kühle Verhältniß des deutschen Volkes zu Tiedge dadurch zu erklären, daß die jetzige Mehrheit, bei höherer Bildung zu größeren Ansprüchen berech-

*) Wo ist der Gebildete in unserm Vaterlande, dem nicht die reinen Harmonien dieses Liedes Erhebung, Trost, Begeisterung verliehen hätten? — — — — Hat die Urania uns in der Jugend begeistert, zu großen Gefühlen erhoben und stand sie als Schutzengel uns zur Seite, wenn wir zweifelten und zagten, so ist sie nicht minder ein Buch der Erhebung, des Trostes und der Zuversicht in den männlichen Jahren und am Abend des Lebens.

tigt, die Ansichten der damaligen Minderheit theilt? Diese Erklärung würde nicht zutreffen, denn, um ein Urtheil über ein Werk fällen zu können, muß man es doch zuvor gelesen haben. Nun aber möchte es ein sehr schwaches Häuflein sein, wenn aus den vielen Millionen Deutschen sich Diejenigen zusammenschaarten, die der Wahrheit gemäß behaupten dürfen, daß sie es zu Stande brachten, die sechs Gesänge der Urania und die zwanzig Gesänge der Messiade zu Ende zu lesen. Wenn Klopstock in seiner, der Messiade vorausgesandten Ode an den Erlöser ausruft: „Und du hast mir mein Straucheln verziehn!“ — so meint unser in Beurtheilung literarischer Erzeugnisse sehr strenges Zeitalter, es sei bei der langathmigen Dichtung die Absicht besser gewesen, als die Ausführung, und die meisten bekreuzen sich vor ihrer entsetzlichen Langweiligkeit. Wir schalten hier ein, daß wir einfach das Urtheil der Jetztzeit über die Messiade wiedergeben und mit unserer Meinung, die für den vorliegenden Fall auch ganz gleichgültig ist, durchaus zurückhalten. In Bezug auf die Urania urtheilen nun unsere Zeitgenossen kaum günstiger, als in Betreff der Messiade. Heine möchte die Ansichten, die unsere Zeitgenossen in Betreff der Urania hegen, etwas übertrieben allerdings, aber sonst nicht ganz unrichtig, in folgendem spöttischen Verhalten kundgethan haben.

Heine befand sich in einem heitern Kreise geistig bedeutender Menschen, die auf witzige Weise den Abend zubrachten. Es ward gerade darüber berathen, wie ein Mitglied des Kreises, das — so setzte man in dem gesellschaftlichen Spiele voraus — sich eines entsetzlichen Verbrechens schuldig gemacht hatte, auf's Peinvollste zu Tode gemartert werden könne. Die Mitglieder der Gesellschaft schlugen die verschiedensten Todesarten vor, bis endlich Heine sich mit feierlicher Miene

erhob und ausrief: „Alle diese Strafen sind für ein so abscheuliches Verbrechen viel zu gering! Der besondere Fall erheischt eine besondere Behandlung.“ Und jetzt, das Gesicht eines Henkers annehmend, trat er vor den Schuldigen hin, schlug einen Gesang der Urania auf und begann mit salbungsvoller Stimme daraus vorzulesen. Der Delinquent wand sich in den schrecklichsten Krümmungen auf seinem Sitze hin und her, indem er Heine mit flehentlicher Stimme beschwor, mit der Tortur einzuhalten. Doch dieser, mit abwehrender Geberde, las immer feierlicher, immer salbungsvoller. Da rief der Gemarterte endlich voller Verzweiflung, er wolle tausendmal lieber gerädert sein, als sich noch länger zum Anhören so mark- und schwungloser Verse verdammt zu sehen.

Dies ist, allerdings in etwas scharfer Beleuchtung, die Ansicht unsrer Zeitgenossen über die Urania. In den meisten unserer Literaturgeschichten finden wir über Tiedge als Dichter ein durchaus ungünstiges Urtheil. Wir selbst entsinnen uns, daß Emanuel Geibel, dieser Liebling Apollo's, sich in mündlicher Unterredung gegen uns, trotz der Milde seiner Natur, über den einst so gefeierten Dichter nichts weniger als beifällig ausdrückte.

Wir wollen, da Rudolf Gottschall in seinem Vorwurfe, daß die Gegenwart ihr Urtheil über dichterische Größen der Vergangenheit, insofern letztere nicht gerade Goethe und Schiller sind, mehr aus Literaturgeschichten, als aus eigener Prüfung herleite, nicht unrecht haben dürfte, dem Leser Gelegenheit geben, Tiedge's unmittelbare Bekanntschaft zu machen, und ihn selber sprechen zu hören. Wenn wir, zum Zweck eines festbegründeten Urtheils, Klopstock's sämmtliche Werke durchlasen, was in Bezug auf seine Messiade, seine Bardiete und seine biblischen Stücke, wie wir offen bekennen, eine müh-

selige Arbeit war — oft erquickte auch nicht die kleinste dichterische Oase in seitenlanger Dürre und Eintönigkeit — so haben wir auch dem wackern Tiedge die ihm gebührende Beachtung geschenkt und seiner Urania, sowie seinen sämmtlichen Gedichten, mit stillgefaßter Miene in's Antlitz geschaut. Wir sind demnach im Stande, ihn redend einzuführen, wo die Umstände seine Gegenwart zweckmäßig erscheinen lassen.

Wenn Tiedge seine im Anfange unseres Jahrhunderts so berühmte „Urania" dem in Bezug auf unermüdliche Freundschaftsbeweise nicht hoch genug zu stellenden Gleim widmete, so ist hiergegen, als Zeichen einer wohlverdienten Zuneigung, nicht das Geringste einzuwenden. Desto mehr aber muß ein unparteiischer Wahrspruch das Lob zurückweisen, das Tiedge seinem Freunde als Dichter spendet. Kein Kritiker der Jetztzeit wird für Gleim folgende huldigende Verse gelten lassen:

„Dir, Freund, der zwischen zwei Unsterblichkeiten steht,
Mit einem Kranz, den in geweihten Stunden,
Vom Hauche der Begeisterung angeweht,
Die Muse Halladats um Deine Stirn gewunden;
O Dir, Du Sänger Gottes, weiht
Sich dieses Lied von Gott und der Unsterblichkeit."

Gellert, Gleim und Tiedge sind liebenswerthe, ehrwürdige Gestalten, vor denen wir uns tief verneigen, und die wir in unserm Literaturschatze ungern entbehren würden; aber ihrer dichterischen Begabung vermag die anspruchsvolle Jetztzeit keine Bewunderung mehr zu schenken, und dem tiefern und reichern Geistesleben der Gegenwart leisten sie nicht mehr Genüge. Sie wirkten wohlthätig auf ihre Zeit. Dafür spenden wir ihnen Dank, ihrem reinen Charakter weihen wir Ehrfurcht, aber über ihre Werke gehen wir zur Tagesordnung über.

Der erste Gesang der Urania, der die Ueberschrift führt: „Klagen des Zweiflers“, beginnt mit wohltönenden Versen, denen ein schöner Inhalt entspricht. Man höre und urtheile!

„Mir auch war ein Leben aufgegangen,
Welches reich bekränzte Tage bot;
An der Hoffnung jugendlichen Wangen
Blühte noch das erste, zarte Roth;
Auf der Gegenwart umrauschten Wogen
Brannt' ein Morgen, schön, wie Opfergluth;
Hohe Traumgestalten zogen
Stolz, wie Schwäne, durch die rothe Fluth.“

An diesen Versen hat das Ohr seine Freude und der Verstand sein Genüge. Sie können sich keines hohen Schwungs rühmen, aber einer wehmüthigen Innigkeit. Ist das Schiller'sche Wort gewiß wahr, daß der Mensch noch am Grabe die Hoffnung aufpflanzt, so bedarf es doch eben des feierlichen Schlusses unsrer irdischen Laufbahn, um sie voll und ganz wieder erstehn zu lassen. Sonst verblaßt das Grün der Hoffnung bei den unvermeidlichen Enttäuschungen eines längern Lebens mehr und mehr, und um sich ihres Anblicks freuen zu können, muß sie noch „jugendliche Wangen“ haben. Auch das Schwellende in der Brust des aufblühenden Menschen, die stolzen Lebenspläne, die „wie Schwäne durch die rothe Fluth“ dahinziehen, fanden einen glücklichen und ansprechenden Ausdruck. Wer demnach die ersten acht Verse der Urania in unparteiischer Würdigung liest, hegt von dem Ganzen die günstigsten Erwartungen. Freilich trifft ihn bei'm weitern Vordringen Enttäuschung auf Enttäuschung, wenngleich es an Goldkörnern hier und da keineswegs gebricht. Aber man muß sie mühsam aufsuchen; sie glänzen einem nicht entgegen, da sie allzusehr von Geröll überdeckt sind. Das Suchen ist nun

kein Kennzeichen unsers hastigen Zeitalters, das sofort finden und genießen will.

Der Beginn des Zweifels in der menschlichen Brust, jener unerquickliche Zustand, wo man den Glauben der Kindheit verlor, ohne dafür die Wahrheit gefunden zu haben, das trostlose Suchen nach äußerm Lichte, während die Flamme des Innern erlosch, diese bange Zeit, die alle tiefern Naturen früher oder später zu bestehen haben, ist in folgenden Versen ausgemalt:

„Forschend blickt' ich in die weiten Räume;
Aber bei dem zweifelhaften Licht
Sah ich jetzt nur meine Träume,
Wahrheit selbst, die Wahrheit sah ich nicht!
O der Helle, die dem guten Schwärmer
Nichts zu zeigen hat, als seine Nacht!
O des Lichtes, das den Glauben ärmer,
Und die Weisheit doch nicht reicher macht!"

Der Zweifel, ob es einen Gott gebe, aber der noch überwiegende Glaube an die Allgegenwart des Schöpfers treten in folgenden Versen zu Tage:

„Lebt ein Gott im Menschen und im Wurme?
Hör' ich dort ihn in dem Donnersturme?
Hier im Säuseln, das durch Myrthen schlüpft?"

Daß der Zweifel vor dem Glauben für's Erste noch die Waffen streckt, erhellt aus den trostreichen Worten:

„Aber sieh! es leuchtet, still und groß,
Hohe Weisheit auf an jeder Pflanze;
Von dem königlichen Cedernkranze
Bis hinunter auf das niedre Moos."

Uebrigens läßt Tiedge dem Zweifler selten das letzte Wort, sondern er tritt in seiner frommen Subjectivität stets

hervor und verweist dem grübelnden Faust in ziemlich schulmeisterlicher Weise, daß er gewähnt, eine Frage an das Schicksal frei zu haben.

„Ob ein Gott sei? ob er einst erfülle,
Was die Sehnsucht weinend sich verspricht?
Ob, vor irgend einem Weltgericht,
Sich dies räthselhafte Sein enthülle? —
Hoffen soll der Mensch! er frage nicht!"

Der herzensgute Tiedge, der die Beseligung eines festen Glaubens gern allen Schwankenden und Wankenden zu Theil werden ließe, Tiedge wünscht, daß dem Zweifler ein Strahl aus dem Jenseits hernieder leuchten möge.

„Und blickt er auf, das Schicksal anzuklagen,
Wenn scheidend über seinen Tagen
Die letzten Strahlen untergehn:
Dann laß ihn, um den Rand des Erdentraumes,
Das Leuchten eines Wolkensaumes,
Von einer nahen Sonne, sehn!"

Daß, falls es kein Jenseits giebt, das Thier viel glücklicher ist, als der Mensch — ein Gedanke, den Reimarus mit großer Beredtsamkeit entwickelt — dieser richtige Satz wird in folgenden Versen behauptet:

„Winken dort nicht höhere Berufe:
Dann ist Tod, und nichts als Tod, um mich
O, dann steht das Thier auf seiner Stufe
Höher, seliger, als ich!"

Doch, wenn Tiedge in seiner Urania auch häufig mit seiner gläubigen Subjectivität hervortritt, so ist er doch billig genug, dem Zweifler das ihm gebührende Wort nicht zu entziehen und ihn wegen des Gesprochenen nicht jedesmal abzukanzeln.

So ruft der Zweifler aus, für seinen Skepticismus Propaganda machend:

„Schau! hier sinkt der Kindheit frische Jugend
Dort des Alters graue Kindheit hin!
Frag' das Laster, frag' die Tugend!
Hat das Leben einen Sinn?"

Anklingend an das Herder'sche:

„Des Schicksals Spruch ist erfüllet,
Und Mensch heißt dieses Geschöpf;
Im Leben gehört es der Sorge,
Im Sterben der Erde und Gott,"

lauten die Worte des Tiedge'schen Zweiflers:

„Wag' es nicht, das Haupt empor zu heben!
Vor dir steht er, des Vernichters Thron.
„Schau! ich bin das Elend," spricht das Leben
Zu dem Menschen — „und du bist mein Sohn!"

Diese Aehnlichkeit in dem Gedankengange zweier Dichter erinnert an die wohlthuende Goethe'sche Bescheidenheit, der einmal bemerkt, daß, wenn er alles das, was ihm aus dem Geistesschatze Anderer zugeflossen sei, fest umgrenzen könnte, wohl wenig übrig bleibe, was er als sein alleiniges Eigenthum beanspruchen dürfe.

Der Zweifler klagt dann weiter:

„Sagt, verborgne Mächte! warum wüthen
So viel Stürme wider unsre Blüthen?"

Die Materialisten würden sich mit folgenden Versen des Zweiflers befreunden:

„Welch ein Widerstreit der Kräfte,
Der den Menschen hier- und dorthin reißt!
Ist es Ebb' und Fluth der Nervensäfte?
Ist es Körper oder Geist?"

Im sechsten Gesange der Urania ist eine ähnliche Stelle, die gleichfalls das Credo des Materialismus in Verse bringt:

„So wär' im warmen Blut ein Funken Lebensfeuer
Mehr oder minder jene Kraft,
Die aus dem Menschen dort ein Ungeheuer,
Und hier ein menschlich Wesen schafft?"

Die Freiheit unsrer Handlungen leugnet der Zweifler entschieden.

„Dürfen wir von Freiheit träumen?
Fühlen wir bei jedem Schritte nicht
Unsre Ketten und ihr Lastgewicht?"

Dann weiter:

„Hart und drückend, kalt und eisern
Liegt des Schicksals Hand auf unsrer Brust."

Doch schon am Schlusse des ersten Gesanges läßt Tiedge den Zweifler sich wieder dem Gedanken an Gott nähern, wie aus folgenden Versen hervorgeht:

„Tugend! Tugend! doch soll ich dich feiern!
Ist's ein Gott, der, hinter dunklen Schleiern,
Wunderbar zu meinem Herzen spricht?"

Dank dem frommen Tiedge klingt immer am Ende des nächtigen Zweifels der verheißungsvolle Gesang des Ostermorgens.

Die beseligende Gewißheit, daß es einen Gott gebe, gelangt im zweiten Gesange der Urania mehrfach zum Ausdruck.

So zuerst:

„Es ist ein Gott! und sieh! die Nebel sind zerflossen
Vor diesem Sonnenstrahl; ein großer Lebenstag,
Ein Auferstehungstag ist ausgegossen,
Wo dumpfe Mitternacht, voll Todesgeister, lag.
O, Mensch! vermisse diesen Glauben,
Und fühle, was dein Heiligstes vermißt!
Du würdest die Vernunft selbst ihres Lichts berauben:
Gott ist, weil eine Tugend ist!"

Dann:

„O! glaub' es dir, und den Versicherungen
Der Welten dort: es ist ein Gott!
Ja, glaub' es dir, der innern stillern Mahnung!
In dir, in dir, da spricht ein tiefes Wort der Ahnung
Zu deinem Geist: es ist ein Gott!"

Der dritte Gesang beginnt mit dem erhebenden Gedanken, daß ein Weltenlenker über uns thront.

„Es ist ein Gott! O Freund der heilige Gedanke
Durchstrahlt die Nacht, und drängt durch Zweifel sich hervor,
Erhöht, vergöttlicht uns, durchbricht die enge Schranke
Der Sinnlichkeit und hebt uns über uns empor.
Es ist ein Gott! Kometen rollen
Mit Lebenskräften, ihm entquollen,
In die Unendlichkeit hinaus.
Auf sie, die seinem Blick nicht näher schweben,
Als Du ihm wandelst, gießt er Leben
Und Licht in vollen Strömen aus!"

Ferner in demselben Gesange:

„Unendlichkeit kann nur das Wesen ahnen,
Das zur Unendlichkeit erkoren ist."

Dann weiter:

„Woher der immer rege Geist,
So über sich hinaus zu träumen,
Und dort zu fordern, was ihm hier gebricht? —
Aus Licht ist er zum Licht geboren;
Zu einem höhern Loos' erkoren,
Ist seine Heimath hier auf Erden nicht.
Hier ist der Vorsabbath der höhern Lebensfeier,
Die Morgenstunde, die den Späher weckt,
Hinauf zu schauen zu dem Schleier,
Der uns das Heiligthum verdeckt."

Endlich:

„Ja, dieses Ahnen: einst die reifre Frucht zu brechen,
Zu wandeln einst in einem reinern Licht,
Ist ein geheiligtes Versprechen,
Womit ein Gott die Zukunft uns verspricht.
Mit diesem feierlichen Gotteswort,
Mit dieser Handschrift, deren Sinn
Mir Ewigkeit verheißt, tret' ich gerettet hin
Zu jener finstern, tief verschwiegnen Pforte,
Und fordre — denn die Handschrift lügt mir nicht —
Das Leben, welches sie verspricht."

Beginnt die Urania mit schönen, schwungvollen Versen, so ist ihrem Schlusse kein gleiches Lob zu spenden. Der zu Grunde liegende Gedanke ist freilich richtig, aber er tritt nicht mit tönenden Schwingen an's Tageslicht. Wir verzichten deshalb darauf, das blos richtig Gedachte, aber nicht poetisch Ausgedrückte, hier wörtlich anzuführen.

Unsere obige Behauptung, daß es in der Urania Goldkörner gebe, die aber mühsam gesucht sein wollen, mögen sinnige Aussprüche beweisen, die wir den verschiedenen Gesängen entnommen haben. Wir lassen sie ohne innere Gedanken-

verbindung auf einander folgen. Der rothe Faden, der sie durchzieht, ist die Wahrheit des Gedankens und die Würde des Ausdrucks. Sie lauten:

Wohl ist die Bürgschaft für den Himmel
Der Himmel hier in unsrer Brust.

Der Tugend Sonnenblick heißt: Friede.

Der Schmerz ist die Geburt der höheren Naturen.

Die Welt der Freiheit trägt der Mensch in seinem Innern;
Und Tugend ist der Freiheit Götterkind.

Mag das wilde Schicksal walten:
Die erhabene Seele ruht,
Unter drängenden Gewalten,
Fest auf ihrem Göttermuth.

O, der Freie trägt erhaben
In der Brust das Weltgericht!

Ja, blick' in die Natur, in ihre große Welt,
Und fühle dich in deiner Geisteswürde
Hoch über sie hinaus gestellt!

Nach dem Verhältnisse zur Gottheit ist für den Dichter das vornehmste: seine Beziehung zur Frauenwelt. Die Liebe mit ihrer beseligenden und vernichtenden Macht wird von ihm voll empfunden und voll besungen, wenn anders er kein Eindringling ist in dem geweihten Dichterhaine. Tiedge's Töne der Liebe klingen nun mehr anmuthend, als hinreißend. So ist das Lied des Lizidas dem Ohre durchaus angenehm.

„Könnt' ich ein Lüftchen sein:
Das wär' ein Leben,
Immer in Feld und Hain
Sie zu umschweben,

Oder, im kühlen Hauch
Wehender Schwingen,
Ihr von dem Blütenstrauch
Opfer zu bringen!

Wär' ich ein Blütenblatt:
Eh' ich verschwände,
Nähm ich zur Lagerstatt
Lidia's Hände,
Oder in ihrem Schooß
Wählt' ich zu sterben!
Wahrlich! kein schön'res Loos
Könnt' ich erwerben.

Könnt' ich ein Vogel sein:
Wieder und wieder
Säng' ich nur ihr allein
Liebende Lieder,
Ließe bei ihr allein
Häuslich mich nieder,
Kehrte zum offenen Hain
Nimmermehr wieder."

Die Kraft, die glückliche Liebe verleiht, kommt in folgenden Versen zum Ausdruck:

„Was mit mir sich zugetragen,
Weiß ich selber nicht zu sagen;
Aber Berge wollt ich tragen,
Seit ich Dein Geliebter bin."

In „Laura's Lied" wird das plötzliche Erwachen der Liebe geschildert. Wie uns dünkt, einfach und wahr. In den Schiller'schen Versen an Laura, die seiner ersten Periode angehören, ist viel Ueberschwängliches. Tiedge, so unendlich unter Schiller stehend, übertrifft ihn doch, wenn man die beiderseitigen Laura-Lieder vergleicht, an Innigkeit und Natür-

lichkeit. Da die Schiller'schen Verse Jedem gegenwärtig sein werden, so stelle man ihnen gegenüber die Tiedge'sche Strophe:

„Dort sah ich dich, und plötzlich war
Mein Blick, mein Herz umfangen;
Das Lied auf meiner Lippe schwieg,
Und eine hohe Röthe stieg
Mir heiß auf beide Wangen."

Wie überall die Natur dem einsamen Liebenden die Gestalt seiner Angebeteten vorzaubert, malen folgende Verse aus:

„In den schlanken Pappelzweigen,
Sanft vom Abendwind umwallt,
Seh' ich jedes holde Neigen
Ihrer schwebenden Gestalt."

Daß die Liebe das Fernsein von andern Menschen ersehnt, besagt im Gedichte „Eros" die dritte Strophe.

„Liebe liebt vor allen
Einen dunkeln Wald,
Der von Nachtigallen
Feiernd widerhallt.
In die süßen Lieder
Schauern Blüten nieder
Um die Huldgestalt."

Tiedge schildert die Liebe besonders da glücklich, wo er sich an ein altes Volkslied anlehnt. Man glaubt die treuherzige Innigkeit Walther's von der Vogelweide in folgenden Versen zu hören:

„O, möchte mein Liebchen ein Rosenstock sein!
Dann nähm' ich von draußen den Liebling herein,
Und stellt' ihn vor's Fenster, im Frühlingswehn:
Da könnt ich ihn immer und immerdar sehn.

Da sollt' ihn erquicken die herrliche Luft,
Und mich sollt' entzücken sein lieblicher Duft;
Ich küßte den Duft mir, bei heimlichem Schein
Des Mondes, in's innerste Leben hinein.

Ich wollte wohl Morgens und Abends ihn schau'n,
Ihn sanft mit der Kühle des Quelles bethau'n;
Dann flüsterten rosige Lippen mir zu:
Ich bin ja dein Liebchen; mein Liebchen bist du!"

Wie die Liebe die ganze Natur durchschauert, gelangt in der Frühlingshymne zum melodischen Ausdruck.

„Kein Wesen trauert;
Ein Liebeshauch
Der Luft durchschauert
Den jungen Strauch,
Den Blüten kräuseln.
Vernehmt ihr nicht,
Wie Luft und Licht,
Wie jedes Säuseln
„Ich liebe" spricht?
In Lieb' entglühte,
Was fühlt und singt;
Die Blüt' umschlingt
Die nächste Blüte."

In Tiedge's Gedichten, die „Salamonische Lieder" überschrieben und deren Bilder und Gleichnisse größtentheils der Bibel entnommen sind, wird das die Natur durchziehende Gefühl der Liebe, ähnlich der obigen Auffassung, glücklich so geschildert:

„Schon wird, den Hain durchirrend,
Die Turteltaube laut,
Die liebend girrt, und girrend
Das Nest der Liebe baut."

Sulamith besingt die Schönheit ihres Geliebten wie folgt:

„Schön ist mein Geliebter! — Dort ging er hinab. —
Seht den holden Mann! Schwarze Locken wallen,
Gleich dem Wasserfalle, seine Seirn herab;
Herrlich strahlt sein Haupt; schön ist er vor Allen."

Sulamith's Reize werden von ihrem Anbeter folgendermaßen gefeiert:

„Seht ihres Mundes Perlenreihe,
Mit Rosenpurpur überwebt,
Um den der Liebe süße Weihe,
Das seligheit're Lächeln schwebt!"

Das Echo, oder Alexis und Ida, ist ein langes Liebesgedicht, in dem abwechselnd Alexis und Ida die Gefühle schildern, die durch Amor in ihrem Innern erweckt werden. Freilich würde Lessing von diesem Gedichte nicht, wie von Romeo und Julia, gesagt haben, daß die Liebe selber daran gearbeitet. Doch suchen wir mit Liebe, wo die Liebe einmal glücklich zum Ausdruck gelangt! Von dem Gluthblicke des schönen Alexis, der immer vor ihrem innern Auge steht, singt Ida:

„So seh ich ihn nun immerdar:
Das Aug', als ob es zünden wollte,
Die hohe Stirn', das dunkle Haar,
Das von dem Scheitel niederrollte."

Die Befangenheit, die Ida bei Alexis' Gruße empfand, schildert sie in folgenden Versen:

„Wie sah ich, als Kind noch, mit kindischem Sinn,
Die Aehren im Felde mir nicken!
Ich nickte, mit freundlichen Blicken,
Dann wieder und wieder, und hüpfte dahin.

Ich wurde nun größer, und reifer mein Sinn;
Und ging eine Freundin vorüber:
Dann nickt' ich so freundlich hinüber,
Und dachte nichts weiter und hüpfte dahin.

Als nickend Alexis Willkommen mir bot,
Vor allen den gaffenden Leuten:
Ach, Schwester, was mag das bedeuten?
Da nickt' ich nicht wieder, und wurde so roth!"

Alexis nun, zuerst in Verzweifelung darüber, daß Ida sich äußerlich so kalt gezeigt, findet in der stummen Sprache der Natur süßen Balsam und tröstet sich damit, daß die Geliebte ihn innerlich gegrüßt habe.

„Sie kam daher gegangen;
Wie blühten ihre Wangen
In voller Rosenglut!
Sie hatte ja das Band genommen
D'rum nickt' ich froh ihr mein Willkommen;
Allein wie sank mein froher Muth!

Sie grüßte mich nicht wieder,
Und schlug die Augen nieder,
Wie Eine, die da büßt.
Geh' — dacht' ich — zu den Ulmenzweigen;
Wenn Die sich dir entgegen neigen,
So hat sie innerlich gegrüßt!

Ich ging, im Morgenscheine,
Ganz still zum Ulmenhaine:
Da ward mein Gram versüßt!
Kaum sah ich sich die Zweige regen:
Da neigten sie sich mir entgegen --
Ja, sie hat innerlich gegrüßt!"

Ida drückt dem Echo ihren Dank aus, daß es die von Alexis zu ihrem Preise gesungenen Lieder wiedertönt.

„Welch' Lied ist dort am Hain verklungen,
Das mir so tief die Seele rührt?
Das hat mein Schäfer mir gesungen;
Du, Echo, hast mir's zugeführt."

Alexis singt von seiner Liebe zu Ida in immer neuen Weisen. So in folgenden Versen:

„Wie hab' ich die Schäferin Ida so lieb!
Ich sahe sie, als sie die Heerden
Hinunter am Bache der Ulmen trieb:
Da wünscht' ich, ein Lüftchen zu werden,
Zu bestreuen mit Blumen den Schäferhut,
Der die Stirn ihr bedeckt in der sonnigen Glut."

Der liebende Schäfer girrt dann noch weiter:

„Ja, wär' ich ein Vogel: ich zöge
Nicht mehr durch Flur und Hain;
Ich weiß wohl was — ich flöge
In Ida's Fenster hinein.

Dann sollte die Hirtin mich fangen
In's kleine Gitterhaus;
Da sehnte mein Verlangen
Sich nimmer wieder heraus.

Nur flög' ich, mit lautem Frohlocken,
In Ida's Kreis gebannt,
Von ihren blonden Locken
Auf ihre winkende Hand.

Und wieder, so oft sie es wollte,
Mit ihr wohl aus und ein:
Die schöne Hirtin sollte
Ganz meine Herrscherin sein."

Ida schildert die Gluth, die über ihr Gesicht bei'm Anblicke des Geliebten schießt, in folgenden Versen:

„Seht, ihr Blumen, seht!
Blüht nicht mein Gesicht
Wie ein Liljenbeet
Unter Rosenlicht?"

Daß es gegen den Schmerz, von der Geliebten getrennt zu sein, kein Linderungsmittel giebt, erprobte Alexis an der Wunde seines Innern.

„Wer, was er liebt, vermißt,
Dem bringen Zeit und Stunde Qualen,
Für die in allen unsern Thalen
Kein Kraut gewachsen ist."

Doch daß die Liebesgeschichte von Alexis und Ida glücklich endet, können wir aus dem jubelnden Chorgesange entnehmen:

„Es ist doch köstlich, geboren zu sein!"

Auch in „Aennchen und Robert oder der singende Baum", den man einen Roman in Liedern nennen könnte, gelangen die Gefühle der Liebe, sowie alle aus ihr entspringenden und sie begleitenden Empfindungen, zum Ausdrucke, und zwar zuweilen recht glücklich und ansprechend. Wie der erblühenden Jungfrau das magische Gefühl der Liebe selbst in's Reich der Träume folgt, wird in folgender Strophe geschildert:

„Nun führte mich der Jüngling fort
An einen wunderbaren Ort,
Zu einem schönen Baum,
Der fort und fort, wie Saitenklang:
„Ich bin der Baum der Liebe" sang.
O sage, wer deutet mir diesen Traum?"

Das Erwachen der Liebe schildert Aennchen dann noch an einer andern Stelle, die nicht ohne musikalischen Wohllaut ist.

„Die Taube wird laut,
Wenn's morgendlich graut:
Was girrt sie so leise, so linde?
Was klagt sie dem flatternden Winde?
Die liebende Seele versteht den Laut."

Wie für Aennchen, nachdem der Liebesfrühling in ihrer Brust erwacht ist, der Frühling in der Natur eine ganz andere Bedeutung gewinnt, spricht sie in folgenden Versen aus:

„Ich weiß, was der Frühling bedeutet:
Zum Liebesfest schmückt sich der Hain;
Die liebliche Schneeglocke läutet
Ganz leise das Wonnefest ein."

Die Seligkeit, von dem Geliebten bei ihrem Vornamen genannt zu werden, schildert Aennchen mit reizender Naivetät:

„Der Name, wenn Robert ihn nennet,
Dann klingt er, wie Liedergetön:
Das macht, daß die Wange mir brennet;
Dann, freilich, dann bin ich wohl schön."

Robert, von der Liebe in's Herz und in's Gehirn getroffen, malt diesen Zustand ebenfalls mit glücklicher Anschaulichkeit:

„Sie sah sich um: ich war wie trunken;
Ihr Auge, so freundlich, ein sanftes Gestirn;
Doch warf es einen heißen Funken,
Der flog mir, ich glaube, gerad' in's Gehirn."

Wie kein Mann den Netzen der Liebe entrinnt, und wie auch der Wildeste ihr Tribut zahlen muß, schildert Robert launig in folgenden Versen:

„Er lebte wild und frei
Nur in der Lust der Jagd;
Wie schön ein Mädchen sei,
Deß hatt' er wenig Acht.

Er drückte, nach wie vor,
Geschickt und vielgewandt,
Sein liebes Feuerrohr,
Und keine liebe Hand.

So ging es lange noch;
Und seht! ein Mädchen kam!
Das macht' ihn endlich doch,
Wie einen Vogel, zahm."

Daß ohne die Liebe das drangvolle Dasein nicht zu ertragen sein würde, sagt der Chor, mit welchem „Aennchen und Robert" schließt. Dieser Schlußchor lautet:

„Die Sünde schuf Mängel,
Das Eden verschwand:
Da flohen die Engel
Das irdische Land.
Daß Einer uns bliebe:
So hielt noch, zum Glück,
Der Engel der Liebe
Die Liebe zurück."

Wie wir in dem folgenden Capitel einige Verse aus der Urania anführen werden, die viele Jahre hindurch in Deutschland auf Tausenden von Lippen wohnten, so gab es auch ein kürzeres Gedicht Tiedge's, das, den Trennungsschmerz zweier Liebenden ausdrückend und geschickt in Musik gesetzt, von Unzähligen zum Clavier und zur Guitarre gesungen wurde. Noch jetzt wird manchem alten Knaben eine Thräne die Wange hinunterrollen, wenn er, der schönen Zeit der ersten Liebe gedenkend, mit klangloser Stimme die Verse vor sich hinsummt, die einst der Jüngling bei'm Scheiden im schmelzenden Tenore sang:

„Schöne Minka, ich muß scheiden! —
Ach! du fühlest nicht das Leiden,
Fern auf freudelosen Haiden,
Fern zu sein von dir!
Finster wird der Tag mir scheinen,
Einsam werd' ich stehn und weinen,
Auf den Bergen, in den Hainen
Ruf' ich, Minka, dir!"

Und ebenso wird mit wehmüthiger, in Thränen bebender Stimme die Matrone, oder einsam gebliebene Jungfrau, die Strophe singen, die sie mit lieblichem Soprane im Lenze ihres Lebens sang, wenn sie dem, Abschied winkenden Geliebten nachrief:

„Du, mein Olis, mich verlassen?
Meine Wange wird erblassen,
Alle Freuden werd' ich hassen,
Die sich freundlich nah'n!
Ach! den Nächten und den Tagen
Werd' ich meinen Kummer klagen,
Alle Lüfte werd' ich fragen,
Ob sie Olis sah'n!"

So ist Tiedge nicht blos den ernsten Gemüthern, die sich mit Gott und Unsterblichkeit beschäftigten, durch seine Urania nahe getreten, sondern auch seine in Musik gesetzten Liebeslieder machten unzählige Herzen höher klopfen, ließen unzählige Augen voll süßer Lust erglühen, oder füllten sie mit dem Naß der Wehmuth beim bangen Scheiden.

Wenn wir Tiedge bisher in seinem Verhältnisse zur Gottheit und zur Frauenwelt betrachtet haben, so sehen wir ihn jetzt darauf an, wie er zu seinem Vaterlande stand, dessen drangvollste und schmählichste Periode er ja miterlebte. Und da haben wir uns zu freuen, daß er den Fall seines Vaterlandes tief betrauerte, daß er dessen Erhebung jubelnd mit-

feierte. In Bezug auf kühles Verhalten gegen die würdige oder unwürdige Gestalt des Gesammtvaterlandes steht Goethe unter den deutschen Dichtern zum Glücke ganz vereinzelt. Da die staatliche Macht Deutschland's doch vor allem Napoleon Schuld zu geben war, so entbrannte Tiedge gegen den Kaiser der Franzosen von jenem glühenden Hasse, der während der Jahre von 1806—1814 die Brust aller würdigen Enkel Hermann's durchloderte. War Tiedge's Arm auch nicht kräftig genug, um von seiner Armbrust durchbohrende Pfeile absenden zu können; war sein Sinn auch zu milde, um über ein giftiges Schmähwort zu gebieten, so traf er doch den Bedränger seines Volkes so schwer, wie er es irgend vermochte. In einer längern poetischen Epistel, niedergeschrieben auf dem Schlosse zu Nachod den 14. Januar 1814, fährt er, nach der Schilderung eines heftigen Sturmes, der die ganze Nacht hindurch getobt und sich dann plötzlich auf und davon gemacht habe, folgendermaßen fort:

„Dann schleicht er, wie Napoleon,
Bei Nacht und Nebel sich davon,
Spricht noch zuletzt ein großes Wort
Von Sieg — und ist auf einmal fort."

In dem Gedichte: „Revolution der Thiere", vergleicht Tiedge Napoleon mit einem Tiger.

„Und in den wilden Bürgerstürmen
Schwingt sich ein kleiner Tiger auf,
Und bringt, als Held den Staat zu schirmen,
Den Thieren sich als Schutzherr auf."

Daß Napoleon sich zum Kaiser der Franzosen und nicht zum Kaiser von Frankreich erklärte, darauf stichelt Tiedge in folgenden Versen:

„Der Tiger schleicht nun leis' und leiser,
Nachdem er Widerstand erfährt,
Bis er sich öffentlich zum Kaiser
Der Thiere, nicht des Reichs, erklärt."

Ueber den Titel eines „Kaisers der Franzosen" spottet Tiedge noch an einer andern Stelle desselben Gedichts:

„Er will nur Herr der Thiere heißen,
Und, wie der Titel schon verspricht,
Wird er die Thiere nur zerreißen,
Allein das Reich der Thiere nicht."

Dann wird Napoleon allerdings wieder in menschlicher Gestalt, aber doch sehr wenig vortheilhaft, so geschildert:

„Da saß er, gleich dem finstern Höllenfürsten;
Auf seiner Stirn der düstre Würgerzug,
Auf seinen Lippen, die nach Blute dürsten,
Der freche Hohn, die Lüge, der Betrug!"

In dem Gedichte „Borussia" bezeichnet Tiedge den Kaiser der Franzosen als „Gaukler", der, „Gott verhöhnend," sich frech „vergöttern" lasse.

Auch über Napoleon's Macchiavellismus gegenüber Spanien ereifert sich Tiedge in folgenden Versen:

„Keine Großthat kam von dem Verheerer,
Der mit Menschen, wie mit Würfeln, spielt!
Ist es groß, wenn er den Celtiberer
Schlau verlockt, und dann die Kron' ihm stiehlt?"

Daß Napoleon den europäischen Raub mit seinen Verwandten theilte, nachdem er die republikanischen Wölfe zahm gemacht hatte, besagen folgende Verse:

„Die Wölfe durften ihn vergöttern
Nur rauben nicht aus eig'nem Drang;
Der Raub war sein, den er mit Vettern
Und Basen gnädiglich verschlang."

Wie die Franzosen unter Napoleon gänzlich das Recht verloren hatten, sich in der Versammlung der Volksvertreter frei und nach bestem Gewissen auszusprechen, hierüber giebt uns Tiedge in einer Fabel die deutlichste Auskunft. Er erzählt:

„Der große Thiersultan hielt Landestag — das heißt:
Es müssen sich dem Thron die Landesstände nahen,
Um, was der Herrscher will, verstummend zu bejahen."

Ueber das Schweifwedelnde der ehemaligen Freiheitshelden spottet Tiedge in folgenden Versen:

„Doch wer vor dem Gebot sultanischer Entwürfe
Zuerst sich neigen und verstummen dürfe,
Darüber sprach man fast republikanisch dreist,
Mit freiem Untersuchungsgeist."

Auch in einer Anmerkung zu seinem Gedichte: Ruthenia, hängt Tiedge dem verhaßten Franzosenkaiser eins an und wird so beißend, wie es einer im Ganzen lammherzigen Natur nur irgend möglich ist. Er erzählt nämlich, daß der Lieblingsheld Karl's des Kühnen Hannibal gewesen sei, und daß der Burgunder sich den Carthaginienser zum Muster genommen habe. Nach der großen Niederlage von Granson nun, die der stolze Herzog durch das von ihm verachtete Bauernvolk erlitten, sei Karl dem Kühnen von seinem Hofnarrn zugerufen worden: „Die Schweizer haben uns gut behannibalt." Da nun Napoleon I. sich bei seinem Feldzuge gegen Rußland gern mit Alexander dem Großen verglichen habe, so könne man ihm, nachdem er ebenso schmählich zurück-

gejagt worden sei, als Karl der Kühne, mit demselben Rechte zurufen: „Ach, Kaiser, die Russen haben uns einmal bealexandert!“ Napoleon I. war nun gerade nicht langmüthig in Bezug auf Anhören von unangenehmen Dingen. Er hätte dem Witzlinge entweder die Ohren halb abgerissen oder ihn todtschießen lassen.

Wenn Tiedge von Zorn gegen Napoleon erglühte, weil dieser Deutschland knechtete, so erfüllte ihn Verachtung gegen die Fürsten, die sich vor dem mächtigen Kaiser im Staube bückten. Er sprach diese Gesinnung unverhohlen aus und bewährte sich hierin als echter Dichter. Der Dichter muß ja, gleich dem Propheten, seine Stimme erheben, wenn feiger Knechtssinn die Sprache verloren hat. Als im achtzehnten Jahrhunderte die deutschen Duodezfürsten bei einzelnen leuchtenden Ausnahmen meist als persische Satrapen regierten, ihre Länder aussogen, ja, ihre Landeskinder verkauften, um herrliche Schlösser zu bauen und ihre Buhlerinnen mit Diamanten zu überfäen; als sie, durch keine Volksvertreter beschränkt und durch keine tadelnde Presse beschämt, allen Lüsten den Zügel schießen ließen, da haben die Dichter, ihrer hohen und edlen Sendung eingedenk, der zum Schweigen verdammten Menge ihre tönende Stimme geliehen und die Laster der Hohen für alle Ewigkeit gebrandmarkt. So hat ja Schiller den schändlichen Unterthanenverkauf von Seiten deutscher Fürsten in seiner „Kabale und Liebe“ an den Pranger gestellt. Und ähnlich verfuhren die minder berühmten Dichter nach dem Maße der ihnen gewordenen Kraft. Auch Tiedge hat es an sich nicht fehlen lassen. Wiederholt legt er den Volksregierern ihre Pflichten an's Herz; unermüdlich geißelt er ihr gegentheiliges Verhalten. In der Elegie auf dem Schlachtfelde bei Kunersdorf fragte er, nachdem er die bluti-

gen, das Herz zerreißenden Scenen eines Schlachtfeldes geschildert, die Fürsten mit strafender Miene:

„Ist es denn so reizend, sich mit Trümmern
In die Weltgeschichte einzubau'n?"

Die Dichter des achtzehnten Jahrhunderts, weil sie so viel Unwürdiges von Seiten der Hohen mitansehen mußten, sind theilweise allzu sehr Schwarzmaler geworden, so daß, wenn wir nur aus ihren Schilderungen die damalige Welt zeichnen wollten, wir eine Fortsetzung der Dante'schen Hölle schreiben könnten. Auch aus den einzelnen Stellen der Tiedge'schen Gedichte, die sich mit den Fürsten seiner Zeit beschäftigen, lernen wir sie nicht gerade lieben. In seinem Gedichte: Die Mausoleen, kommt eine Stelle vor, nach der man glauben sollte, die Fürsten hätten bei Lebzeiten nie zu Gott gebetet. Die von uns in's Auge gefaßte Stelle lautet:

„Diese kalten Hände, fromm gefaltet,
Haben ein Mal doch zu Gott gefleht!"

Wie armselig sich manche Fürsten ausnehmen würden, wenn man sie und ihr Treiben beleuchten dürfte, sagt Tiedge in folgenden Versen:

„Die Wahrheit darf nicht wagen,
Mit freiem Blick zu sehn,
Was vor dem armen Volke
Die Schleierkunst versteckt,
Was hinter mancher Wolke
Für eine Gottheit steckt."

Das „Quidquid delirant reges etc.", von dem jugendlichen Seume nicht übel so übersetzt: „Wenn die Fürsten sich

raufen, müssen die Völker Haare lassen," ward von Tiedge in etwas breiter, aber nicht unebener Weise so wiedergegeben:

„Da nehmen, wild und brausend,
Wie Stürme, zehnmal tausend
An einem Streite Theil,
Am den sie sich nicht kümmern!
Sie rauben, sie zertrümmern
Das stille Lebensheil
Vom Pallast bis zum Schatten
Der kleinsten Hütte — weil
Zwei Fürsten Launen hatten;
Oft auch, weil's Einen quält,
Daß eine helle Streife
Des Prunkes ihm noch fehlt
Im bunten Titelschweife.
Doch ist das Volk geneigt,
Sein eignes Blut zu hassen?
Das Volk — versteht sich — schweigt;
Und aufgestürmt verlassen
Den friedlichen Genuß
Des Lebens ganze Haufen!
Der arme Pflüger muß
Von seinem Pfluge laufen,
Von seinen Lieben fort,
Um schnell mit Wehr und Waffen,
Weit in der Ferne dort,
Sich Feinde zu verschaffen."

Tiedge geißelt dann ferner die Fürsten in folgenden Versen:

„An diesem Säulenthor
Hält schreckliche Gesichte
Den Fürsten die Geschichte
Verschwundner Tage vor!
Sie predigt Prophezeihung
Dem thörichten Geschlecht,
Wie grausam die Entweihung
Der Menschlichkeit sich rächt."

Daß die Fürsten sich bisher um das Wohl ihrer Völker gar wenig gekümmert, besagt folgende wehmuthsvolle Frage:

„Ach, könnten nicht die Fürsten,
Nach manchem Wehe, nun
Ein Mal auch danach dürsten,
Den Völkern wohl zu thun?"

Hat Tiedge bisher gezeigt, daß die Fürsten hinter ihrer Aufgabe weit zurückblieben, so entwickelt er in dem Folgenden, wie sie beschaffen sein müssen, um allen Ansprüchen zu genügen.

„Sie sollten Gottes Rechte
Zu Lohn und Strafe sein,
Und nimmer dem Geschlechte
Der feilen Schmeichelknechte
Die Lügenkunst verzeihn,
Und streng den Frevel rügen,
Der, hart und schwer verklagt,
Noch immerdar es wagt,
Zu Göttern sie zu lügen!

Sie sollten Götter sein,
Mit Kraft und Licht zu schalten;
Sie sollten Menschen sein,
Mit Mild' und Recht zu walten!
Ihr Amt umfaßt den Schwur,
Hochmenschlich zu beglücken!
Ja, Menschenhoheit nur
Soll Fürstenhoheit schmücken!"

Ueber das knechtische Verhalten der deutschen Fürsten gegenüber dem französischen Machthaber ergeht sich Tiedge in höhnenden Versen. So ruft er in seinem, „Das Vaterland" betitelten Gedichte, das zur Zeit des Rheinbundes entstand, unwillig aus:

„Und unsre deutschen Fürsten knie'n!"

In dem Gedichte: Borussia, heißt es, nach einer sehr ungünstigen Schilderung Napoleon's I., von den vor ihm sich demüthigenden Zaunkönigen:

„Sein stummer Pomp ein Chor entehrter Fürsten."

An einer andern Stelle klagt Tiedge:

„Deine Fürsten, Deine Herrscher dienen
Dem Tyrannenstolz um Knechteslohn;
Für entrißne Würden reicht er ihnen,
Mit dem eitlen Purpur, seinen Hohn.

Durfte Nacht des Wahns sie so umfassen,
Daß den Trug ihr Auge nie durchschaut?
Daß sie gute Völker schlachten lassen,
Wo er seine Blutaltäre baut?"

Daß die von Napoleon geschaffenen Könige für Deutschland verhängnißvoll geworden, erkannte Tiedge sehr richtig.

„Seit Du Kronen siehst in Deinen Grenzen,
Trägst Du, Deutschland, keine Krone mehr."

Wenn Tiedge in der obigen Schilderung den Fürsten besonders grollt, weil sie sich gegen Deutschland versündigten, so zeigen seine jetzt folgenden Aussprüche, daß er überhaupt keine günstige Meinung von ihnen hegte. So wirft er ihnen vor, daß sie keine Freunde haben.

„Nur Fürsten finden selten Freunde,
Wie Heinrich einen Sülly fand."

Doch ist dieser Vorwurf, der überdies den größten Theil des Menschengeschlechts trifft, sehr milde gegen eine

andere Anschuldigung, die von einer so fürstenfeindlichen Stimmung Kunde giebt, daß ein Conventsmitglied sich hätte zu ihr bekennen können. Sie lautet:

„Braucht es mehr, um Dir ein Grau'n
Vor dem Wesen einzuflößen,
Welches dort die Großen bau'n?
Und was sind denn ihre Größen?
Kartengrößen im Vertrau'n!
Die gilt viel, und jene wenig,
Wie die Färbung es gebot;
Etwas Blau und Gelb und Roth
Macht den Buben und den König.
Alles prunkendes Geräusch,
Großer Kampf um Kleinigkeiten,
Wenig Sinn und viel Geräusch,
Und im Grunde — Albernheiten!
Selbst das große Länderspiel,
Dieser Wettlauf ohne Ziel,
Ist ein Spiel — mit Grausamkeiten."

Auch die Herrschsucht der Großen und ihre leere Vielthuerei wird von Tiedge durch die Hechel gezogen.

„Die Herrscher auf Erden,
Die mögen so gern
Noch herrschender werden.
Wir lassen die Herrn!
Sie finden Beschwerden,
Und suchen die Lust;
Wir trotzen Beschwerden,
Und finden die Lust.

Sie haben wohl Länder
Und Raum sich zu freu'n;
Sie können Gewänder
Mit Sternen bestreu'n;

Sie schmausen, sie jagen;
Doch mögen sie nicht
Ein Wölkchen verjagen
Vom finstern Gesicht."

Haßte Tiedge Napoleon, weil dieser Deutschland unter sein Joch beugte; verachtete er die deutschen Fürsten, weil sie sich zu Vasallen des Franzosenkaisers erniedrigten, so liebte er innig sein Volk trotz seiner Knechtsgestalt, weil er den schlummernden Löwen ahnte und den Geringen nicht Schuld gab, was die Vornehmen versündigt hatten. Wie hoch Tiedge das deutsche Volk stellte, geht daraus hervor, daß er es „das Volk der Edelthaten" nannte. Deshalb beklagte er es auf's Schmerzlichste, daß ein solches Volk in Knechtsgestalt einhergehe. Freilich durfte er seine Klagen nur in die Brust von Freunden ausströmen, da überall französische Spione umherschlichen. Ueber das Sclavenloos der damaligen Deutschen seufzt Tiedge in folgender Strophe:

„Wir dürfen weinend an die Brust nur schlagen,
Wenn sich in ihr das deutsche Blut empört;
Wir dürfen nur verseufzen unsre Klagen,
Daß sie des Lauschers Ohr nicht hört!"

Tiedge weist auf das gefesselte Deutschland mit folgenden Worten hin:

„Seht die Gestalt, mit Fesseln an der Hand,
Da liegend, wie ein Opferthier gebunden,
Aus dem schon halb das Leben weggeschwunden:
Das ist, entsetzt euch! euer Vaterland!"

Dann läßt er in einem andern Gedichte die kräftige Mahnung vernehmen:

„Ihr Männer, haltet fest zusammen!
Ihr Völker, werdet Feuerflammen,
Und stürzt verzehrend auf den Feind!"

Tiedge ruft seinem Volke zur Zeit von dessen tiefstem Falle zu:

„Ihr traget Ketten; nur verdient sie nicht!"

Wenn Tiedge all' der Schmach gedenkt, die durch Napoleon und die Franzosen über Deutschland gekommen, so hält er den Haß, ein seiner milden Brust sonst fremdes Gefühl, für berechtigt, und er winkt ihm deshalb heranzukommen.

„Nimm Flügel, Haß, und fühle dich geweiht,
Den kühnen Würger in den Staub zu strecken!
Dein Nam' ist rein, er heißt Gerechtigkeit.
Brich auf mein Volk, die Völker aufzuwecken!
Ihr deutschen Völker, wischt den schwarzen Flecken
Hinweg vom hehren Angesicht der Zeit!
Der Frevel hat die Schande ausgebrütet;
Sie fliegt ihm nach, und höhnt ihn, wo er wüthet!"

Der Rhein, von fast jedem deutschen Dichter besungen, weil dieser Fluß wegen seiner Schönheit und seines von dem Gallier so oft erstrebten Besitzes dem Germanen zweifach an's Herz gewachsen ist, wird auch von Tiedge in folgendem Verse erwähnt:

„Er brause wieder frei durch's freie Vaterland!"

Wie Tiedge das große deutsche Vaterland liebte, so ganz besonders sein engeres: Preußen. Und es sollte sich in der ruhmreichen Erhebung aus anscheinender Vernichtung dieser Liebe vollkommen würdig erweisen. In seinem Gedichte „Borussia", das den aufrichtenden Tagen des Jahres 1813

seine Entstehung verdankt, besingt Tiedge zuerst die sich anscheinend vollziehende Wiedervereinigung der deutschen Stämme:

„Was glänzt mich an von meinem deutschen Hügel?
Was säuselt, wie entzückt, der Eichenwald?
Was trägt die Luft, die tönend wiederhallt,
Von Flur zu Flur auf ihrem freien Flügel?
Ein Völkerfest verherrlicht meinen Hügel;
Ein Völkerfest, das durch die Gauen schallt,
Ruft Alle, die von deutschen Vätern stammen,
Zum heil'gen Bund für Kampf und Sieg zusammen!"

Dann feiert Tiedge verdientermaßen die Preußen, seine engern Landsleute.

„Vor allen tritt ein deutsches Volk hervor,
Das wir am Geist der alten Kraft erkennen,
Ein Volk, das im Verlust nicht sich verlor,
Im Niederdruck nicht niedersank! — Ihr Brennen,
Ihr hebt die Stirn so heldenkühn empor,
Ihr sollt, ihr dürft ein Heldenvolk euch nennen!
Die Nacht, aus der ein neuer Tag erwacht —
O segnet sie! Gott war in dieser Nacht."

In dem Siegesliede, das Tiedge den 31. December 1813 dichtete, wird Preußen verdientermaßen auf's Neue verherrlicht.

„Heil dir, mein Lied! es glänzt an deinen Flügeln
Der Stolz Borussia's, der sich zurück gewann.
Verkünd' ihn, mein Gesang, verkünd' ihn fernen Hügeln!
Ja, stolz sein darf ein Volk — bescheiden sei der Mann!"

Die Preußen werden von Tiedge noch an einer dritten Stelle vor den übrigen Deutschen gefeiert.

„Und du, mein Volk, vor Allen hoch erkoren,
Dein Nam' ist Kraft, Borussia!"

Das Herz Tiedge's war, wie die schon angeführten Stellen den fast überflüssigen Beweis liefern, weit genug, um Germania neben Borussia zu umfassen. Ueber die Grenzen der einzelnen deutschen Länder schritten ja die großherzigen deutschen Dichter, Palmenzweige in der Hand tragend und begeisterte Lieder singend, von jeher hinüber, verkündend den künstlich und arglistig getrennten Brüdern die Herrlichkeit eines geeinten Vaterlandes.

Wie Körner den Sieg von Aspern in dem für einen Jüngling bewundernswürdigen Gedichte besang, das mit den Versen beginnt:

„Schlachtfeld, wo der Todesengel würgte,
Wo der Deutsche seine Kraft verbürgte,
Heil'ger Boden, dich grüßt mein Gesang!"

so fand auch Tiedge für die trostreiche Gewißheit, daß der anscheinend Unbesiegliche doch besiegt werden könne, Töne des Jubels und der Begeisterung. Sein „An die Deutschen" überschriebenes Gedicht verkündet freudige Hoffnung und die Zuversicht besserer Tage. Es ist ein feierliches Versmaß, das Tiedge zur Feier einer so ungewöhnlichen Begebenheit, wie in jenen trüben Tagen ein deutscher Sieg war, gewählt hat, und die erste Strophe hat, wenngleich nicht den Schwung des ähnlichen Körner'schen Gedichts, doch eine tadellose Form und enthält würdige Gedanken. Sie lautet:

„Hört, welch ein Ruf, der mit dem Lerchenschlage
Fernher die blaue Frühlingsluft erfüllt,
Und im Gemüth der nachtverhüllten Klage,

Den Lichtblick neuer Hoffnungen enthüllt!
Verkündet er den festlichsten der Tage?
Den Richttag Gottes, der die Zeit erfüllt?
Es tönet, wie mit lang verhalt'nem Grimme!
Vom Donaustrom herüber schallt die Stimme."

Die zweite Strophe dieses an die Deutschen gerichteten Gesanges ist markvoller in Bezug auf den Gedankengang; was aber die Form betrifft, so muß gerügt werden, daß für die männlichen und weiblichen Reime die umgekehrte Reihefolge der ersten Strophe gewählt wurde, eine Willkür, die den auf dem Parnaß Einheimischen nicht gestattet ist.

Hatte Tiedge auf seiner Leier die entsprechenden Töne für Gott, Liebe und Vaterland, so wußte er auch Dichtern, die ihm in den Hain Apollo's vorangingen, den Lorbeerkranz zu flechten für ihr irdisches Haupt. Wie Goethe dem großen Freunde, dessen Wange von jener „Jugend glühte, die uns nie verfliegt," in wundervollen Versen einen Nachruf widmete, so verherrlichte Tiedge in seiner Elegie auf dem Schlachtfelde bei Kunersdorf den dort gefallenen Sänger des Frühlings. Doch ist die Stelle:

„Aber still! was flimmert durch die Zweige,
Wie ein weißer, schleierheller Geist?
Jeder rohe Laut der Wildniß schweige!
Diese Stell' ist heilig! hier fiel Kleist,"

lange nicht so an's Herz greifend, wie ein ähnlicher Ausruf Mahlmann's auf dem Kirchhofe zu Ottensen, als er das Grab des Messiassängers erkennt.

„O ewig heil'ge Stelle,
Dies Grab ist meines Klopstock's Grab!"

Auch die andern Stellen derselben Elegie, in denen Kleist gefeiert wird, sind nicht gerade schwungvoll. Dahingegen bieten die dem Andenken Körner's gewidmeten Sonette viel Schönes. Freilich sind sie nicht tadelfrei im Versmaße, wie denn überhaupt die Dichter des achtzehnten Jahrhunderts gegen die mit Unrecht „Epigonen" betitelten Musenjünger unsrer Tage in Bezug auf classische Reinheit der Form bedeutend zurückstehen. Indeß haben folgende Tiedge'schen Verse viel Inniges und einen wehmüthigen Reiz:

„Wo habt ihr meinen Jüngling hin begraben?
Bezeichnet mir zu seiner Gruft den Pfad!
Er schlaf' im Nachglanz seiner Liedergaben,
Im Nachglanz seiner schönsten Heldenthat!"

Das letzte der vier, dem Dichterhelden geweihten Sonette erscheint uns als das gelungenste; in Bezug auf die Form ist es allerdings auch nicht ganz tadelfrei. Indeß hat es Wohllaut und edle, schwungvolle Gedanken. Wir theilen es deshalb vollständig mit, überzeugt, daß es den Weg finden wird zu jedem gefühlvollen Herzen.

„Da schlummert denn der Zögling der Kamönen!
Vergiß ihn nicht, mein deutsches Vaterland!
Die Krone, die sein Jugendhaupt umwand,
Kann nicht mehr ihn, nur seine Urne, krönen.

Du Hirtin, fragst nach seinen Liedertönen?
Sein Geist ist mit uns, seine Hülle schwand.
Und ihr, ihr Edleren von Deutschland's Söhnen,
Hier schwört auch fester an das Vaterland!

Im heiligen Kampf der Rettung hat vor Allen
Den Weg zum Ziel er sich zuerst gebahnt.
Bei seiner Urne fühlt, was er geahnt!

So feiert ihn, indeß aus nahen Hallen
Der Laubgewölb' ein Chor von Nachtigallen
An seine lieblichen Gesänge mahnt."

Wie der Tod des Jünglings Körner poetischer war, als das Ableben des Mannes Herder, so sind die von Tiedge dem ersteren geweihten Strophen auch schwungvoller, als die Verse, die er dem letztern widmete. Indeß ist das vielseitige, anregende Wesen Herder's glücklich in folgenden Versen zum Ausdruck gebracht:

„Ihm öffnete die Urwelt ihre Siegel,
Wo er der Menschheit frühe Spur belauscht,
Er faßt' ihr Bild und warf es in den Spiegel
Des Zeitenstroms, der seinen Namen rauscht."

Bringt es der sanfte und harmlose Tiedge im Allgemeinen nicht zum Witz und zur Satyre, so bricht doch hier und da, wenngleich selten, der Spott bei ihm hervor. So in dem Sinngedichte auf einen deutschen Landtag. Freilich machten die deutschen Landtage zu Tiedge's Zeit es einem schwer, keine Satyre zu schreiben. Das Sinngedicht ist überschrieben „Der lange Tag" und lautet:

„Bei langen Tagen wird es schnell,
Bleibt auch bekanntlich lange hell;
Bei unserm Landtag ist die Frage:
Wann wird es endlich hell in diesem langen Tage?"

Auch in der „Orakelglocke" zeigt Tiedge etwas wie Laune. Hier ist ganz artig die unbezwingliche Neigung der Frauen zum Heirathen geschildert. Wir sehen das Bauermädchen Brigitte, die den Herrn Pfarrer um Rath gefragt, ob sie des Nachbarn Sohn zum Manne nehmen solle, oder nicht, auf

das Geheiß des launigen Prälaten am Morgen vor's Dorf sich auf den Obstberg begeben und ängstlich auf das Geläute zur Kirche horchen. Der Pfarrer hat ihr nämlich gesagt, daß, wenn sie einsam dastehe und andächtig zuhöre, so werde in dem Frühgeläute es deutlich zu ihr schallen: „Nimm ihn! nimm ihn!" oder „Nimm ihn nicht!" Brigitte lauscht demnach in ängstlicher Spannung; doch hat der schlaue Herr Pfarrer die Beschaffenheit ihres Gehörganges ohne weitere Untersuchung auf's Richtigste getroffen.

„So hofft und harrt die bange Schöne.
Doch endlich — horche: bim bim bim: —
Ja, ja, das ist das lang erwartete Getöne! —
Ganz deutlich klingt es: „Nimm ihn, nimm!"

Auch in dem Gedichte: Die Echo, gelingt dem harmlosen Tiedge, ein ganz klein wenig witzig zu sein. Er läßt nämlich die Echo zur Strafe, daß sie das Geheimniß der Liebe verrathen, ihre holde Einsamkeit einbüßen und in Zeitungen und Wochenschriften ein wüstes und verlogenes Dasein verbringen.

„Betrug muß sie zur Weisheit klügeln;
Der Tollsinn wird durch sie ein Held;
So fliegt sie denn mit grauen Flügeln
Von Tagesblättern durch die Welt."

Wenn aus Werken berühmter Schriftsteller, die noch eng zusammenhängen mit dem geistigen Leben der Gegenwart, in sogenannten „Lichtstrahlen" das Ansprechendste und Glänzendste herausgezogen und dadurch vielleicht verhindert ward, daß das Ganze zur verdienten Kenntniß gelangte, so meinten wir, daß hier, wo Tiedge an der Seite seiner herrlichen Freundin

in würdigster Gestalt auftritt, es unsere Pflicht war, aus seinen Gedichten dasjenige selbstredend auftreten zu lassen, was noch den Ansprüchen der Jetztzeit genügt, und was zugleich es einigermaßen erklärlich macht, daß er in den ersten vier Jahrzehnten unsers Jahrhunderts Tausende und aber Tausende zu entzücken vermochte. Er hatte wenigstens für alle reinsten Empfindungen der Menschenbrust ein sanft antwortendes Echo und genügte einem harmloseren Geschlechte, das sich noch nicht unausgesetzt mit der Politik beschäftigte und zu dem noch nicht die kecken Worte einer materialistischen Weltanschauung gedrungen waren.

Tiedge als Mensch.

Der Dichter, selbst ein so objectiver, wie Goethe, giebt in seinen Werken einen Abglanz seiner Natur und seiner Wesenheit. So die Goethe'sche Freude an einem behaglichen Dasein im Egmont. So Schiller's freiheitheischendes Pathos im Marquis Posa. So Lessing's milde und weitherzige Beurtheilung gegenüber jeglichem Dogma im Nathan. Auch Tiedge, obgleich viele Stufen unter jenen drei, ebengenannten, großen Geistern stehend, spiegelt seinen Charakter ab in seinen hinterlassenen Schriften.

Ueber sein Verhältniß zur Gottheit, das ja das erste und vornehmste für jeden Menschen ist, hat Tiedge sich in seiner Urania und an vielen Stellen seiner Gedichte deutlich und ausführlich genug ausgesprochen. Er glaubt fest und unerschütterlich an Gott; er erkennt ganz richtig gekräftigt durch Kantische Philosophie, daß die Tugend ihren Lohn in sich selber hat; er erblickt in der christlichen Religion die geläutertste Verehrung des ewigen, dem schwachen menschlichen Verstande oft unbegreiflichen Weltenlenkers.

Tiedge's fester Christenglaube tönt in folgenden Versen aus:

„Auf! Triumphgesang erschalle!
Ruf' es hin durch Nacht und Grau'n
Unser Vorbild lebt, und Alle
Werden seinen Himmel schau'n!
Triumphire, Christenglaube!
Alle Seelen sind geborgen!
Allen Pilgern hier im Staube,
Allen strahlt ein Ostermorgen!"

Dem Vertrauen zu Gott hat Tiedge ein besonderes Gedicht gewidmet, dessen beide ersten Strophen so lauten:

„Groß ist der Herr! die Berge zittern
Vor seiner Gottesmajestät,
Wenn er in dunkeln Ungewittern,
Der Heilige, vorübergeht;
Doch Liebe strömt aus seiner Hand
In finstern Wolken auf das Land.

Vom Raum, wo sich der Halm entfaltet,
Bis zu der letzten Sonn' hinaus,
Herrscht sein Gesetz; als Vater waltet
Er durch das große Weltenhaus,
Der Leben giebt und Freuden schafft!
Mit Liebe waltet er und Kraft.

Daß Gott dem Menschen dann besonders gnädig sei, wenn er ihm unverständige Wünsche versagt, erklingt aus einer späteren Strophe desselben Gedichts.

„O schwinge dich empor vom Staube,
Verfinstern deine Tage sich!
Zu ihm blick' auf, und bet', und glaube!
Versagend selbst erhört er dich;
Doch nie enthüllt die Ungeduld
Das heil'ge Dunkel seiner Huld!"

Wie alle unsere Wünsche Erfüllung finden, sobald wir nur festen Glaubens an die flüchtigen Tage unsers Erdendaseins die Dauer der Ewigkeit reihen, verkündet Tiedge in folgenden Versen:

„Alles wird erfüllt, mein Lieber;
Und was nicht Erfüllung fand:
Nun, das geht mit uns hinüber!
Drüben ist ja noch ein Land,
Welches — ob wir's auch nicht schauten,
Nie aus unsern Herzen wich;
Mond und Sterne lassen sich
Manches Wort davon verlauten."

Wenn Tiedge sich das Jenseits ausmalte, so hoffte er, dort den voraufgegangenen Freunden wieder zu begegnen.

„Du, Seele Gleim's, nach der ich hier mich sehne,
Vernehm' ich Dich? vernimmst auch Du mich dort?"

Der Dichter zweiten und dritten Ranges begnügt sich mit dem jenseitigen Gefährten von gleicher mittlerer Begabung. Das Genie fliegt dem Genie entgegen. Als Raphael starb, rief er: „Ich werde Dante sehen."

Tiedge, weil er fromm und gläubig war, gehörte deshalb doch keineswegs zu den Frömmlern und Kopfhängern. Seine Frömmigkeit hatte etwas von der gesunden Heiterkeit Luther's Nur war er weniger buchstabengläubig, als der große Reformator. Man darf hierbei nicht vergessen, daß fast drei Jahrhunderte zwischen der Geburt Luthers und Tiedge's liegen, daß man mithin es dem Letztern kaum als Verdienst anrechnen kann, wenn er sich von dem starren mittelalterlichen Dogmatismus viel freier gemacht hatte, als der herrliche religiöse Streiter, der mit der umstrickenden Schlange der

Orthodoxie (wir verstehen hierunter die auf den Staat sich stützende und mit den Scheiterhaufen in warmer Freundschaft lebende Hierarchie) so rühmlich rang und theilweise siegte. Tiedge war demnach, wie aus dem Vergleiche mit Luther erhellt, von einer heitern und freien Religiosität. In Bezug auf den Gottesdienst hielt er die Kirchen zur Erbauung nicht für durchaus erforderlich, sondern meinte, daß der Tempel der Natur zur innern Sammlung ebenso geeignet sei. Er sang:

„Aber tief im stillern Hain,
Angeweht von Gottes Schauern,
Würd' ich einen Tempel weih'n,
Und darin, mit mir allein,
Beten oder trauern."

Daß Licht, Liebe und Frieden die Worte waren, die Tiedge auf sein Lebenspanier geschrieben hatte, erhellt aus den Strophen eines Gedichts, das er an die Wahrheit richtete, und die so lauten:

„Tochter Gottes! Licht und Friede,
Huld und Menschlichkeit sind dein.
Wer von dir die Liebe schiede
Risse deinen Altar ein.

Himmlisch bist du, wie die Güte,
Wenn sie Liebesworte spricht;
Aufgeschlossen, wie die Blüte;
Sanft erquickend, wie das Licht.

Strahl' aus deiner lichten Sphäre
Deines Himmels Wiederschein!
Menschenseelen sind Altäre,
Die sich deiner Gottheit weih'n,"

Tiedge war überhaupt kein Duckmäuser und nicht im Mindesten sauertöpfisch, sondern mochte das Dasein froh genießen. Dies bekennt er in drei Strophen eines Gedichts, das er „Lebenslied" überschrieb.

„Mag die Weisheit immer
Unsre Mahle weih'n;
Aber laßt uns nimmer
Zu vernünftig sein!
Zu viel Weisheit machte
Manchen kalten Tropf;
Doch kein Froher lachte
Sich um Herz und Kopf.

Laßt die Grübler denken,
Und sich laut entzwei'n!
Heitres Leben schenken
Grazien uns ein.
Nehmt die Freudenschale,
Eh' die Sonne sinkt,
Die zum Lebensmahle
Frohe Gäste winkt!

Trinkt in langen Zügen!
Kurz währt alles Ding.
Haschet das Vergnügen,
Diesen Schmetterling,
Der sich auf den Blüten
Unsers Lebens wiegt!
Keiner mag ihn hüten;
Hascht ihn, er entfliegt."

Auch aus Tiedge's „Ständchen" klingt sein Frohsinn heraus:

„Es ist ja das Leben ein liebliches Spiel;
Wir spielen nicht lange; d'rum spielen wir viel."

Daß Tiedge kein Verächter des Weins war und gern in einem Kreise fröhlicher Zecher verweilte, erhellt aus folgenden Versen:

„Pflanzt die Gläser auf den Tisch!
Trinkt die schwarzen Sorgen nieder!
Windet Kränze! singet Lieder!
Myrt' und Aster sind noch frisch:
Singet, und dann trinket wieder!

Unsre Pflanzen, groß und klein,
Mögen gern im Regen sprießen,
Gern des milden Thau's genießen;
Nur die Freude läßt allein
Sich mit Rebensaft begießen.

Hier soll Freud' und Friede sein,
Und der Kriegsposaunenbläser
Finde heute keinen Leser!
Jedes Herz sei hell und rein,
Rein und hell wie unsre Gläser!

Laßt im Sturm die wilde Zeit,
Finster wolkig, draußen wogen!
Einen lichten Friedensbogen
Hat die sanfte Fröhlichkeit
Ueber unsern Kreis gezogen."

Das ursprünglich heitere Naturell Tiedge's spiegelt sich auch ab in seinem Gesellschaftsliede. Daß er das „Carpe diem" des Horaz für eine sehr verständige Lebensregel hält, spricht er mit deutlichen Worten so aus:

„Wer mit allem Thun und Sinnen
Immer in die Zukunft starrt,
Wird die Zukunft nicht gewinnen,
Und verliert die Gegenwart.

Und wenn ihr die Zukunft erriethet:
Ihr fändet auch dann eure Qual.
Nehmt an, was das Leben euch bietet,
Und lebet der Freude! Man lebt nur einmal."

Der Chor fällt dann ein:

„O, lebet der Freude! Man lebt nur einmal."

In dem Gedichte: Der Trinker, bekennt Tiedge, daß er mit Grillen und Sorgen nichts zu thun haben mag.

„Sollt ich mich mit Grillen plagen?
Meine Weisheit sei fortan,
Alles in den Wind zu schlagen,
Was den Frohsinn stören kann.

Daß der Frohsinn frei mich finde,
Tragt an einen wüsten Ort,
Tragt, ihr ausgelassnen Winde,
Meine Sorgen mit euch fort!

Sorge heißt die böse Sieben,
Die das liebe Leben quält.
Treu will ich die Flasche lieben,
Bleibt nur sie mir treu vermählt.

Andre mögen Gold erstreben,
Und der Ehre schnöden Sold!
Nichts befleckt so sehr das Leben,
Als der Durst nach Ehr' und Gold!

Komm denn, liebe, volle Flasche,
Die mir immer Frieden gab,
Von der heitern Seele wasche
Jeden solchen Flecken ab!

Nur nach Weine will ich dürsten!
Leben ist ein kurzer Schmaus.
Reichsprälaten, Helden, Fürsten,
Alle, alle lach' ich aus!"

Doch mit dem Gedichte: „Der Trinker", thut sich der lebensfrohe Tiedge nicht genug; er läßt demselben noch ein „Trinklied" folgen, das an das Horazische „Nunc est bibendum" erinnert. Das Trinklied beginnt:

„Weg, ihr eitlen Träume!
Laßt uns fröhlich sein!
In den Bechern schäume
Hell der goldne Wein!
Magst du dann verschwunden,
Gold'nes Alter, sein,
Glänzen goldne Stunden
Nur in unserm Wein!

Geist und Herzensgaben,
Witz und Fröhlichkeit,
Licht und Wahrheit haben
Unsern Bund geweiht.
Feind dem falschen Scheine
Wollen wir denn sein;
Wahrheit ist im Weine!
Darum trinket Wein!

Haben wir getrunken:
Dann erglüht das Hirn,
Und es sprühet Funken
Die verklärte Stirn.
Weg mit falschem Scheine!
Licht soll mit uns sein!
Licht ist in dem Weine:
Darum trinket Wein!"

Daß Tiedge sich nicht die Gegenwart durch Zukunft verderben mochte und in manchen Gedanken sich mit dem indischer Weisheit ergebenen Leopold Schefer berührte, geht aus folgenden Strophen des eben angeführten Trinkliedes hervor:

„Forscht nicht ungeduldig,
Was die Zukunft beut:
Nichts ist sie uns schuldig,
Als ein bloßes Heut'.
Wird das einst erwachen:
Für so manches Fest
Wollen wir draus machen,
Was sich machen läßt!

Fern sei denn die Ferne!
Unser Frohsinn glaubt
An die nächsten Sterne
Ueber unserm Haupt.
Was die andern geben,
Kommt uns unerfleht:
Laßt das Heute leben,
Wie es geht und steht!"

Auch hierin erinnert Tiedge an Leopold Schefer, daß er, reich an den wohlwollendsten Zugeständnissen, selbst den Narren ihr Dasein nicht verkümmern will, überhaupt allen Menschen das Beste gönnt und seinerseits Keinem je ein Haar zu krümmen gedenkt. Diese weitherzige Lebensansicht tritt in folgenden Strophen zu Tage:

„Frisch, wie neu geboren,
Macht uns solcher Wein.
Alles leb'! auch Thoren
Schließen wir mit ein.
Laßt die Narren leben!
Machen sie sich breit:
Immerhin! sie geben
Stoff zur Lustigkeit.

Aber nicht zum Hassen;
Lieber sei hinfort:
Leben, leben lassen,
Unser Losungswort!

Trinket Saft der Reben,
Der die Laun' erhellt!
Leben soll das Leben,
Und die ganze Welt!"

Also „leben und lebenlassen" war der Wahlspruch Tiedge's, keineswegs „Gebete plärren und den Körper kasteien." Sowohl der lautern, wie der stillern Freude ist er zugethan. Er hat deshalb auch nicht verfehlt, die Freude in einem besondern Gedichte zu verherrlichen und sie folgendermaßen zu schildern:

„Sie wandelt gern im Abendlicht.
Die Unschuld ist ihr Herzensglaube;
Ihr Tempel ist die weite Flur,
Der Wald ist ihre Himmelslaube,
Und ihre Gottheit die Natur."

Für Tiedge's Bedürfniß, unter Menschen zu leben und an ihren Freuden und Schmerzen Theil zu nehmen, zeugen folgende Verse:

„Sei hoch beseligt, oder leide;
Das Herz bedarf ein zweites Herz,
Getheilte Freud' ist doppelt Freude,
Getheilter Schmerz ist halber Schmerz."

Diese, im vierten Gesange der Urania vorkommenden Verse waren lange Zeit für Deutschland geflügelte Worte und leben theilweise noch im Munde der Gegenwart.

Indeß machte Tiedge, wie alle Sterblichen, wenn sie weiter schreiten auf der dornigen Lebensbahn, in Bezug auf die Menschen recht traurige Erfahrungen, so daß auch er Augenblicke hatte, wo ihm die Welt schöner erschien, wenn

er in ihr den Nachkommen Adam's nicht begegnete. Das Schiller'sche:

„Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual,"

wird von Tiedge in fragender Form so ausgedrückt:

„Ach! ist die Welt nur schön da, wo der Mensch verschwindet?
Entheiligt er, was rein aus heil'gen Händen kam?"

Nachdem Tiedge zu traurigen Ergebnissen in Bezug auf Menschenwerth gelangte, entsteht in ihm natürlich der Gedanke an Weltflucht.

„Ja, diese Stille wär's, wohin ich weinend flöhe,
Da drückte mir ein Freund die müden Augen zu."

Den Wunsch, von den Menschen wegzukommen, spricht Tiedge wiederholt aus. Kurz und entschieden an folgender Stelle:

„Weg, wo Menschen Menschen drücken!
Weg von diesem Seelenschmerz!"

Selbst den nichts weniger als sentimentalen Friedrich den Großen verdroß zuweilen die Welt. Rief er doch aus: „Ich bin es müde, über Sclaven zu herrschen." War dem eisernen Manne der Anblick widerlich, wie sich die Menschen zu seinem Spielball erniedrigten, so kränkt es empfindungsvolle Naturen daß sie für die weichen Töne ihres Innern in der rauhen Welt kein Echo finden.

Bisweilen sind die durch die Lieblosigkeit der Menschen bewirkten Eindrücke so schmerzliche, daß Tiedge alle Freude am Dasein verliert und den Tod ersehnt. Er ruft aus:

— — — — Genug des Gräuel's hab' ich gesehen,
Unglaubliches gesehn! Ihr Augen, fallet zu!"

Es ist dies nicht grade poetisch ausgedrückt, kennzeichnet aber deutlich einen verzweifelten Seelenzustand. Die Härte der Welt lastete schwer auf der weichen Dichterseele.

Wie gesagt, nach traurigen Erfahrungen mit den Menschen, ersehnt Tiedge das Fernsein von ihnen. In seinem Gedichte an Klamer Schmidt wünscht er, sich das wohlverdiente Lob spendend, wie er im Ganzen „wenig bitte", das was jedem echten Dichter mit seinem reichen Innern genügt, eine „sichere, stille Hütte". Vermöge seines freien Sinnes wäre er gern in das „Land Wilhelm Tell's" gezogen. Dort hätte er sich, „fern vom Gewühl", eine Hütte in der Nähe eines frischsprudelnden Quells gebaut. Er lobt „den kleinsten Alpenwinkel, der einen Hirten nährt und seine Schäferei."

Daß Tiedge ein helles Auge für die Rohheiten hatte, die seine Zeit verunzierten, und daß ihm die unglimpfliche Weise, mit der die Officiere und Junker gegen die Soldaten verfuhren, ein verhaßtes Schauspiel war, beweisen folgende Verse:

„Komm zu den Paradeplätzen,
Wo die Rohheit tobt und schilt,
Um den Rest von Menschheit wild
Aus dem Menschen wegzuhetzen!"

Tiedge's mildes Herz offenbart sich auch in den Ermahnungen, die er an die Fürsten richtet, daß sie das Blut der ihnen anvertrauten Völker schonen und nicht nach thränengetränktem Lorbeer geizen mögen. Er ruft in beschwörendem Tone:

„Verwüster, haltet ein,
Und gönnet doch der Erde
Ein Paradies zu sein!
O, Paradiese schaffen
Ist mehr, als Glück der Waffen!
Euch ward dazu die Kraft,
Ihr hohen Völkerhirten! —
Ein Kranz von heil'gen Myrten
Dem, der das erste schafft!"

Eine von Leidenschaften freie Gemüthsart, die Bereitwilligkeit, Armen und Kranken zu helfen, sowie das Bewußtsein, daß Gott dem Menschen bei solchem Bestreben zur Seite stehe, spricht Tiedge in seinem Gedichte: Lebensgebrauch, folgendermaßen aus:

„Wer den wilden Zorn bezwungen,
Sanft für Recht und Wahrheit spricht;
Wer sein Brod dem Armen bricht,
Wer dem Kranken Linderungen,
Und dem Kummer Trost verschafft:
Ja, mit dem ist Gottes Kraft."

Tiedge war vor allem ein Mann der Freiheit und des Rechts. Er wollte weder Zwang im Staat, noch in der Kirche. Er stand mit seinem Innern und den seinem Innern entströmenden Aussprüchen stets auf Seiten Derjenigen, die durch Ausbreitung lichtheller Ideen Aberglauben und Knechtssinn aus den niedern Schichten des Volkes zu verscheuchen bemüht waren. Daß unterrichtete Männer aus Verkehrtheit oder Berechnung häufig einen entgegengesetzten Weg einschlugen, erfüllte seine Seele mit Unwillen. Gegen den Professor Stahl, der ja eine Umkehr der Wissenschaft predigte, könnten folgende Verse gerichtet sein:

„Aber doch — es muß empören,"
Rief ich zürnend, „so zu seh'n,
Wie sich Wahn und Trug verschwören,
Rückwärts unsern Gang zu dreh'n!" —

In dem Gedichte „Duldung" spricht Tiedge aus, daß alles, was an Beschränkung und religiöse Engherzigkeit heranstreift, ihm ein Gräuel ist. Selbst für den Atheisten verlangt er den ungehemmten Ausdruck seiner Glaubensansicht, oder richtiger seiner Glaubenslosigkeit.

— — — — — Dem seltnen, großen Geist
Erlaubt, ein Gott zu sein, und keinen Gott zu glauben,
Zu leugnen, was er uns beweist."

Aus diesen Versen tritt ganz deutlich Tiedge's Ansicht hervor, daß ein geistvoller Atheist durch das Leuchten seines Genius am Besten für Den zeuge, den er leugnet. So auch David Friedrich Strauß, der bei achtungswerther Aufrichtigkeit und glänzender Geistesschärfe in seiner Schrift: „Der alte und der neue Glaube", zu Denkergebnissen gelangt, die der Seele und dem Gemüthe wehethun.

Die Ueberzeugung, daß nach den ärgsten Volksstürmen zuletzt doch immer wieder die milde Sonne staatlicher Freiheit am Horizonte erscheinen werde, und daß der Gang der Menschheit sich nicht rückwärts drehen lasse, tritt in folgendem Ausspruche zu Tage:

„Mein Gleichniß hat wohl Recht? Laß du den Sturm verweh'n:
Den Gang der Menschheit wird er nimmer rückwärts dreh'n."

Es versteht sich von selbst, daß Tiedge bei echter Menschlichkeit in seinem Herzen für die Freundschaft einen weiten und warmen Raum offen hielt, wo es sich schön wohnen ließ. Nicht nur seine langjährige Freundschaft für Elisa von

der Recke beweist dies, sondern auch sein inniges und trautes Verhältniß zu hervorragenden Zeitgenossen. Wie das Leben ohne den Gleichklang schöner Seelen seines höchsten Genusses beraubt sein würde, spricht er in einem Gedichte an Gleim aus, der ja für die Freundschaft ein ganz besonderes Organ hatte. Tiedge singt nun:

„Was wär' ein Paradies, das Götterfreuden trüge,
Wenn nicht ein Herzenschlag voll Seelensympathie
In unsre Lebensmelodie
Die zärtlichen Akkorde schlüge?
Was wär's, wenn nicht zu Liebe, Lust und Schmerz
Am Altar der Natur sich Klang und Einklang fänden?
Ja, die Natur gab uns, ihr Höchstes zu vollenden,
Zu dem Verstand ein fühlend Herz."

Die Freundschaft wird dann noch in folgenden Versen gefeiert:

„Das Heil der Freundschaft ist die heiligste der Gaben;
Nichts Heiliger's konnt' uns ein Gott verleihn:
Und einen Freund kann Jeder haben,
Der würdig ist, ein Freund zu sein."

Die Unvergänglichkeit der Freundschaft betont Tiedge am Ende seines dem wackern Gleim geweihten Gedichtes. Er behauptet, die Freundschaft sei

„Der Zeit nicht unterthan, indessen
Das höchste Glück, das wir besessen,
An die Vergänglichkeit hier seine Schuld bezahlt.
Was Freundschaft thut und spricht, bleibt ewig unvergessen,
Sie ist ein Stern, der durch zwei Welten strahlt!
Sie unterhält den Altar, den die Liebe
Zu bald verläßt, wenn kaum ihr Myrtenkranz ihn ehrt;
Und Seele haucht sie ein in alle Lebenstriebe,
Mit denen sie zurück in ihren Himmel kehrt."

Daß man am Arm der Freude und der Freundschaft gar schön durch's Leben walle, besingt Tiedge in folgenden Versen:

„Denn die Freud' an einem Arm,
Und die Freundschaft an dem andern,
Dies Geleite läßt den Harm
Ungestört vorüber wandern."

Tiedge spricht sich über den Segen der Freundschaft, den er an sich selber in schwerer Zeit verspürte, in einem Gedichte aus, das er nicht an eine berühmte Persönlichkeit, wie sein früheres an Gleim, richtete, sondern einem wackern, braven Menschen widmete, dessen Werth er erprobt hatte, der es aber nicht liebte, in die Oeffentlichkeit hinauszutreten. Es ist allgemein überschrieben: „An einen Freund". In diesem Gedichte nun feiert Tiedge den Segen tröstender Freundschaft, wie folgt:

„Und dann, träuft vom Honigmunde
Trauter Freundschaft nicht genug
Lindrungsbalsam in die Wunde,
Die ein böser Mensch Dir schlug?
Freund, ich war schon hingesunken,
Da erweckte sie den Funken,
Der mir noch im Geiste glüht.
Ja, sie hat um meine Stunden
Einen Rosenzweig gewunden,
Der mir noch im Herzen blüht."

So waren Freundschaft und Natur die beiden großen Trösterinnen, an deren Busen Tiedge flüchtete, wenn die feindliche Welt ihm allzu wehe gethan hatte. Daß die Niedergeschlagenheit bald von ihm weiche, sobald er im Schooße der Natur weile und von dem bösen Treiben der Menschen nichts vernehme, besagt folgendes Selbstbekenntniß:

„Wagt ein Kummer, einzudringen
In mein kleines Leben: dort
In der Lindenwölbung singen
Ihn geliebte Stimmen fort.
Da vernehm' ich nicht die Töne
Des Gequälten, keine That,
Die das Heilige, das Schöne,
Das ein Engel schuf, zertrat;
Nichts vom großen Reich der Lüge,
Das die Wahrheit nieder warf,
Recht und Wahrheit, sonder Rüge,
Triumphirend höhnen darf."

Tiedge schildert einem Freunde, wie wonnig das Verweilen in seiner Rosenhütte sei. Er ladet ihn deshalb ein:

„Komm, daß meine Rosenhütte
Dich mit Kränzen überschütte;
Denn bekränzt mußt Du mir sein!
O, da sitz' ich oft so sinnig,
So von ganzem Herzen mein,
So mir selbst geschenkt und innig;
Weil mich da kein Schwätzer plagt,
Der viel spricht und wenig sagt.
Aber manches Lied vom Pindus
Deutscher Musen schallt herein;
Auch der frohe Gott vom Indus
Kehret hier zuweilen ein.
Leise rauscht ein Bach vorüber,
Und der nahe Lindenwald,
Der von Liebestönen schallt,
Sendet Liedersinn herüber,
Der im Herzen wiederhallt."

Die Hütte wird von Tiedge noch in einem zweiten Gedichte gefeiert, und wenn der ihr gegenüberstehende Reim „Bitte" an Reinheit zu wünschen übrig läßt, so sind die

Gedanken, die in den Versen zum Ausdruck gelangen, anmuthende und eignen sich deshalb zur Wiedergabe. Sie lauten:

„Freund, erfüllt ist meine Bitte!
Noch ist mir es wie ein Traum:
Froh zu ruh'n im stillen Raum
Einer kleinen eignen Hütte.
Wie die Stille, will ich nun,
Fern von jedem Schaugerüste,
Hinter traulichem Geniste
Meines Fensterweinstocks ruh'n.
Keinen Natterbiß der Sorgen
Siehst du mir nun weiter an.
Stürm' es denn! ich bin geborgen,
Und so findet hier fortan
Jeder Abend, jeder Morgen
Einen frohen, heitern Mann."

Den Frieden und die stille Glückseligkeit, die in der Hütte wohnen, besingt er dann noch in folgenden Versen:

„Hüttchen, wo der Friede thronet,
Auf dem kleinsten Lebensthron,
Werthes Hüttchen, das der Sohn
Der Zufriedenheit bewohnet,
Sei gegrüßt in deiner Ruh'!
Deine Ruh' ist mir beschieden!
Meine Seele fliegt dem Frieden
Deines kleinen Obdachs zu!"

Er schildert seine Hütte, deren Einfachheit ja schon im Namen liegt, folgendermaßen:

„Keine schimmernde Konsole
Zeigt dir meine schlichte Wand;
Um den niedern Deckenrand

Läuft das, mit der Lenzviole
Leicht durchwirkte, Blumenband."

Mit den herzlichsten Worten fordert Tiedge seinen Freund auf, doch ja in der ihm so genau geschilderten Hütte Frieden und Heiterkeit suchen zu wollen.

„Wissen, daß in dieser Klause
Nicht der Raum zur Freude fehlt!
Zu dem Wiedersehungs-Schmause
Ist die Stelle schon erwählt,
Wo es sich so gut erzählt,
Weil sie traulich ist; und haben
Eure Waffenstreiferei'n
Nur die schönen Gottesgaben
Nicht so ganz vertilgt am Rhein:
Freund, so soll uns hier der Wein
Unsers Vaterlandes laben,
Und zum Scherze Witz verleih'n!"

So tritt Tiedge aus seinen Gedichten als ein Mensch hervor, der unsere volle Achtung und ganze Liebe verdient. Er ist ein frommer Christ, gleich weit entfernt vom Aber- wie vom Unglauben; für das staatliche Leben begehrt er Freiheit und wird durch anscheinenden Rückschritt an seiner Hoffnung auf bessere Zustände nicht irre; er ist fröhlich mit den Fröhlichen, betrübt mit den Betrübten und hält Herz und Börse für die Menschheit nie geschlossen. Möge als letzter Strich zu dem milden und wohlthuenden Bilde, das Tiedge, ein treuer Maler, von sich selbst gezeichnet, die Bitte dienen, die er an Gott richtete, ihn nur so viel Elend sehen zu lassen als er zu lindern im Stande sei.

„Möchte mir's ein Gott gewähren,
Dieses tiefgefühlte Flehn:

So viel Schmerz nur, so viel Zähren,
Als ich hemmen kann, zu sehn!"

Ja, Tiedge verdiente es wegen seiner schönen Menschlichkeit vollkommen, durch die Freundschaft einer edlen Frau beglückt zu werden, und mit ihr in gemeinsamem Wohlthun eine beträchtliche Lebensstrecke dahinzuwandern.

Elisa's italienische Reise.

Seitdem Elisa in Löbichau aus dem Wagen geschleudert und ihr ganzes Nervensystem auf das Heftigste erschüttert worden, hatte sich ihre Gesundheit, wie wir bereits erzählten, noch bedeutend verschlechtert. Mußte sie doch, während sie an der Lebensbeschreibung Neander's arbeitete, volle drei Monate das Bett hüten. Da nun die Aerzte erkannten, daß der Sitz ihres Hauptübels in den Nerven zu suchen sei, so meinten sie, daß die belebende Luft Italiens und die Bäder von Ischia, die auch ihrem Schwager, dem Herzoge Peter von Kurland, wesentlichen Nutzen gebracht, am wirksamsten ihr Uebel bekämpfen würden. Elisa trat demnach im August 1804 ihre Reise nach Italien an, begleitet von einer Pflegetochter und von Tiedge. Als Elisa Tiedge aufforderte, mit ihr in Hesperien für längere Zeit zu verweilen, sagte er, entzückt bei dem Gedanken an all' das Schöne, das er sehen würde, augenblicklich zu, bei seiner freudigen Aufregung vergessend, daß er durch ein anderes Versprechen bereits gebunden war. Von dem früher gegebenen Worte hätte er sich aber erst entbinden lassen müssen, bevor er frei über sich verfügen durfte. Er hatte nämlich dem Buchhändler Schiff und dessen Frau, mit denen ihn eine ältere Freundschaft, als mit Elisa, verknüpfte, seit längerer Zeit versprochen, mit ihnen

nach Braunschweig und Detmold zu reisen. Als Tiedge sich nun hierauf besann und mit Eberhard, der, gleich ihm, in Berlin verweilte, diese Collision der Pflichten besprach und während der Auseinandersetzung des heikligen Falles oft tief aufseufzte, so konnte ihm sein wohlmeinender, aber gewissenhafter Freund doch keineswegs rathen, die an Genüssen so überreiche Reise nach Italien unbedingt der reizloseren Wegstrecke nach Braunschweig und Detmold vorzuziehen, sondern er gab ihm anheim, sich in Halle von seinem Versprechen entbinden zu lassen. Dies war die einfachste und zugleich würdigste Weise, um sich einer Verpflichtung zu entziehen, die durch veränderte Umstände zu einer Bürde ward, während sie Anfangs vielleicht nicht ohne Reiz gewesen. Tiedge sah das unbedingt Richtige der Eberhard'schen Bemerkung ein, und am fünften Mai traten beide Freunde ihre Reise nach Halle an. Da Tiedge bei seiner großen Gutmüthigkeit es aufrichtig bedauerte, dem Schiff'schen Ehepaare eine langgenährte Freude trüben zu müssen, so befand er sich während der ganzen Fahrt in sehr gedrückter Stimmung, die sich begreiflicher Weise nicht hob, als er in Halle anlangte, und die unwillkommene Botschaft bestellt sein wollte. Herr Schiff ward durch die Messe noch in Leipzig zurückgehalten, so daß Tiedge seine unerfreuliche Mittheilung der Frau zu machen hatte, die er denn auch in die höchste Bestürzung versetzte. Ihr Gatte hatte nämlich stets erklärt, daß er sich zu dieser Reise nach Braunschweig und Detmold nur entschließen werde, wenn er sicher auf die Begleitung Tiedge's rechnen könne. Frau Schiff nun, die Tochter eines Franzosen und deshalb mit der größten Redegewandtheit ausgestattet, beantwortete den schüchternen Vortrag Tiedge's, in dem er sein Zurückziehen von seinem früheren Versprechen zu begründen suchte,

in hochpathetischer Weise und mit nicht verhehlter Entrüstung. Sie fragte ihn, ob er eine solche Wortbrüchigkeit vor seinem innern Forum verantworten könne, und ob es ihn nicht schmerze, ihr eine langgenährte Freude zu zerstören? Denn ihr Mann sei durch Tiedge's Rücktritt ja seines Versprechens entbunden, und ohne ihn gewähre ihr die Reise keine Freude. Tiedge machte während dieser, in strömendster Rede vorgebrachten Beschuldigungen ein wahres Armensündergesicht. Da die kluge Frau Schiff gar bald merkte, daß Tiedge bei einem Angriff auf sein Gemüth sich widerstandslos ergeben werde, so schlug sie vor, er möge erst mit ihr und ihrem Manne die kleine Reise nach Braunschweig und Detmold abmachen und dann die größere nach Italien antreten. So genüge er dem alten und dem neuen Versprechen. Tiedge hatte hiergegen nichts einzuwenden. Wenigstens äußerlich nicht. Es ist ein Charakterzug Tiedge's, daß er bei seiner großen Schüchternheit schwer ein entscheidendes Wort sprechen konnte, sobald es Dem, der es anzuhören hatte, nicht wohllautend war. Lieber griff er zu dem Auswege der Schwäche, indem er sich um die Entscheidung hinwegstahl, jedenfalls nicht in Person für sie eintrat. Als nämlich Tiedge mit dem Schiff'schen Ehepaare und Eberhard in Braunschweig anlangte, so stand der Gedanke an ein heimliches Entweichen schon fest bei ihm. Dies geht aus folgendem Umstande deutlich hervor:

Schiff war mit seiner Frau bei seiner Schwiegermutter, der verwittweten Professorin Mauvillon, abgestiegen, und für Tiedge und Eberhard fand sich in dem Hause einer befreundeten Familie ein Quartier hergerichtet. Doch weigerte sich Tiedge entschieden, die ihm angebotene Gastfreundschaft anzunehmen, und bestand darauf, in einem Wirthshause zu wohnen. Das ungewöhnliche Beharren auf seinem Entschlusse

von Seiten eines sonst so lenksamen Mannes wie Tiedge, hätte seinen Freunden auffallen sollen. Doch bei den vielen Zerstreuungen ihres Braunschweiger Aufenthaltes kamen sie gar nicht zum Nachdenken. Sie verlebten unter anderm genußreiche Stunden bei der Wittwe Campe's, die eine schöne Villa vor den Thoren Braunschweigs bewohnte. Später ist diese Villa in den Besitz des ihr nahe verwandten Buchhändlers Vieweg übergegangen und wurde viele Jahre hindurch als eine Zierde Braunschweigs den Fremden gezeigt. Tiedge nahm an den verschiedenen Einladungen Theil, und seinen Freunden fiel an seinem Benehmen nichts auf. Es war ja auch ganz natürlich, daß die ihnen neu entgegentretenden Personen, oder liebe Verwandte, die sie während längerer Zeit nicht gesehen hatten, mehr ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, als ihr Freund Tiedge, mit dem sie in den letzten Jahren so viel verkehrten. Doch hatte Eberhard an einem Abende, wo er mit Tiedge aus einer Gesellschaft kam und ihn bis zu seinem Gasthofe begleitete, eine dunkle Ahnung, daß es mit seinem Freunde nicht ganz richtig stehe. Als sie sich nämlich schon getrennt hatten, dachte Eberhard plötzlich daran, wie Tiedge oft sehr zerstreut*) sei und deshalb leicht vergessen könne, daß er für morgen die Einladung zu einer Mittagsgesellschaft angenommen habe. Eberhard wandte sich demnach aus Vorsicht noch einmal um und rief dem seinem Gasthause zuschreitenden Tiedge zu, er möge doch ja die Einladung nicht vergessen und sich morgen zur

*) Eberhard war durch eine Zerstreutheit Tiedge's einst um den Genuß gekommen, sich mit Frau von Staël an derselben Mittagstafel zu befinden. Dies hatte sich zu Berlin zugetragen, wo Elisa, die ihre hochberühmte Collegin bei sich zu Tische sah, auch Eberhard durch Tiedge einladen ließ, was Letzterer aber leider zu bestellen vergaß.

rechten Zeit einstellen. Tiedge ging schnell weiter, ohne zu antworten. Eberhard wiederholte demnach seinen Zuruf nur noch mit lauterer Stimme, und fügte hinzu: „Sie haben mich doch verstanden?“ Da antwortete Tiedge: „Ja, ja!“ — ging aber immer schneller, wie wenn ihn ein böser Geist verfolge. Eberhard meinte, daß Tiedge noch etwas hinzugefügt habe, was aber nicht zu seinen Ohren gedrungen sei. Da die Schallwellen sich in der ihm abgewandten Richtung bewegten, so war dies ganz natürlich. Auch wird Tiedge, wenn wirklich der Entschluß seiner heimlichen Flucht ihm wider Willen auf die Lippen trat, sein Schuldbekenntniß mehr gemurmelt, als geschrieben haben. Das böse Gewissen schnürt einem ja die Kehle zu. Am andern Vormittage kam der Hausknecht aus dem Gasthofe, wo Tiedge abgestiegen war, zu Schiff's und brachte die herzlichsten Grüße des am frühen Morgen Abgereisten. Ihm hatte offenbar der Muth gefehlt, in einem Briefe seine Flucht zu entschuldigen.

Tiedge's Freunde liebten ihn im Großen und Ganzen zu sehr, um nicht dem sonst vortrefflichen Manne dies, aus Charakterschwäche hervorgegangene, unrichtige, ja, sagen wir ohne Scheu unmännliche Benehmen zu verzeihen. Sie begleiteten ihn mit ihren besten Segenswünschen nach den Fluren Hesperiens.

Die italienische Reise erwies sich für die der Stärkung so bedürftige Gesundheit Elisa's als eine überaus heilsame. Schon in Tyrol verlor sich mehr und mehr die Gebrechlichkeit ihres Körpers, so daß er wieder Kraft bekam, mit ihrem feurigen Geiste Schritt zu halten. Sie konnte in dem herrlichen Gebirgslande beträchtliche Höhen ersteigen und die belebende Bergluft mit freier und gesunder Lunge einathmen.

Vor allem verlor sich das Krampfartige aus ihrem Zustande, und in ihrem erfrischten Nervensysteme kam sie sich wie eine Neugeborene vor, so daß ihre früheren körperlichen Qualen, obgleich sie ihnen erst seit kurzem entronnen war, ihr einem ganz getrennten Lebensabschnitte anzugehören schienen. Elisa und Tiedge widmeten allem Sehenswerthen auf ihrem Wege die eingehendste Aufmerksamkeit, so daß sie erst nach zwei Monaten in Rom anlangten. Hatten sie sich bis dahin schon reichlich an schönen Gegenden erquickt und an herrlichen Menschenwerken erbaut, so erfüllte sie die ewige Stadt mit stets steigender Bewunderung. Natürlich fanden die beiden berühmten Reisenden überall die ausgezeichnetste Aufnahme. Brachten sie auch schon gute Vorkenntnisse mit, so kam es ihnen doch schon gelegen, wenn für die vielen Wunder Rom's sich immer ein gelehrter Cicerone von den liebenswürdigsten Umgangsformen darbot, der ihnen den tiefern Sinn des Staunenswerthen erschloß und sie zum vollkommenen Begreifen alles Merkwürdigen befähigte. Der Alterthumskenner Zoega stellte sich den deutschen Reisenden für die ganze Zeit ihres Aufenthaltes zur Verfügung, und ähnliche Aufmerksamkeiten hatten sie von Seiten anderer berühmten Männer dankend anzuerkennen. Auch Mönchsklöster, die durch irgend ein ausgezeichnetes Bild, eine hervorragende Baulichkeit oder eine sonstige Merkwürdigkeit zum Besuche einluden, und zu denen sonst dem weiblichen Geschlechte der Zutritt verboten war, wurden aus besonderer Rücksicht der nordischen Reisenden gestattet in Augenschein zu nehmen. Als Elisa in Begleitung Tiedge's das Gebäude der Propaganda besuchte, wo auch ihre Schwester Dorothea geweilt und sich gewundert hatte, wie die allumfassende katholische Kirche sich im Besitze von Mitteln befinde, um die Letten Kurland's für den allein-

seligmachenden Glauben zurückzugewinnen, so wurden sie dort von dem gelehrten Pater Paolino umhergeführt. Der italienische Geistliche zeigte mit kummervoller Miene auf die vielen Spuren von Zerstörung, die das Gebäude der Propaganda an einen nicht begehrten Besuch der Franzosen erinnerte. Zuletzt führte Pater Paolino die deutsche Reisende in die Druckerei der Propaganda, wo ja Typen für die bekannteren Sprachen des ganzen Erdballs vorhanden sind. Wie die gebildeten Italiener an Ueberraschungen für den Fremden oft nicht minder unerschöpflich sind, als ihr schönheitstrotzendes Land, so ward auch Elisa, die berühmte und gefeierte Frau, in schmeichelhaftester Weise ausgezeichnet. Während ihres Verweilens in der Druckerei nämlich, wo sie wegen des vielen Sehenswerthen sich längere Zeit hindurch aufhielt, ward von den Setzern fleißig fortgearbeitet, obgleich sie zuweilen von ihren Pulten aufblickten, da sie vorher benachrichtigt worden, daß ein berühmter deutscher Dichter und eine vornehme Frau von hervorragendem Geiste ihren Saal besuchen würden. Der aufmerksame Pater Paolino hatte die Setzer von dem zu erwartenden Besuche deshalb in Kenntniß gesetzt, weil er Elisa auf feine Weise zu überraschen gedachte. Als sie und Tiedge, um die verschiedensten Alphabete und sonstiges, was die nordischen Neulinge fesselte, besichtigt hatten, traten sie, aufgefordert von Pater Paolino, zu einer gerade in Arbeit befindlichen Druckmaschine. Paolino ersuchte Elisa, einen frisch gedruckten Bogen ausheben zu wollen, und als sie das gethan, fand sie auf demselben lateinische Verse, in denen der italienische Pater mit der Ueberschwänglichkeit seiner vaterländischen Muse ihre Tugenden als Frau, sowie ihre Verdienste als Dichterin, in einer Weise feierte, daß die bescheidene Nordländerin vor Verlegenheit erröthete. Das

lateinische Gedicht, das wir unten im Texte*) geben, lautet in der Uebersetzung:

„Der edlen Frau
Elisabeth von der Recke, gebornen Reichsgräfin von Medem, gewidmet.

Die aus Norden du kamst, o holde Freundin der Musen,
Kommst, Elisa, zu sehn die Räume der alten Quiriten,
Sie, für immer geweiht durch der Gracchen herrliche Mutter,
Und durch Livia auch, und sie, die gebar den Augustus.
Wardst du begeistert durch Rom, so verdunkelst du römische Tugend,
Römischen Frauen voran du stehst durch Wissen und Frommheit,
Du, ein Schooßkind Apoll's, du Stolz des germanischen Volkes.
Grazien feiern dich sanft, dich preisen die Götter der Tiber.
Laß sich die Nymphen dir nah'n! Sie bringen in weidenen Körbchen
Opfergaben herbei, und singen dir festliche Lieder."

---

*) Nobilissimae Feminae
Elisabeth de Recke, natae comiti de medem,
sacrum.

Quae venis a Borea Musarum dulcis amatrix
Elisabeth, veterum Tu lustras tecta Quiritum,
Gracchorum mater Cornelia, Livia, sedes,
Actiaque Augusti, quondam sacraverat istas.
Aemula Romanae gentis, virtutibus illas
Praecellis, studiis superas, pietateque vincis.
Ergo decus patriae, salve Tu gloria gentis
Germanae salve. Musis carissima proles!
Te mites Carites celebrent, Tiberinaque plauelant
Numina; vimineis calathis sua dona ferentes
Nymphae festivis Te Romae versibus ornent.

In Rom war es auch, wo Tiedge, als er sich mit Elisa bei einem Cardinal in großer Gesellschaft befand, ganz wider Erwarten ebenso als berühmter Componist begrüßt wurde, wie er bis dahin nur als Dichter gefeiert worden. Dies geschah nun in Folge eines Scherzes, den Frau Schiff und Eberhard zusammen ausgesonnen hatten, und der allerdings sehr artig wirkte. Durch eine Neckerei Tiedge's war nämlich Frau Schiff von Vielen für eine Dichterin gehalten worden, und da das weibliche Geschlecht in Bezug auf passende Entgegnung nie in Verlegenheit geräth, so machte sie jetzt durch einen Scherz den durchaus nicht musikalischen Dichter zum Componisten. Eberhard mußte ihr helfen und zeigte sich in der Ausführung des Plans ebenso geschickt wie in der Entwerfung. Von seinem Berliner Aufenthalte her kannte er einen Herrn von Burgwedel, der ein großer Verehrer Tiedge's war und sich schon mit Glück als Componist versucht hatte. Von ihm war nämlich im Becker'schen Taschenbuche für 1805 die Composition zu Tiedge's Romanze: „Mariechen", erschienen und hatte Beifall gefunden. Als dieser Herr von Burgwedel nun durch Eberhard aufgefordert ward, zu einer Ueberraschung Tiedge's mitwirken zu wollen, so erklärte er seine unbedingte Bereitwilligkeit. Er machte sich demnach schnell an's Werk und componirte jenes Gedicht, das „Mutterfreuden" betitelt und in die Gesammtausgabe der Tiedge'schen Werke mit aufgenommen ist. Dies Gedicht eben war es, mit dem Tiedge sich einen unschuldigen Scherz erlaubt und dadurch Frau Schiff in den Verdacht gebracht hatte, daß sie außer einer vortrefflichen Hausfrau und Mutter auch Dichterin sei. Jetzt ward dem neckischen Tiedge in gleicher Münze heimgezahlt. Der muthwillige Eberhard schrieb, als sich Herr von Burgwedel seiner musikalischen Verpflichtung leicht und glücklich

entledigt hatte, auf das erhaltene Opus: „Beilage Nr. VIII. — Componirt von C. A. Tiedge". Außerdem beabsichtigte Eberhard, das Opus an den Herausgeber der musikalischen Zeitung in Leipzig gelangen zu lassen, auf daß es mit Tiedge's Namen als Componisten in die weite Welt versandt werde. Zum Glück war der Buchhändler Schiff zu gewissenhaft, um die volle Ausführung dieses Scherzes zu gestatten. Denn wäre die Composition wirklich in der weitverbreiteten musikalischen Zeitung von Breitkopf und Härtel zum Abdruck gelangt, und hätten die Eingeweihten über den artigen Scherz gelacht, so hätten doch böswillige Uneingeweihte den bescheidenen und arglosen Tiedge leicht beschuldigen können, er habe sich mit der geborgten Feder eines Componisten geschmückt, während er musikalisch von der Natur höchst armselig bedacht worden, nicht ganz so kläglich, aber doch annähernd, wie Wilhelm von Humboldt, der einen Trauermarsch nicht von einem Galopp zu unterscheiden wußte.

Wie gesagt, der nicht gerade musikalische Tiedge hätte auf das Leichteste in den Verdacht gerathen können, er wolle in dem erlogenen Nimbus eines Componisten schimmern. Und nicht einmal Böswilligkeit, sondern bloßer Mißverstand hätte ihm diese Ausschmückung mit fremdem Gefieder Schuld geben können. Denn Tiedge, der sich höchlich daran ergötzte, als ihm in der Gesellschaft bei dem Cardinal diese musikalische Sendung aus Deutschland eingehändigt ward, setzte sogleich Elisa von diesem artigen Scherze in Kenntniß. Elisa, durch die belebende italienische Luft und durch einen Gesundheitszustand, wie sie ihn in Jahren nicht so gut gehabt hatte, für Freude und Scherz empfänglicher, als seit langer Zeit, Elisa fühlte sich durch Tiedge's Mittheilung ebenfalls sehr erheitert und ließ deshalb den Scherz noch weiter fortspielen. Sie

sagte nämlich zu dem Cardinal, ihrem Wirthe, mit ganz ernsthaftem Gesichte, sie könne von jetzt an Tiedge auch als Componisten seiner ehrfurchtsvollen Beachtung empfehlen. Da in Michel Angelo und Leonardo da Vinci sich die mannigfachste Begabung vereinigt hatte, so erschien es dem Cardinal gar nicht erstaunlich, daß ein Dichter seine schönen Gedanken in tönende Noten umzusetzen verstehe. Vereinigt doch auch heute noch Richard Wagner den Dichter und Componisten. Nun hätte in dieser Gesellschaft des Cardinals nur ein italienischer Schöngeist zugegen sein dürfen, der mit der Neugierde, mit der man auf berühmte Ausländer lauscht, die Reden Elisa's beachtet und ihre Aeußerung über Tiedge als Componisten vernommen hätte, so würde durch ihn, falls er seine Entdeckung einer Zeitung mitgetheilt, der harmlose und bescheidene Dichter leicht in den Verdacht gerathen sein, als habe er sich mit fremden Federn schmücken wollen.

Auf eine ähnliche unschuldige Ursache wird auch die Beschuldigung gegen Rousseau zurückzuführen sein, als habe er nicht blos den Text zu seinem „Devin du village“ und zu seinem „Pygmalion“, die in der That ihm allein gehörten, sondern auch die dazu gesetzte Musik als sein Verdienst in Anspruch genommen.

Im Frühling des Jahres 1805 begaben sich Elisa und Tiedge nach Neapel und Ischia. Dort wurde Elisa mit der Königin Caroline genauer bekannt und bei ihrer Arglosigkeit von der klugen, aber nicht guten Frau so gewonnen, daß sie aus vollster Ueberzeugung eine jener Ehrenrettungen unternahm, durch die später Stahr den Tiberius reinzuwaschen und den Tacitus zu verdächtigen suchte. Was uns betrifft, so müßen wir gestehen, daß wir uns von der Königin Caroline stets in demselben Grade zurückgestoßen, wie

wir uns von ihrer Schwester, der Königin Marie-Antoinette, angezogen fühlten, und daß wir an dieser herrschsüchtigen und buhlerischen Frau nichts weiter zu loben finden, als daß sie der Welt eine Tochter schenkte. In Neapel ward Tiedge vom Nervenfieber in der gefährlichsten Weise befallen, und ohne Elisa's aufopfernde Pflege wäre er eine Beute des Todes geworden. Tiedge fühlte sich der treuen Freundin für ihr liebevolles Walten an seinem Krankenlager, für ihr gänzliches Sichselbstvergessen, indem der Gifthauch des Fiebers sie ja anstecken konnte, so dankbar verpflichtet, daß er sich gelobte, sie im Jahre 1806 nach Kurland zu begleiten. Denn, seit Elisa's Gesundheit durch ihren Aufenthalt in Italien sich so wunderbar gestärkt hatte, beschloß sie, die Verbote der deutschen Aerzte nicht weiter zu beachten, die ja eine Rückkehr in den Norden entschieden untersagt hatten. Elisa hatte nun in häufigen Gesprächen mit ihrem Freunde den Wunsch ausgedrückt, daß er auf dem Gute Pfalzgrafen für längere Zeit seinen Wohnsitz nehmen möge; aber Tiedge hatte stets vermieden, eine bestimmte Zusage zu ertheilen, da Kurland nach den damaligen übertriebenen Schilderungen wegen seiner sehr kalten Winter, seiner Bären und Wölfe, und sonstiger hyperboreischen Schrecklichkeiten äußerst verschrieen war. Doch seit der glühenden Dankbarkeit, die Tiedge der edlen Elisa für ihre aufopfernde Pflege widmete, faßte er den Entschluß, dem eisigen Norden kühn die Stirn zu bieten. Der im October 1806 zwischen Frankreich und Preußen ausbrechende Krieg befreite ihn von der Nothwendigkeit, seine nordischen Verpflichtungen einzulösen.

Die Dampfbäder auf der Insel Ischia, sowie die Seebäder in Neapel hatten auf Elisa's Zustand ganz die von ihrem deutschen Arzte berechnete Wirkung. Ihre immer

mehr sich stärkende Gesundheit beglückte sie auch vorzüglich deshalb, weil dadurch ihre nie ganz aufgegebene Hoffnung neue Begründung erhielt, daß sie auf Pfalzgrafen in Kurland ihre unterbrochene Wirksamkeit mit gesteigertem Eifer werde aufnehmen können.

Als Elisa, auf's Erfreulichste in ihrer Gesundheit gefördert, von Neapel nach Rom zurückkehrte, regten sich die Schwingen ihrer Seele zu freudigstem Fluge. Sie verbesserte demnach Gedichte, die in nicht so schmerzfreier Zeit aus ihrer Feder geflossen, und dichtete neue hinzu. Im Jahre 1806 erschienen diese Gedichte bei Renger in Halle, das heißt, bei dem ihr befreundeten Buchhändler Schiff, dessen Vater, ein wohlhabender Fabrikherr, die Renger'sche Buchhandlung, die früher eines großen Rufes genoß, für seinen Sohn angekauft hatte.

Elisa und Tiedge wären wol noch länger, als bis zum Juni 1806, in Rom verweilt, wenn die Gerüchte eines ausbrechenden Krieges zwischen Frankreich und Preußen sie nicht erschreckt hätten. Elisa wollte wieder in Kurland angelangt sein, bevor die grimme Bellona entfesselt worden. Sie eilte deshalb durch Oberitalien, die Schweiz und Süddeutschland, immer hoffend, von den Kriegsgräueln nichts in nächster Nähe sehen zu müssen. Doch diese Hoffnung trog sie. Wie sie Leiden der mannigfachsten Art in ihrem langen Leben kennen lernen sollte, so blieb es ihr auch nicht erspart, sich in einer Stadt zu befinden, die mit Sturm genommen wurde.

Elisa's Bedrängnisse in Halle.

Elisa langte auf ihrer eiligen Reise durch Deutschland mit Tiedge und ihrer Pflegetochter, einem Fräulein von Anselme, in Halle an, wo sie von dem Buchhändler Schiff und dessen Frau auf das Artigste und Herzlichste empfangen wurde. Tiedge war beim ersten Wiedersehen noch etwas verlegen, obgleich die musikalische Sendung nach Rom ihm bereits den erfreulichen Beweis geliefert hatte, wie ihm von den guten Schiff's sein heimliches Entweichen aus Braunschweig vollständig verziehen worden. Da Elisa über die feinsten gesellschaftlichen Formen gebot, und Schiff, wie seine Frau, sehr gebildete Leute waren, so kam man über das Frostige einer ersten Bekanntschaft schnell hinweg und verkehrte bald in trauter Weise mit einander. Schiff's baten demnach für den 14. October Elisa, Fräulein von Anselme und Tiedge zu Tische, welcher Einladung alle drei gern entsprachen. Diese Tischgesellschaft fand an dem Tage statt, wo Preußen's Geschick auf dem Schlachtfelde bei Jena entschieden ward. An der mittäglichen Seite der Stadt hörte man deutlich den Donner der Kanonen. Eberhard, der auch zur Schiff'schen Tafelrunde gehörte, eilte von Zeit zu Zeit auf die Straße, um Erkundigungen einzuziehen, ob über den Ausgang der Schlacht irgend etwas Sicheres verlaute. Ob-

gleich keine bestimmten Nachrichten einliefen, so theilten sich doch die auf der Straße einander Begegnenden ihre Vermuthungen mit, und da der Kanonendonner schwächer ward, so schloß man hieraus, wie man sich denn meist vor der schrecklichsten Gewißheit den angenehmsten Täuschungen hingiebt, daß die Fronzosen vor den Preußen gewichen wären. Mit dieser, an's Gewisse streifenden Vermuthung, wie sie von den Strategikern der Straße ausgeheckt worden, kehrte Eberhard zur Tischgesellschaft zurück unnd erregte durch seine, mit strahlendem Gesichte vorgetragene, Nachricht den lautesten Jubel. Jetzt, nach dem vermeintlichen Siege der Preußen, erschien der früher so ängstlich weiter eilenden Elisa ein langsames Tempo in ihrer Reise nicht mehr so bedenklich. Während des durch die Siegesbotschaft sehr heiter gewordenen Mahles erklärte demnach Elisa, daß sie gern noch einige Tage in Halle gerastet hätte, daß aber der Aufenthalt im Gasthofe während der jetzigen unruhigen Zeit zu viel Unangenehmes mit sich führe. Auch habe sie Grund, für die Sicherheit ihrer beiden, über und über beladenen Reisewagen, die sehr wenig geschützt ständen, ernstliche Besorgnisse zu hegen. Wenn sie bei Schiff's ein ruhiges Unterkommen finden könne, so werde sie sich gern zum Längerbleiben entschließen. Indeß wage sie diesen Vorschlag kaum zu machen, da sie und ihre Begleitung zu viele Unruhe verursachen würden. Die Bedenklichkeiten Elisa's waren allerdings begründet. Denn, außer den beiden Reisewagen und vielen Sachen, hatten Schiff's sechs Personen unterzubringen, nämlich Elisa, Fräulein von Anselme, Tiedge, den Kammerdiener Elisa's, ihre Kammerfrau und einen italienischen Bedienten, Petretti mit Namen. Doch Schiff's erklärten mit größter Bereitwilligkeit, für Alle und für alles Raum schaffen zu wollen, und in der That wurde

die ganze Reisegesellschaft bequem und behaglich untergebracht. Elisa erkannte es sehr, daß die Schiff'sche Familie sich ihr und Tiedge'n zu Liebe so große Unbequemlichkeiten auferlegte. Dann aber gestand sie zu, wie es ihnen Allen, nachdem sie durch die Schweiz und Süddeutschland wie im Fluge geeilt wären, sehr gut bekommen werde, wenn sie jetzt ein wenig verschnauften. Hätte sie geahnt, was ihr in Kurzem bevorstand, so würde sie mit Aufbietung aller Kräfte ihre Reise nach Kurland fortgesetzt haben. Uebrigens verlebten Elisa, Tiedge und Schiff's die Zeit bis zur bald hereinbrechenden Katastrophe auf's Vergnügteste. So beklagte einmal Frau Schiff, als sie traulich mit Tiedge plauderte, und die in ihren Augen schreckliche Reise nach Kurland abgehandelt wurde, mit innigem Tone, daß sie nur so kurze Zeit beisammen bleiben und bald wieder weit von einander getrennt sein sollten. Tiedge antwortete in heiterster Laune, daß ein kurzes Wiedersehen doch noch immer besser sei, als gar kein Wiedersehen. Denn möglicher Weise wäre er aus Italien gar nicht zurückgekehrt. In Rom habe ihn nämlich ein Kloster, in Neapel der Friedhof behalten wollen. Mit dem Kloster spielte Tiedge darauf an, daß man sich in Rom die größte Mühe gegeben hatte, ihn ebenso, wie Winkelmann, in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen. Ein hoher Geistlicher in Rom hatte seine schönste Beredsamkeit an Tiedge verschwendet, um ihn zu bewegen, daß er ein nicht unbeträchtliches Jahrgehalt und eine ständige Wohnung in einem herrlich gelegenen Kloster für die kleine Mühe einstreiche, einen falschen Glauben abzuschwören, und von Zeit zu Zeit wundervolle Kirchenmusik in seine Ohren und Weihrauchdüfte in seine Nase einziehen zu lassen. Doch Tiedge, der bereits gegen den Doctortitel und das Geadeltwerden sich sehr kühl ver-

halten hatte, ward auch nicht wärmer bei den lockenden Aussichten, die ihm ein römischer Kirchenfürst eröffnete.

Demnach war es durchaus wahr, wenn Tiedge zu Frau Schiff sagte, daß ihn in Rom ein Kloster habe behalten wollen. Daß er aber in Neapel lebensgefährlich erkrankte, mithin der Friedhof ihn schon als seinen Candidaten betrachten konnte, haben wir bereits erzählt. So verstrich der fünfzehnte October für Schiff's und ihre Gäste unter den heitersten Gesprächen. Am sechszehnten machten sie nach Tische eine Spazierfahrt vor den Thoren und langten gegen Abend wieder vergnügt zu Hause an. Hier empfing sie die fröhlichste Botschaft und steigerte natürlich noch ihre Heiterkeit. Denn auf dem Posthause war von einem Eilboten verkündet worden, die Preußen hätten einen glänzenden Sieg erfochten. Die bisherige blasse Vermuthung eines glücklichen Erfolges hatte mithin allem Anscheine nach sich in Gewißheit verwandelt. Ganz Halle war voller Jubel, und als Elisa, nachdem sie in ihrem Zimmer von ihrer Kammerfrau sich hatte umkleiden lassen, zu Schiff's eintrat, um mit ihnen und Tiedge den Abend zu verbringen, so sprang ihr die kleine Adelaide, eine Tochter des Hauses, jauchzend entgegegen, den glänzenden Sieg verkündend. Elisa, die ganz deutsch gesinnt war, im Gegensatze zu ihrer Schwester Dorothea, der die Binde in Betreff der Napoleonischen Weltbeglückungspläne noch nicht von den Augen gerissen worden, empfand die lebhafteste Freude, daß sich auf den Staat Friedrich's des Großen neuer Glanz herabgesenkt habe. Sie beugte sich zu der kleinen Adelaide nieder, küßte sie herzlich und sprach, sie müsse sich für eine so herrliche Botschaft doch ein wenig dankbar bezeigen. Einen Augenblick nachsinnend, nahm sie schnell ein Korallen-Halsband ab, das sie sich in Neapel gekauft hatte

und hing es der fünfjährigen Siegesbotin um die jugendlichen Schultern. Adelhaide war Tiedge's Pathe und schon aus diesem Grunde bei Elisa auf's Beste angeschrieben.

Am 17. October ward den unglücklichen Bewohnern von Halle durch die erschrecklichsten Thatsachen bewiesen, daß nicht ihre Landsleute, die Preußen, sondern die Franzosen in der Schlacht bei Jena Sieger gewesen. Wie in dem unglücklichen Kriege von 1806 bei den Preußen eine Verkehrtheit die andere jagte, während in dem Feldzuge von 1866 alles auf's Zweckmäßigste geplant und ausgeführt wurde, so machte auch der Prinz von Würtemberg einen schwachen und mithin fruchtlosen Versuch, Halle gegen die Franzosen zu vertheidigen. Diese, in ihrem Siegesrausche ungestüm vordringend, wurden über die ihnen entgegengestellten Hindernisse schnell Meister und erlangten durch den ihnen von den Preußen geleisteten Widerstand, der sich bis in die Straßen Halle's fortsetzte, das Recht, die so kopfloser Weise in den Kampf mithineingezogene Stadt für eine eroberte zu erklären. Halle kostete demnach einen Vorgeschmack von dem, was Blücher durch seine gleichfalls nicht zu entschuldigende Vertheidigung Lübeck's, da er über das Fruchtlose seines Widerstandes keinen Zweifel hegen konnte, der friedlichen Trave-Stadt bereitete. Der Tapferkeit des wackern Haudegens soll hierdurch nicht der geringste Makel angehängt, wohl aber ein Zweifel an seinem Feldherrnblicke angeregt werden, den der Feldmarschall von Müßling überhaupt nicht gelten lassen wollte.

Am 17. October hatten Schiff's zu Ehren Elisa's und Tiedge's ein großes Festmahl veranstaltet, zu dem die ausgezeichnetsten Personen der Stadt Einladungen erhalten und angenommen hatten. Doch Keiner der Gäste stellte sich ein, da von Mittag an die Kriegsfurie ganz Halle durchtobte,

und Jeder genug zu thun hatte, sich und die Seinigen gegen eine entfesselte Soldateska einigermaßen zu schützen. Statt der eingeladenen deutschen Gäste stellten sich bei Schiff's uneingeladene französische Soldaten ein, denen man das Beste aus Küche und Vorrathskammer auf den Hausflur hinunterbrachte, damit nur die Zimmer des ersten Geschosses von ihrer unerfreulichen Gegenwart verschont blieben. Uebrigens waren die Franzosen, die im Schiff'schen Hause einkehrten, durchaus nicht roh, und man konnte gerechterweise keine Klagen über sie führen. Sie waren vom Marsche ermüdet, vom Kampfe erhitzt; sie verlangten demnach zn essen und zu trinken. Auch streckten sie sich gern behaglich aus für die kurze Zeit, die ihnen zu rasten vergönnt war; aber ein eigentliches Bedrohen der Hausbewohner kam nicht vor. Dies gute Benehmen wollen wir gern einerseits der freundlichen Gemüthsart aller jener Franzosen gutschreiben, die in dem Schiff'schen Hause gespeist und getränkt wurden; vorzüglich wirksam für ihr artiges Benehmen erwies sich indeß die geschickte Weise, mit der die Hausfrau sie zu behandeln, und die gewandte Art, mit der sie französisch zu sprechen und sich zu führen wußte. Frau Schiff hatte mit dem französischen Blute, das in ihren Adern floß, auch die Artigkeit und Gewandtheit geerbt, die dem gallischen Volksstamme eigen. Wir können demnach die Bemerkung, die man häufig gedruckt findet, nicht hingehen lassen, als ob Elisa durch ihr würdiges und muthiges Auftreten das Schiff'sche Haus vor Plünderung bewahrt habe. Die gewandte Frau Schiff wäre auch ohne Elisa mit den Franzosen fertig geworden. In Elisa's Leben findet sich so thatsächlich Verdienstliches, daß bei ihr zu Erdichtungen nicht gegriffen zu werden braucht. Es ist allerdings wahr, daß Elisa, wenn die Anzahl der eindringenden Franzosen sich

häufte, und eine einzelne Person kaum mit ihnen fertig werden konnte, der Frau Schiff voll unerschrockenen Muthes zur Seite trat und jedes stürmische Auftreten durch die Würde echtester Weiblichkeit zu beruhigen wußte. Doch das Hauptverdienst, das Schiff'sche Haus gegen die Gefahr der Plünderung glücklich geschützt zu haben, kommt der Eignerin zu, die durch die Verwandtheit des Blutes und des Wesens auf alle Franzosen von besänftigendem Einflusse war. Tiedge überließ, wie wir, um der Wahrheit die Ehre zu geben, bekennen müssen, es mehr den Frauen, mit den eindringenden Franzosen fertig zu werden, und zog sich in die Stille seines Zimmers zurück, das, Dank der muthigen Elisa und der nicht minder muthigen Frau Schiff, von keinem Franzosen betreten wurde. Auch Goethe hatte ja in seinem Hause zu Weimar von plündernden Franzosen zu leiden, und man sagt, daß die Unerschrockenheit, mit der ihnen Christiane Vulpius entgegentrat und seiner Person alle rohen Berührungen fernhielt, ihn besonders veranlaßt habe, sie endlich zu seiner Gattin zu machen. Die sonst oft grobe, aber gegen Goethe unwandelbar höfliche und unterwürfige Christiane soll sich übrigens stets nur als seine Wirthschafterin betrachtet und niemals gewagt haben, mit dem Dichterfürsten in gleicher Reihe zu schreiten.

Ganz ohne ängstliche und verdrießliche Auftritte ging es übrigens auch im Schiff'schen Hause nicht ab. Der Schrecken und das Aergerniß wurden vorzüglich durch einen französischen Soldaten veranlaßt, der mit der geringen Wahrheitsliebe seines Volks — später stellten sich alle seine Anführungen als ein Lügengewebe heraus — sich als in dienstlichen Verhältnissen zum General Frère befindlich ankündigte, für den er im Schiff'schen Hause Quartier belegte. Er erbot sich nun

schon vor dem Eintreffen seines Generals dem Hause als Sauve-Garde zu dienen und alle eindringenden Soldaten durch die Nachricht zurückzuscheuchen, daß hier ein hoher französischer Officier einquartiert sei, sie mithin weiter zu marschiren hätten. Man freute sich natürlich sehr, einen so nützlichen Bundesgenossen zu bekommen, da Elisa und Frau Schiff durch das stundenlange Verhandeln mit stets neuen und hastig begehrenden Soldaten müde und matt geworden waren. Doch als es Abend ward, und General Frère sich nicht einstellte, da schien der französische Soldat seiner Beschützerrolle überdrüssig zu werden. Jetzt lag ihm die Erquickung seiner vorüberziehenden Landsleute offenbar mehr am Herzen, als die Beruhigung der deutschen Hausbewohner. Er trat nämlich in die offene Thür und ließ alle Hungrigen und Dürstenden ein, denen dann schnell etwas gebracht werden mußte, obgleich die Vorräthe schon auf die Neige gingen So hätte wohl dem Schiff'schen Hause Uebles begegnen können, wenn nicht Eberhard als Retter in der Noth erschienen wäre. Als man diesem die durch die französische Sauve-Garde veranlaßten Bedrängnisse schilderte, wurde schnell Wandel geschafft. Eberhard stellte nämlich die Sauve-Garde, die seit kurzem das Haus so schlecht hütete, in ernstester Weise zur Rede und drohte sogleich beim Stadt-Commandanten Anzeige zu machen, falls die übernommene Pflicht nicht besser erfüllt werde. Der Franzose ward ganz verblüfft, daß einer von den besiegten Deutschen so ernst mit ihm zu reden wagte, und machte sich jetzt sogleich daran, neueindringende Soldaten mit dem ganzen Geschütz seiner Beredsamkeit wieder aus dem Hause zu verjagen. Dies gelang ihm denn auch; freilich nicht ohne große Mühe. Der eine von den eingedrungenen Franzosen, der offenbar etwas von der Ergatterungskunst der späteren Zuaven

besaß, stürzte mit schnellem Entschlusse auf den im Hausflur stehenden Herrn Schiff zu und riß ihm seine Uhr aus der Tasche, mit der er eilig auf die Straße sprang.

Daß es dem Schiff'schen Hause in den nächsten Tagen nicht an Einquartierung fehlte, liegt in der Natur der Sache. So hätten Herr Schiff und seine Frau vielleicht zu beklagen gehabt, daß sie Elisa und Tiedge nicht im Gasthofe ließen, wenn nicht die von ihnen an Studenten vermiethete Zimmer leer gestanden und so zur Beherbergung französischer Officiere hätten benutzt werden können. Da es an Raum demnach nicht fehlte, so gereichte es dem Schiff'schen Ehepaare zum Troste, sich mit der umsichtigen und entschlossenen Elisa bei unerwarteten Vorkommnissen besprechen zu können. Von Tiedge's schüchterner Persönlichkeit erwuchs ihnen dagegen während dieser schweren und theilweise gefahrvollen Tagen keine Hülfe.

Im Allgemeinen hatten sich Schiff's über die einquartierten Officiere durchaus nicht zu beklagen. Diese benahmen sich nicht blos sehr artig, sondern zeigten auch Gefühl und ehrten die Trauer, die Schiff's sowohl, wie Tiedge und Elisa, mit denen sie sich häufiger an der Mittagstafel zusammenfanden, über den Fall Preußens kundgaben. Besonders war es ein Hauptmann Dupelin, der die deutsche Tischgesellschaft durch das tiefe Gefühl, das er verrieth, nicht wenig für sich einnahm. Als nämlich die Einzelheiten der Schlacht von Jena besprochen wurden, und dem Fräulein von Anselme, der Pflegetochter Elisa's, Thränen in die Augen traten, da zwei ihrer Brüder auf deutscher Seite mitgefochten hatten, und sie nicht wußte, ob dieselben lebend, todt oder gefangen seien, so wurde der gefühlvolle Franzose ebenfalls sehr bewegt und sprach seine Theilnahme in so schönen Worten aus, daß

die leicht zu gewinnende Elisa ihn für einen der edelsten Menschen erklärte.

Uebrigens fehlte es für gute preußische Herzen in diesen Tagen nicht an reicher Kümmerniß. So schickten die Franzosen am 18. October sechzig Kanonen nach Halle, die sie dem sich in fast aufgelöstem Zustande zurückziehenden Reservecorps des Prinzen von Würtemberg abgejagt hatten. Das preußische Heer, das 1806 mit demselben Hochmuthe in's Feld rückte, wie die französische Armee im Jahre 1870, mußte durch vernichtende Niederlagen zur Ueberzeugung gelangen, daß es an Haupt und Gliedern einer Verbesserung bedürfe, und daß es weder mit greisen Generalen, die erst das Verziehen ihres Nachtschweißes abwarteten, bevor sie sich vom Lager erhoben, noch mit gedrillten und geprügelten Soldaten etwas auszurichten sei gegen Gegner, die von jugendlicher Thatkraft geschwellt und durch das Bewußtsein gleicher Menschenwürde gehoben waren.

Als der Hauptmann Dupelin, der sich durch seine gefühlvollen Aeußerungen so fest in Elisa's Gunst gesetzt hatte, wieder abmarschirt war, und das Dienstmädchen sein Zimmer in Ordnung brachte, fand sie auf dem Tische eine silberne Uhr liegen. Sie zeigte diese Uhr ihrer Dienstherrschaft, die sie sofort an der Kette als dem Hauptmann Dupelin gehörig erkannte. Da man nicht genau wußte, ob Dupelin mit seinem Regimente nach Dessau oder Magdeburg marschirt sei, so war man für einen Augenblick in Verlegenheit, wie man die Uhr wieder in seine Hände könne gelangen lassen. Elisa die zugegen war, als das Dienstmädchen die Uhr hereinbrachte, und die sehr aufmerksam zugehört, aber bisher kein Wort gesprochen hatte, unterbrach plötzlich Schiff's, die hin und her

beriethen, wie sie auf die zweckmäßigste Weise dem französischen Hauptmann sein Eigenthum zustellen könnten. Wie Elisa selbst stets von den edelsten Gesinnungen erfüllt war, so vermuthete sie auch bei Andern leicht Freisinn von Selbstsucht und vorhandene Uneigennützigkeit. Heute hatte sie nun Gelegenheit, den Hauptmann Dupelin mit einem Nimbus zu umgeben, und deshalb strahlte ihr Antlitz von der Genugthuung, die edelmüthige Menschen empfinden, wenn sie Gleichgesinnten begegnen. Mit glücklichem Lächeln sich zu Schiff und seiner Frau wendend, sprach sie:

„Lieben Freunde, quält Euch doch nicht mit dieser Sorge! — Stecken Sie, lieber Schiff, diese Uhr ruhig in Ihre Tasche als Ihr Eigenthum!"

Herr Schiff blickte Elisa nicht wenig verwundert an, denn wie konnte eine sonst so vernünftige Person die unvernünftige Behauptung aufstellen, daß die Uhr des französischen Hauptmanns ihm, dem deutschen Quartiergeber, gehöre. Für seine Leistungen in Kriegszeit hatte er ja nicht das Recht auf Entschädigung. Doch Elisa erklärte bald, wie sie die Sache auffasse. Sie behauptete nämlich, daß der edelmüthige französische Hauptmann seine Uhr mit Absicht zurückgelassen habe, um seinem deutschen Wirth für den Verlust schadlos zu halten, den er durch den kecken Griff des französischen Soldaten erlitten. Mochten Schiff's und sonstige zu Rathe gezogenen Personen auch manches gegen Elisa's Vermuthung vorbringen, sie war zu fest von dem Edelmuthe des französischen Hauptmanns überzeugt, als daß sie von ihrer idealen Auffassung gelassen hätte. Jedenfalls wollte aber Herr Schiff sich von dem Feinde seines Landes keine Uhr schenken lassen und erkundigte sich angelegentlich, wie wohl dem französischen

Hauptmanne sein Eigenthum wieder zugestellt werden könne. Da rieth man ihm, die Uhr dem französischen Stadtcommandanten von Halle einzuhändigen und ihn um Weiterbeförderung zu ersuchen. Der Stadtcommandant von Halle war ein Graf Lautour, ein schon ziemlich bejahrter Mann, dem man das feinste Benehmen nachrühmte. Elisa und Frau Schiff trugen deshalb kein Bedenken, mit der Uhr bei dem Stadtcommandanten vorzufahren und sich bei ihm anmelden zu lassen. Ganz wie sie vorausgesetzt hatten, wurden sie mit der größten Artigkeit empfangen, hörten viel Schmeichelhaftes über ihre Bereitwilligkeit, einen französischen Officier in sein verlorenes Eigenthum zurückzuversetzen, und wurden mit dem Versprechen entlassen, daß alles geschehen solle, um die Uhr dem Hauptmann Dupelin wieder zuzustellen. Doch hätten Elisa und Frau Schiff sich die Fahrt zum französischen Stadtcommandanten ersparen können, da bald darauf ein Brief des Hauptmanns Dupelin, der sich unterwegs verspätet hatte, aus Dessau einlief, wodurch die Sache auf die natürlichste Weise aufgeklärt wurde. Hauptmann Dupelin sprach nämlich in dem Briefe sehr besorgt von seinem Verluste und ersuchte Herrn Schiff, falls sich die Uhr bei ihm gefunden, wie er glaube und hoffe, ihm dieselbe zustellen zu wollen. Der Ort, wohin er dieselbe gelangen lassen solle, war bestimmt angegeben. Elisa empfand lebhafte Betrübniß, daß sie ihr ziemlich schwaches Verzeichniß von menschlichem Edelmuthe nicht um eine erfreuliche Thatsache bereichern konnte.

Jedenfalls war es für Elisa ein Glück, daß sie während der stürmischen Tage, die Halle erlebte, nicht im Gasthofe wohnte, denn sonst möchten ihre Wagen und ihr vieles Gepäck leicht denselben Weg gewandert sein, wie die Uhr des

Herrn Schiff. Außer dem Schaden, den sie an ihrer Gesundheit durch die ausgestandene Angst erlitt, traf sie kein Verlust.

So hatte Elisa in den Schreckenstagen von Halle auch einen Begriff bekommen von den Gräueln, die der Krieg mit sich bringt. Sie hatte vollkommen genug an der einen Probe.

Friedlichere Tage.

Elisa faßte in Folge der kriegerischen Ereignisse, deren sehr unfreiwillige Zeugin sie gewesen, und die sich jetzt weiter und weiter nach Norden erstreckten, den Entschluß, nicht mit Tiedge nach Kurland zu reisen, sondern sich nach einem Ruhehafen in Deutschland umzusehen. Vorläufig hielt sie es nach den gehabten Aengsten für rathsam, eine friedlichere Zeit in dem Schiff'schen Hause zuzubringen und von hier aus mit ruhiger Ueberlegung nach einem passenden Aufenthalte zu forschen. Schiff's waren sehr beglückt, den befreundeten Tiedge und die verehrte Elisa noch längere Zeit bei sich beherbergen zu sollen. An Raum fehlte es ihnen nicht, da die sonst von den Studenten bezogenen Zimmer alle leer standen. Hatte doch Napoleon die Hallenser Universität aufgehoben. Dies war einer seiner beliebten Hiebe gegen die ihm so verhaßte Ideologie, die dem großen Realisten doch zuletzt den Hals brechen sollte. So blieb Elisa noch sechs Wochen in den gastlichen Räumen des Schiff'schen Hauses und wurde durch milden Zuspruch und aufrichtende Blicke in die Zukunft ein großer Trost für ihre Gastfreunde. Namentlich bedurfte Herr Schiff einer Aufrichtung, da die vernichtenden Schläge, die sein geliebtes preußisches Vaterland trafen, ihn fast zu Boden schmetterten. Da ward die

schicksalsgeprüfte Elisa, die nie verzagte und in düsterster Nacht den hellen Stern der Verheißung erblickte, ein wahrer Segen für seine an Verzweiflung grenzende Stimmung, so daß auch er bei den betäubendsten Nachrichten nicht mehr in sich zusammensank, sondern die Hoffnung faßte, daß Preußen sich aus einem so unerhörten Falle wieder emporraffen werde. Auch Tiedge, der, gleich Schiff, sein preußisches Vaterland mit großer Innigkeit liebte, ward von den verhängnißvollen Nachrichten, die von feiger Uebergabe bedeutendster Festungen, von schlechter Führung und deshalb Besiegung beträchtlicher Heereskörper, von unwürdiger Schmähung einer engelreinen Königin umliefen, häufig betrübt und verbrachte Stunden, wo er stumpfsinnig vor sich hinstarrte und für nichts mehr Theilnahme zeigte. Da riß die ruhige, gefaßte Elisa die verzagenden Männer empor, und sie richteten sich auf an der im Unglück so starken Frau, der es aber sonst wahrlich an Milde und Weiblichkeit nicht fehlte. Als Elisa die Schiff'sche Familie durch politische Fernblicke und durch religiöse Aufblicke gestärkt und getröstet hatte, so daß sie über die Seelenstimmung von Menschen, denen sie in den Tagen des Unglücks freundschaftlich näher getreten war, außer Sorge sein konnte, sah sie sich um nach einem Hafen der Ruhe. Da sie das Gut ihrer Schwester, Löbichau, wie das ihrige betrachten durfte, indem die liebende Dorothea der theuren Elisa alles zur Verfügung stellte, was sie ihr eigen nannte, so würde sie unbedenklich dorthin gegangen sein, wenn nicht das Kriegstheater in nächster Nähe gespielt hätte. Um über die Zustände der Umgegend von Löbichau genauer unterrichtet zu werden, wandte sich Elisa mit einer Anfrage an den Herzog von Gotha. Dieser antwortete der von ihm verehrten Frau in verbindlichster Weise. Er rieth ihr von

dem Aufenthalte in Löbichau entschieden ab, da dort besonders viele Durchmärsche stattfänden, sie auch einer rohen Soldateska — es befänden sich im französischen Heere sehr bedenkliche Elemente — schutzlos preisgegeben sein würde. Dahingegen lud er sie herzlich auf sein Schloß zu Altenburg, wo sie von den Kriegsereignissen zwar hören, aber doch nichts Rauhes und Verletzendes sehen werde. Er glaube ihr die nach dem Hallenser Sturm so nothwendige Ruhe versprechen zu können. Elisa konnte nichts Klügeres thun, als einer so freundlichen Einladung Folge zu leisten. Sie begab sich demnach mit Tiedge, Fräulein von Anselme und ihrer Dienerschaft auf das Schloß zu Altenburg, wo sie fast zwei Jahre verweilte. Der Abschied von Schiff's war ein bewegter, da, wie erwähnt, Elisa sich mit den braven Menschen in den schweren Tagen befreundet hatte, und Tiedge ja schon lange zu ihnen in innigen Beziehungen stand. Besonders schmerzlich fiel Tiedge'n der Abschied von den Schiff'schen Kindern, deren heiteres Plaudern ihm über manche trübe Stunde hinweggeholfen hatte. Doch, da die Grundstimmung der Tiedge'schen Natur eigentlich eine heitere war, und er nur vermöge großer Schüchternheit und Zaghaftigkeit leicht den Kopf hängen ließ, so richtete er sich auch bald wieder auf und zeigte ein munteres Aussehn, wenn die stets gefaßte Elisa ihn durch ein paar passende Worte in sein eigentliches Element zurückversetzte. Er konnte demnach beim Abschiede sogar scherzen und sagte zu Schiff's, sie möchten ihm getrost ihre Kinder mit auf das Schloß von Altenburg geben; sie dürften ihm zutrauen, daß er sie von keinem Kunz von Kaufungen werde entführen lassen. Wurden nun zwar die niedlichen Kinder nicht nach Altenburg mitgegeben, so entspann sich doch zwischen Elisa und Tiedge

einerseits und der Schiff'schen Familie andererseits ein lebhafter Briefwechsel. Wie Elisa bei ihrer Spürkraft nach ausgezeichneten Bekanntschaften überall auf anziehende Persönlichkeiten stieß, so erweiterte sie auch auf dem Schlosse zu Altenburg die Gruppe liebenswürdiger Menschen, die ihrem Leben einen so anziehenden Reiz verleihen. Ein besonders inniger Verkehr entstand zwischen Elisa und der liebenswürdigen Sidonie von Dinskau, der Nichte des Schloßhauptmanns von Hardenberg, der selbst ein angenehmer Gesellschafter war. In den nach Halle gerichteten Briefen heißt Herr von Hardenberg stets der „weise Nestor", während Fräulein von Dinskau als „geistvolle Nichte" aufgeführt wird. Eberhard behauptet, daß Fräulein von Dinskau diese Bezeichnung durchaus verdient habe, und sagt von ihr: „In der langen, bunten Reihe meiner Bekanntschaften gehörte sie zu den ausgezeichnetsten ihres Geschlechts." Außer dem fast täglichen Umgange mit dem würdigen Hardenberg und dessen geistvoller Nichte, verkehrten Elisa und Tiedge viel mit dem Geheimrathe von Thümmel und dessen Familie, mit dem Kanzler von Trützschler und dem General-Superintendenten Demme. Letzterer gehörte unmittelbar zur literarischen Zunft, war mithin Elisa's und Tiedge's College. Wegen seines geistlichen Charakters hatte er zwar seine Schriften, weil sie weltlichen Inhalts waren, unter dem Autornamen „Karl Stille" herausgegeben, aber als solcher wußte er sich auf dem deutschen Parnassus einheimisch zu machen. Der Geheimrath von Thümmel brachte zwar selbst nichts hervor, das ihm in der Gelehrten- oder Dichterwelt hätte Rang und Ansehn verschaffen können, aber er war doch ein Bruder jenes gleichnamigen Schriftstellers, der durch seine „Reise in's südliche Frankreich" ein, von gallischem „esprit" durch-

blitztes Werk schuf, das in der deutschen Literatur fast einzig dasteht. So fehlte es auch auf der Schloßhöhe zu Altenburg, die für Elisa und Tiedge nach den stürmischen Hallenser Tagen zum Patmos geworden, nicht an geistvollem, erheiterndem Umgange. Tiedge fühlte sich dort auch bald so heimisch und gemüthlich, daß seine dichterische Ader hervorzubrechen und er am „Frauenspiegel“ zu arbeiten begann. An Elisa dachte er sicher bei folgenden Versen:

„Schau' in dies Gesicht! —
Wie das sanfte Licht
Schöner Abendsterne,
Leuchtet jede Spur
Ihrer innern Klarheit;
All' ihr Thun ist Wahrheit,
Wahr, wie die Natur.
Wer in diese blauen
Pallas-Augen schaut,
Der sieht Himmelsauen,
Glänzend überthaut.
Liebeselig waltet
Dort Urania,
Himmlischer gestaltet,
Als sie Platon sah.
Um ihr Sein und Streben
Schwebet Phantasie,
Wie ein sanftes Leben,
Wie die Melodie
Einer Philomele
Im Orangenhain,
Denn in ihre Seele
Zogen Engel ein.“

Elisa und Tiedge wohnten auf dem Schloßberge in einem großen Gebäude, das durch den gütigen Herzog von Gotha zu ihrer ausschließlichen Verfügung gestellt worden. Hierhin

lud Elisa, die ihre Freunde so gern um sich sah, den wackern Eberhardt, den sie in den schweren Tagen zu Halle wegen seines männlichen und umsichtigen Benehmens sehr hatte schätzen lernen. Eberhard entsprach der an ihn ergangenen Einladung und hatte dies nicht zu bereuen. Denn außer dem angenehmen Zusammensein mit Tiedge, den er als Freund lieb hatte und Elisa, die er wegen ihrer seltenen Geistes- und Herzenseigenschaften verehrte, erfreute er sich bald des Umganges mit den klugen und theilweise hervorragenden Persönlichkeiten, die wir erst geschildert haben. Elisa, die bei ihrer feinen Aufmerksamkeit nichts außer Acht ließ, was ihren Gästen den Aufenthalt bei ihr genußreich machen konnte, erinnerte sich, daß Eberhard ein großer Freund des evangelischen Kirchenliedes sei und gutem Orgelspiele mit Andacht zu lauschen pflege. Da nun in ihrer Nähe der Organist Bartel lebte, der die Orgel mit Meisterschaft zu spielen wußte, so machte sie den Künstler mit Eberhardt bekannt. Die beiden Männer gefielen einander, und Bartel forderte Eberhard auf, ihn in die Schloßkirche zu begleiten, wo sich eine vortrefflich gebaute Orgel befinde, auf der er ihm gern die seinem Geschmacke besonders zusagenden Stücke vorspielen wolle. Eberhard folgte bereitwillig der freundlichen Aufforderung und schwelgte länger, als eine Stunde, in den wundervollen Tönen, die Meister Bartel der Orgel entlockte. „Eine feste Burg ist unser Gott", dieses Luther'sche Lied, das Heine nicht mit Unrecht die Marseillaise des Protestantismus genannt hat, krönte die für Eberhard unvergeßliche Stunde.

So verlebten Elisa und Tiedge auf der freien Schloßhöhe zu Altenburg friedliche, genußvolle Tage und vergaßen in der heitern Kunst den Ernst des Lebens.

Elisa in Löbichau.

Als mit dem zurückgekehrten Frieden sich dem Aufenthalte in Löbichau keine Bedenken mehr entgegenstellten, begab sich Elisa mit Tiedge dorthin, da, wie schon bemerkt, sie die Besitzthümer Dorothea's als die ihrigen ansehen konnte. Elisa verfuhr auch ganz als Herrin, indem sie in den Palästen und auf den Landgütern ihrer Schwester allen Personen Gastfreundschaft gewährte, die ihrem Herzen näher standen. So besuchte Eberhardt Elisa und Tiedge in Löbichau, als er nach dem Tode des Buchhändlers Schiff mit dem Gedanken umging, die von dem verstorbenen Freunde bis dahin geleitete Renger'sche Buchhandlung als Disponent weiter zu führen. Er wollte vor allem verhüten, daß der zurückgebliebenen Wittwe und deren Kindern durch den Tod des Gatten und Vaters, außer der Einbuße an Liebe, auch ein Vermögensverlust erwachse. Elisa und Tiedge, die für die Wittwe Schiff und deren Kinder die lebhafteste Theilnahme hegten, bestärkten Eberhard in seinem löblichen Entschlusse. Tiedge, sich dankbar erinnernd, wie Schiff bei dem Verlage der Urania, sowie bei ihrem sonstigen geschäftlichen Verkehre, sich von größter Uneigennützigkeit gezeigt und dem Dichter ein höheres Honorar aufgedrungen hatte, als dieser verlangt, verpflichtete sich schriftlich gegen Eberhard, niemals der Renger'schen

Buchhandlung untreu zu werden. Wenn er die Einschränkung hinzufügte, daß diese seine Verpflichtung nur so lange gelten solle, als sich die Renger'sche Buchhandlung im Besitze der Wittwe Schiff und deren Kinder befinde, so war diese Clausel eine sehr natürliche und berechtigte. Nicht der Buchhandlung als solcher fühlte sich Tiedge verpflichtet, sondern ihrem einstigen Leiter und dessen jetzigen Erben.

Wenn Dorothea längere oder kürzere Zeit in Löbichau verweilte, so erlitt das geräuschlose Leben, das Elisa zu führen gewohnt war, eine große Veränderung, indem dann sofort ein Hoflager sich bildete. Einmal war Dorothea stets von einem beträchtlichen Gefolge umgeben, und dann erschienen in großer Menge die vornehmsten Besuche. Auch der Kaiser Alexander stattete der Herzogin von Kurland seinen Besuch ab, als er von der berühmten Zusammenkunft in Erfurt nach Rußland zurückkehrte. Alexander kannte Dorothea von Petersburg und Mitau her. In Petersburg war er eine längere, in Mitau eine kürzere Zeit mit ihr zusammen gewesen. Er hatte damals die kurische Herzogin mit jener zarten Auszeichnung behandelt, wie sie es wegen ihrer körperlichen und geistigen Anmuth durchaus verdiente. Ihre liebliche Erscheinung war in seinem Andenken haften geblieben, und als ihm der Fürst Talleyrand in Erfurt mitgetheilt hatte, wie sehr er einen Fürsprecher bei der Herzogin von Kurland zu besitzen wünsche, da es in seiner Absicht liege, für seinen Neffen Perigord die Hand ihrer jüngsten und schönsten Tochter zu begehren, so erbot sich der Kaiser, den Weg über Löbichau zu nehmen und zu prüfen, ob man dort geneigt sei, auf die französischen Anerbietungen einzugehen. Demnach erschien der Kaiser Alexander in Löbichau. Er hatte seinen Entschluß, den Freiwerber für den Talleyrand'schen

Neffen zu machen, nicht zu bereuen. Denn einmal brachte er die gewünschte Verlobung glücklich zu Stande, und zweitens verflossen ihm die Stunden im Umgange mit reizenden und geistvollen Frauen wie im Fluge. Er trennte sich ungern von Löbichau, das durch den Besuch des ritterlichen russischen Kaisers, durch den längern Aufenthalt der beiden edlen kurischen Schwestern, und durch die häufige Anwesenheit von berühmten Dichtern und Gelehrten, gleich dem Hotel Rambouillet und Hollandhouse, für alle Folgezeit mit einem Hauche der Poesie umflossen ist. Während der Anwesenheit des Kaisers Alexander in Löbichau fanden die glänzendsten Feste statt, und unter den vielen vornehmen Personen, die man in den Prunkgemächern des Schlosses bemerkte, befanden sich auch Prinzen des mecklenburgischen Fürstenhauses.

War durch den Kaiser Alexander eine für Löbichau sehr belebte Zeit heraufgeführt worden, so fiel es während der Anwesenheit Dorothea's keinen Augenblick in gänzliche Stille zurück. Denn im Januar 1809 erschien Graf Perigord, der Bräutigam der jüngsten Tochter Dorothea's, mit seinem Vater auf dem Schlosse seiner künftigen Schwiegermutter, wo die Verlobung in feierlicher Weise stattfand. Die Hochzeit folgte auf die Verlobung in wenigen Monaten. Da die Trauung nach katholischer Weise vor sich gehen sollte, so wünschten wohl Dorothea und Elisa, die beide eifrige Protestantinnen waren, daß dieselbe nicht in Löbichau vollzogen werde. Sie fand deshalb in Frankfurt am Main statt, und zwar mit großer Pracht. Der damalige Fürst-Primas von Dalberg, der mit beiden kurischen Schwestern befreundet war, vollzog selbst die Trauung.

Jetzt ward es allerdings wieder still im Schlosse zu Löbichau, da Dorothea ihre Tochter nach Paris begleitete,

um ihr bei'm Eintritt in so ganz neue Verhältnisse als mütterliche Beratherin zur Seite zu stehen.

Elisa sorgte dafür, daß neben den kaiserlichen und fürstlichen Gästen in Löbichau auch gebildete Bürgerliche nicht fehlten. Sie konnte Personen des Bürgerstandes mit um so größerer Gemüthsruhe einladen, als sie wußte, daß ihre Schwester Dorothea mit ihren aufgeklärten Ansichten durchaus übereinstimmte. So befand sich Eberhard, der die Wittwe Schiff's geheirathet hatte, wiederholt in Löbichau. Auch das Kurländische Palais in Berlin, das Elisa im Frühling des Jahres 1815 bewohnte, sollte Eberhard und dessen Frau als Gäste beherbergen. Sie hatten ihren Besuch schon zugesagt und wären sicher gekommen, wenn nicht durch Napoleon's fast märchenhaften Zug von Elba nach Paris die Geschäftswelt in große Besorgniß gerathen und es dem bedächtigen Eberhard rathsam erschienen wäre, alle noch schwebenden Angelegenheiten zum Abschluß zu bringen. Er mußte deshalb für sich und seine Frau zu seinem großen Bedauern das gegebene Versprechen zurücknehmen, und Elisa hatte nicht die Freude, ihre lieben Hallenser Bekannten in den fürstlichen Räumen ihrer Schwester zu beherbergen. Wir wollen doch erwähnen, daß der Palast unter den Linden später aus dem Besitze der liebenswürdigen Dorothea von Kurland in das Eigenthum des unliebenswürdigen Herzogs von Kurland überging. So haben Häuser, Bücher und Menschen ihre Schicksale.

Doch wenden wir uns nach Löbichau zurück, dessen ursprünglich nur dürftige landschaftliche Umgebung durch den feinen Kunstsinn Dorothea's sich immer reicher und für das Auge immer wohlgefälliger gestaltete, so daß das Schloß, in dem sich, je nach dem Geschmack der eintreffenden Gäste,

Prunkgemächer und behagliche Räume abwechselnd darboten, umgeben von einem, im englischen Gartenstile angelegten Parke, der sich mit Flur und Wald verschmolz, für Dichter, Künstler und Gelehrte ein nicht minder anziehender Aufenthalt ward, wie für Kaiser und Fürstlichkeiten.

Die Krönung eines zweiten Frauenlob in Löbichau.

Elisa war während ihres Aufenthaltes in Hamburg mit dem Dichter Johann Friedrich Schink bekannt geworden, und als sie später durch Tiedge erfuhr, daß ersterer bei schon vorgerückten Jahren mit Nahrungssorgen zu kämpfen habe, so beschloß sie, diesem für einen hochfliegenden Geist unerträglichen Zustande ein Ende zu machen und ihm das ungestörte Verweilen in der geliebten Traumwelt zu ermöglichen. Wie sie dem Dichter von Göckingk die ihr in Wülferade erwiesene Gastfreundschaft tausendfältig vergolten hatte, indem sie ihm bei ihrer herzoglichen Schwester eine feste Anstellung verschaffte, wodurch er gegen Nahrungssorgen vollständig geschützt ward, so war sie auch bemüht, für Schink ein sicheres Unterkommen zu finden. Sie bedurfte zur Erreichung ihres Wunsches bei Dorothea gar keiner eindringlichen Vorstellung, sondern die einfache Erwähnung genügte, daß Schink bei schon grauen Haaren nicht wisse, wo er sein Haupt niederlegen solle, um bei ihrer gefühlvollen Schwester sofort den Funken des Mitleids erglühen zu machen. Dorothea schuf demnach für Schink die Stelle eines Bibliothekars auf dem Schlosse zu Sagan, wo sie ihm eine freundliche Wohnung und ein Jahrgehalt von 300 Thalern anweisen ließ. Zugleich wünschte sie, daß er die sorgenvolle Zeit in Berlin durch einen mit allen

Annehmlichkeiten ausgestatteten Aufenthalt in Löbichau vergessen möge. Auf feine Weise ließ sie eine Geldsumme an ihn gelangen, vermöge deren er lästigen Verpflichtungen in Berlin gerecht werden und sich dann nach Löbichau begeben konnte. So trat demnach auch Schink unter die fürstlichen und dichterischen Gäste dieses freundlichen Musensitzes.

Wie edle Menschen nie etwas halb thun und einer Wohlthat für den Empfänger alles Demüthigende dadurch benehmen, daß sie sich als die Verpflichteten darstellen, so wurde der aus der peinlichsten Lage gerettete Schink in Löbichau am höchsten geehrt. Da er in seinen Gedichten die Frauen wiederholt und schwungvoll gefeiert hatte, so sollte er jetzt als „Frauenlob der Zweite" seinen Lohn empfangen. Hier war für Dorothea eine Gelegenheit geboten, wo sie ihrem Zartsinn und zugleich ihrer Neigung für geschmackvolle Feste genügen konnte. Nachdem sie mit Elisa und einigen andern Schöngeistern die Einzelnheiten der Dichterfeier auf's Genaueste durchgesprochen hatte, schritt sie zur Ausführung.

Der große Saal des Schlosses zu Löbichau strahlte in hellstem Glanze, indem drei mächtige Kronleuchter angezündet waren. Sämmtliche in Löbichau verweilende Gäste, soweit sie bei der Feier nicht mitwirkten, waren im höchsten Schmucke versammelt und harrten der kommenden Dinge. Da ertönte eine feierliche Musik, die Flügelthüren, die nach den Gemächern der Herzogin führten, thaten sich auf, und Dorothea erschien mit einem Gefolge von Frauen und Jungfrauen, sämmtlich weiß gekleidet und zur Feier des Tages mit Bändern und Blumen geschmückt. Elisa, in stiller Seligkeit über die dem vor kurzem noch so sorgenvollen Dichter bevorstehende Auszeichnung, schritt mild und hoheitsvoll, obgleich sie kein funkelndes Diadem schmückte, wie ihre fürstliche Schwester, an

der Seite Dorothea's, die an diesem Abende strahlte von Majestät und Liebreiz. Dorothea stieg auf einen ihr errichteten Thronsessel, und um sie herum bildeten die Frauen und Jungfrauen einen weißschimmernden Halbkreis. Damit bei der Dichterkrönung alle Frauen auf's Gewissenhafteste beobachtet würden, traten, als der Halbkreis sich gebildet hatte, auf den rechten Flügel der Kanzler, auf den linken der Secretär, um über die Feierlichkeit ein genaues Protokoll aufzunehmen und dies im Schloßarchive niederzulegen. Als alles auf das Würdigste und Geschmackvollste hergestellt war, ward der zu Krönende herbeigeführt. Wiederum erscholl eine feierliche Musik, als sich ein Zug von künstlerischen und dichterischen Persönlichkeiten in Bewegung setzte, um Schink abzuholen und in den Saal zu geleiten. Als der bejahrte, noch jüngst von schweren Sorgen gedrückte Dichter in den glänzenden Saal trat, den ein Meer von Licht überfluthete, den feierliche Musik durchhallte, und den ein Kreis edler und holder Frauen schmückte, aus deren Blicken ihm, wie eine belebende Sonne, Liebe und Wohlwollen entgegenstrahlten, da sah er eins jener Phantasiegemälde verwirklicht, mit dem er sich früher gegen die rauhe Wirklichkeit gestählt hatte. Bewegt bis zu Thränen trat er mit ehrfurchtsvollem Gruße vor den Thronsessel Dorothea's, die ebenfalls von tiefer Rührung ergriffen war, und in deren schönen Augen ein reineres Wasser schimmerte, als das klare Wasser ihres Brillantdiadems. Jetzt trat der Canzler vor und entwickelte in einer längern Rede, weshalb die Frau Herzogin von Kurland, nach reiflicher Berathung mit edlen und zartsinnigen Frauen beschlossen habe, dem Dichter Johann Friedrich Schink, der die weiblichen Tugenden in so schönen Versen besungen, den Titel eines „Frauenlob des Zweiten" zu verleihen. Nach der mit Beifall aufgenommenen

Rede des Kanzlers näherte sich der Secretär dem Dichter, der mit Mühe die große, ihn beherrschende Rührung bewältigte, und überreichte ihm ein Wappenschild, das eine bekränzte goldene Harfe in blauem Felde zeigte. Jetzt erhoben sich sämmtliche Frauen und Jungfrauen, die Musik spielte feierliche Weisen, und Dorothea, die zu ihrem Thronsessel hinaufführenden Stufen in fürstlichem Anstande herabsteigend und aus Elisa's Hand den ihr dargereichten Lorbeerkranz entgegennehmend, neigte sich mit einer köstlichen Thräne im Auge zu dem vor ihr knieenden Dichter, dem sie jetzt hohe Auszeichnung und für die ganze Folgezeit Schutz gegen den Zwang und die Noth des Lebens verlieh. Innige Dankbarkeit gegen Gott erfüllte Dorothea's Herz, als sie den Lorbeerkranz um die Schläfe des vor ihr knieenden Dichters schlang; denn die Gnade des Allmächtigen gewährte ihr ja die Mittel, dem Verdienste zu lohnen und der Armuth den Stachel zu nehmen. Und plötzlich daran denkend, daß Schink Elisa's besonderer Schützling sei, wandte sie sich rückwärts zu der vor innere Seligkeit strahlenden Schwester, und ihr Blick schien zu fragen: „Habe ich es so recht gemacht?" Als sich der Dichter erhob, ward er umringt von der ihn beglückwünschenden Gesellschaft, deren sämmtliche Mitglieder dem würdigen und bescheidenen Manne die ihm zu Theil gewordene Auszeichnung von Herzen gönnten. Und doch nicht Alle. Denn dem schärfer Blickenden entging es nicht, daß der sonst so warmblütige Jean Paul sich auffallend kühl verhielt und eine Empfindlichkeit verrieth, die seiner nicht würdig war. Denn daß Dorothea und Elisa in ihm einen höhern Genius verehrten als in Schink, darüber brauchte er keinen Zweifel zu hegen, aber daß sie dem von den Wogen des Unglücks lange umhergeschleuderten Dichter wieder ein wenig

Selbstvertrauen einflößen und ihm besonders zum Bewußtsein bringen wollten, wie er in keine untergeordnete Lage zu ihnen gerathen sei, das machte ihrem zarten Frauenherzen die größte Ehre und hätte vor allem von dem empfindungsvollen Jean Paul richtig herausgefühlt werden sollen.

Uebrigens ward die Krönung des zweiten Frauenlob auch durch ein Gedicht gefeiert, aus dem wir die beiden ersten Strophen anführen wollen, weil sie darthun, wie in Uebereinstimmung mit der hohen und edlen Richtung des Löbichauer Musensitzes man dort von Orden und Ehrenzeichen ziemlich geringschätzig urtheilte. Diese beiden Strophen, die mit Tiedge's Denkungsart vollkommen im Einklang stehen, lauten:

„Der Lorbeer ziert den edlen Meistersänger,
Geweiht von Frauenhand;
Ein solcher Kranz hält doch ein wenig länger,
Als eitler Ehrentand.

Ein Ordensband, wenn's einen Thoren zieret,
Was ist es mehr, als Band?
Es macht ihn doch nicht weis' und stranguliret
Ihm vollends den Verstand."

So war von edlen Frauen in Löbichau ein zweiter Frauenlob gekrönt worden, der die ihm erwiesenen Huldigungen, soweit es Reinheit der Gesinnung und Adel des Charakters betrifft, vollkommen verdiente. Seine dichterische Begabung hatte man in holder Frauengüte wohl etwas überschätzt.

Die Apotheose Jean Paul's in Löbichau.

Daß zwei Sängerinnen ersten Ranges nicht lange an derselben Bühne ausdauern, ohne sich das Leben zu vergällen und das Publikum in feindliche Parteien zu zerspalten, davon haben wir namentlich in Berlin seit langen Jahren bis zur jüngsten Gegenwart wenig erfreuliche Belege. Wie die Löwe und Faßmann vor mehreren Jahrzehnten Berlin in zwei feindliche Heerlager theilten, so erregten noch jüngst die Streitigkeiten der Lucca und Mallinger die, unterdeß zur Weltstadt gewordene, preußische Residenz. Aber auch zwei Sänger von gleichem Range können nicht an derselben Oper wirken, ohne sich gegenseitig Herzeleid zu bereiten, oder doch jedesmal Herzeleid zu empfinden, wenn dem Andern Huldigungen gespendet werden, die ihm als ein Raub an seinem größern Verdienst erscheinen. So mußte der Generalintendant von Hülsen zu seinem Bedauern darauf verzichten, Niemann und Wachtel gleichzeitig in Berlin wirken zu sehen. Kann man nun für die Ruhmesgier der Schauspieler den entschuldigenden Satz anführen, daß die Nachwelt dem Minen keine Kränze flicht, so ist doch die Eifersucht auf den Erfolg einer gleichwirkenden Persönlichkeit auch bei andern Menschenklassen zu finden, die auf dauerndere Anerkennung rechnen dürfen, als die Bühnenhelden. Denn auch die wirklichen Helden sind

neidisch und eifersüchtig. So war es Napoleon auf Moreau. Auch bei Staatsmännern begegnen wir edlem Neide. So blickte Talleyrand auf den Herzog von Richelieu mit dem gelben Auge der Mißgunst. Er behauptete von diesem durchaus nicht ungeschickten und ihn jedenfalls an Hochsinn übertreffenden Staatsmanne, daß derselbe von Ludwig XVIII. wohl deshalb zum französischen auswärtigen Minister gewählt worden sei, weil er am Besten die Angelegenheiten von Odessa kenne. Uebrigens begegnen wir schon bei einem frühern Staatsmanne einer kleinlichen Eifersucht, und zwar nicht gegenüber einer Persönlichkeit, die mit ihm auf demselben Felde arbeitete, sondern blos deshalb, weil sie auch sehr beachtet ward und demnach die ihm dargebotene Huldigung verminderte. Wir sprechen von Horace Walpole, der es sehr unbequem fand, als gleichzeitig mit ihm David Hume in Paris gefeiert wurde. Daß Hume sich in keinem Salon, in der Oper, oder sonst an einem öffentlichen Orte zeigen konnte, ohne von einem Schwarm huldigender Frauen umringt zu sein, war für den gleichfalls gefeierten Horace Walpole ein verhaßter Anblick. Er ergeht sich deshalb in seinem Briefwechsel, der reich ist an treffenden Bemerkungen, in beißender Weise über David Hume. Behauptet er doch von dem berühmten Schotten, daß sein Französisch fast ebenso unverständlich sei, wie sein Englisch. Als ob man überhaupt einen Engländer finden könnte, der durch sein Französisch nicht Ohrenzwang verursachte! Aber nicht genug, daß Horace Walpole die französische Aussprache seines berühmten Landsmannes bekrittelte, er ist wegen der ihm gespendeten Huldigungen so erbost auf ihn, daß er an seiner, damals ungemein bewunderten Geschichte England's nur Fehler entdeckt. Er findet sie an vielen Stellen gefälscht, an andern parteiisch, sehr un-

gleich bearbeitet in den verschiedenen Theilen, kurzum, durchaus nicht den Beifall verdienend, den sie in so reichem Maße gefunden.

Wir mußten diese und viele andere Beispiele, die wir nicht alle anführen können, uns vergegenwärtigen, um es für möglich zu halten, daß Jean Paul bei seinem edlen Herzen etwas wie Neid empfand bei der Krönung des zweiten Frauenlob. Indeß, daß Eberhard's Behauptung: „Jean Paul konnte eine kleine Eifersüchtelei nicht unterdrücken," aus richtiger Menschenbeobachtung hervorging, bewies die bald darauf von Dorothea und Elisa veranstaltete Apotheose des hochbegabten Humoristen, dem offenbar ein Balsam auf die Wunde gelegt werden sollte, die ihm verletzte Eitelkeit geschlagen hatte. Uebrigens wollen wir diese kleine Schwäche dem herrlichen Manne gern verzeihen, der sich durch seine geistvolle Unterhaltung und sein kindlich-harmloses Wesen in Löbichau bei Hoch und Niedrig beliebt machte. Da so viele Fürsten, Grafen und Barone in Löbichau einzukehren pflegten, so konnte sich die Dienerschaft an unbetitelte Persönlichkeiten gar nicht gewöhnen. Der große Humorist hieß demnach bei der Löbichauer Dienerschaft stets „Graf Schankpohl".

Elisa und Dorothea, die Jean Paul wie einen Halbgott verehrten und ihn deshalb über alle Schwächen der gewöhnlichen Sterblichen erhaben glaubten, mußten zu ihrem Schrecken gewahren, daß ihn die großen, dem Dichter Schink erwiesenen Huldigungen fast verletzt hatten. Sie beschlossen deshalb, ihm vor der ganzen Gesellschaft einen glänzenden Beweis zu geben, wie hoch sie ihn stellten, und wie sie ihn gleichsam als schon einer reinern Welt angehörig betrachteten. Es wurden demnach alle Anstalten zu seiner Apotheose getroffen, was bei der in Löbichau vorwaltenden Geschicklichkeit für Festlichkeiten

und Feierlichkeiten sich leicht und glücklich in's Werk setzen ließ. Man verfuhr so heimlich, daß Jean Paul von den Vorbereitungen nicht das Geringste merkte. Als Dorothea mit ihren Gästen sich von der Tafel, wo sie zu Abend gespeist hatten, erhob und ihr von dem hinter ihrem Stuhle stehenden Diener zugeflüstert worden, daß alles in Ordnung sei, forderte sie bei dem schönen Wetter noch zu einem Spaziergange auf, was durchaus nicht auffallen konnte, weil Alle sich gern im Freien ergingen. Da über die Richtung des Spazierganges verschiedene Meinungen geäußert wurden, so warf Dorothea in gleichgültigem Tone hin, ob man nicht die kleine Insel, auf der man am Morgen gefrühstückt habe, auch einmal im Glanze des Abendroths sehen wolle. Hiergegen hatten die Gäste natürlich nichts einzuwenden. Doch schon, bevor man zur Insel kam, strahlten die dahinführenden Baumgänge, wie wenn Tausende von Leuchtkäferchen sich auf den Zweigen niedergelassen hätten. Jean Paul, der von der ihm erwiesenen Huldigung fast bis zu Thränen gerührt ward, hat diese Feierlichkeit selbst beschrieben, und wir thun deshalb gut, ihm, der über Goldstaub und Diamantenglanz, kurz, über jeden Zauber der Darstellung verfügt, ihm, dem poetischen Prosaiker, das Wort zu geben, damit dem glänzenden Feste auch eine glänzende Schilderung zu Theil werde. Jean Paul erzählt nun:

„Als man in den hohen und langen Baumgarten eintrat, war er von den untersten Zweigen bis zu den Gipfeln überglänzt, und alles Laub war wie vom Frühling oder Abendröthe durchsichtig. Lampen unter den Bäumen, von kleinen Vertiefungen verdeckt, waren Lichtspringbrunnen und durchsprengten mit einem aufwärts steigenden Glanz das dunkle Gezweig. Aus dem Grün schienen verklärte Bäume aufzu-

schweben, und die Blätter als feurige Zungen zu zittern. Durch die Feuersäulenordnung kam der Zug in das kleine, runde Eiland, wo man von erleuchteten Bäumen, wie von Glanzriesen umringelt, oben nur einen schwarzen Ausschnitt des Nachthimmels mit blitzenden Sternen erblickte. Musik und Gesang gaben dem stillen Glanze und der Zauberinsel gleichsam Bewegung, und die Lichter wurden zu Tönen. Am Ufer jenseits der Insel bog aus dem Blätterdunkel sich eine männliche Gruppe und, geschieden von ihr, eine weibliche heraus, und sahen erfreut dem Feuer zu und beide nahmen später selber von der geräumten Insel Besitz. Als nun auf dem Rückwege die ganze Gesellschaft, Arm in Arm, durch die ätherischen Freudenfeuer auf beiden Seiten mit dem Absingen eines deutschen Liedes zog, und es mir war, so viel ich hörte, als ob ich selber mitsänge, da hatt' ich endlich jene Nacht des Himmels, nach der ich mich durch meine leere Jugend hindurch so oft umsonst gesehnt; eine Nacht, in der ich in der Jugendzeit mein unbewohntes Herz dahingegeben hätte, ja, wären mir Jüngling so viel Herzen, als Herzkammern, beschеert gewesen, ich hätte noch die übrigen drei herum geboten unter dem Glänzen und Singen.

Im Saale sang noch die Fürstin von Hohenzollern mit ihren Gehülfen ein himmlisches Stabat mater, und nach dem Punsche endigte endlich ein musikalisches Finale den ganzen neunten Tag des Herbstmonats."

Jean Paul, der in seiner Bescheidenheit mehr von der feenhaften Erleuchtung, als von der ihm erwiesenen Huldigung spricht, ist hier durch Tiedge zu ergänzen, der folgendes berichtet:

„Als nun so das kleine Eiland, wie eine Insel der Seligen, in vollem Lichtschmucke dastand, wurde der gefeierte

Dichter von zwei Herzoginnen seiner Vergötterung zugeführt. Der hohe Genius, der, wie Horaz von einem berühmten Manne seiner Zeit sagt, schon längst mit erhabenem Haupte die Sterne berührte, sah nun auch einen Strahlenhimmel zu seinen Füßen."

Uebrigens erwies sich Jean Paul sogleich erkenntlich für die ihm zu Ehren veranstaltete Feier. Hatten der Garten und die Insel für seine Apotheose in einem Lichtmeer gestrahlt, so durchstrahlte er an einem der nächsten Abende den Saal, wo sich die Gesellschaft zur Unterhaltung versammelt hatte, mit den Feuerkugeln seines glänzenden Geistes. Nach allen Seiten sprühte er mit seinen leuchtenden Gedanken, und bald strahlte dies oder jenes Haupt der versammelten edlen und anmuthigen Frauen in dem Nimbus, den der große Wortzauberer darum verbreitete. Wie wunderbar schnell die Stunden auf einem Schlosse verfließen, wo zwei Frauen, wie Dorothea und Elisa, mit Anmuth und Würde das Dasein verklären, sagt Jean Paul in folgenden Worten:

„Die Löbichauer Zeit mißt mit einer Sanduhr, worinnen der Sand so fein und durchsichtig ist, daß man ihn nicht laufen sieht und hört, und man kommt eher zu jedem Andern, als zu sich selbst."

So ward durch Dorothea's und Elisa's geschickte Maßnahmen bei Jean Paul jede Verstimmung zum Schweigen gebracht und er von seinem Löbichauer Aufenthalte entzückter, als je.

Geistvolles Leben in Löbichau.

Außer Jean Paul, Tiedge und Schink erschien auch Theodor Körner bis zu seinem, leider so frühzeitig erfolgten Tode häufig in Löbichau, dem fesselnden Kreise bedeutender Männer durch seine blühende Jünglingsgestalt und den poetischen Hauch, der ihn umfloß, eine glänzende Tinte verleihend. Als Dorothea zum ersten Male nach Karlsbad reiste und in Dresden mit der Körner'schen Familie bekannt ward, da befand sich die Mutter Theodor's gerade in gesegneten Umständen, indem sie den zukünftigen Dichter von Leier und Schwert in ihrem Schooße trug. Dorothea, die sich zu dem Körner'schen Ehepaare hingezogen fühlte und dem Gatten, wie der Gattin, ihre Zuneigung an den Tag zu legen wünschte, bot sich zur Pathin an bei dem Kinde, dessen Geburt erwartet wurde. Wie sie dem Wittwer ihrer Freundin, der in ihrem jungen Eheglücke gestorbenen Sophie Schwarz, für die Erziehung seines Sohnes jährlich eine beträchtliche Summe zur Verfügung stellte, so wünschte sie auch zu der Körner'schen Familie in eine Beziehung zu treten, die ihr gestatte, dem künftigen Erdenbürger Annehmlichkeiten und Erleichterungen zu verschaffen. Durch das Verhältniß einer Pathin konnte sie ihre Schenkungen in das Gewand der Pflicht kleiden, brauchte mithin dem Stolze der Eltern kein Opfer zuzumuthen.

So ward Theodor Körner der Pathe Dorothea's, und sie hat ihm während seines allerdings nur kurzen Lebenslaufes zahlreiche Beweise gegeben, daß sie sich ihm durch ihre Betheiligung an seiner Taufe verwandt, mithin aufgefordert fühlte, ihm seine irdische Laufbahn zu erleichtern. Noch in Karlsbad, wo Körner im Sommer von 1813 wegen einer nicht unbedeutenden Verwundung verweilt hatte, drang sie ihm beim Scheiden zehn Louisd'or auf. Da Dorothea von ihrer frühern Bewunderung für Napoleon gegen ihn kein Hehl gemacht, auch durch die Verheirathung ihrer jüngsten Tochter mit dem Neffen Talleyrand's verhindert ward, sich entschieden gegen Frankreich zu erklären, so verlor bei der glühenden Vaterlandsliebe Theodor Körner's die sonst so von ihm verehrte Frau für eine Zeitlang in seinen Augen ihren Nimbus. Er bemerkte deshalb von den ihm aufgedrungenen zehn Louisd'or, daß er sie „gern ausgeschlagen" hätte. Doch, bevor der Freiheitskrieg des Jahres 1813 ihn in's Feld rief, blickte Körner mit inniger Verehrung zu seiner Pathin auf und war häufig in Löbichau, wo er durch die Blüthen seiner jugendlichen Poesie den anziehenden Musensitz noch anziehender machte. Hatte Dorothea ihren Pathen während seiner Studienzeit unaufgefordert und unabläßig unterstützt, so war Theodor Körner mit Bezeugungen seiner Dankbarkeit nicht im Rückstande geblieben. Seine ersten Gedichte, die unter dem Titel: „Knospen auf dem literarischen Markte", in die Oeffentlichkeit traten, wurden seiner Pathin gewidmet, ebenso sein Drama Toni, das mit einer „Zueignung an die Frau Herzogin Anna Dorothea von Kurland und Semgallen" erschien. Als dritte Huldigung folgte: „Des Sängers Abschied von der Fürstin." Wie gesagt, Theodor Körner liebte und verehrte die Herzogin Dorothea mit aller Gluth seines warmen Jünglingsherzens, und

nur ihre nicht offene Parteinahme für Deutschland im Jahre 1813 erkältete seine Gefühle. Bis dahin hatte er sie wie eine hohe, herrliche Frau bewundert und wie eine theure Verwandte im Busen gehegt. So kam er nach Löbichau mit demselben wonnigen Gefühle, als ob er sein Elternhaus betrete. Unter den geistvollen Eindrücken des anmuthigen Musensitzes regte sich natürlich in seiner knospenden Dichterbrust der Drang zum Schaffen. Er verband sich demnach mit den andern Lieblingen Apollo's, die den Hof zu Löbichau schmückten, zu einer, in Versen geschriebenen Zeitung, die, weil sie meist am Abend beim Thee vorgelesen wurde, den Namen „Theeblätter" empfing, und für die er bei seiner Leichtigkeit im Hervorbringen die hauptsächlichsten Beiträge lieferte. Wie ungemein schnell Theodor Körner in jener glücklichen Jünglingszeit — das Mannesalter sollte er ja nicht erreichen — zu schaffen und zu formen wußte, erhellt aus folgendem Vorgange:

Am letzten Abende seines Verweilens in Löbichau hatte Theodor Körner mit einem Neffen der Schloßherrin einen weiten Spaziergang durch Garten und Hain gemacht, um von allen Stätten, wo er so glücklich gewesen, einen wehmuthsvollen Abschied zu nehmen. Eine Ahnung mochte ihm sagen, daß er Löbichau nicht wiedersehen sollte. So erschien er mit dem Neffen der Herzogin sehr spät in dem Saale, wo sich gewöhnlich die Gesellschaft am Abend zu versammeln pflegte. Alle Mitglieder des Kreises waren schon da, außer den beiden so spät Eintretenden. Körner und der junge kurische Graf suchten leise einen Sitz, um die begonnene Vorlesung nicht zu stören. Jeder von den in Löbichau anwesenden Schriftstellern gab ja nach der getroffenen Verabredung seinen Beitrag für die Theeblätter laut zum Besten. Da fiel

es dem armen Theodor schwer auf's Herz, daß er bei der Unruhe, die ein letzter Tag mit sich führt, wenn man von einem Aufenthaltsorte scheidet, wo man längere Zeit hindurch gern verweilte, ganz vergessen hatte, für einen Beitrag seinerseits zu sorgen. Doch bei seiner reichsprudelnden dichterischen Ader faßte er bald wieder Muth. Schnell zog er sein Taschenbuch hervor, löste ein Blatt aus demselben und warf mit dem Bleistifte in rasender Eile einige Verse auf's Papier. Als die Reihe an ihm kam, etwas vorzutragen, brauchte er nicht, wie bei dem Klingelbeutel in der Kirche, wenn einem der Groschen fehlt, verlegen mit dem Kopfe zu schütteln, sondern sein schwärmerisches Antlitz frei erhebend, las er folgende Charade vor, in der er der edlen Dorothea seine letzte Huldigung darbrachte:

„Willst du in deiner Krankheitsnacht erwarmen
So brauche, was die erste spricht,
Die zweite ruht in weichen Meeresarmen,
Bis einst der Weltenbau zerbricht.

Das Ganze ist ein lieber Fleck der Erde,
Wo für das Edle noch die Herzen glüh'n,
Wo reich das Glück sein üppig' Füllhorn leerte
Und schöne, selt'ne Blumen blüh'n."

Uebrigens traf man, außer holden Frauen und Dichtern, auch auf sonstige anziehende Erscheinungen in Löbichau, die dem dortigen Leben reizvolle Abwechselung gewährten. So sah man dort den Vater Theodor's, den Staatsrath Körner, ferner den Präsidenten von Feuerbach aus Anspach, den Professor Hasse und den Hofrath Böttiger aus Dresden, den Senator Pehmöller aus Hamburg, sowie andere geistvolle und bedeutende Männer. Auch Prokesch, der sich mit dem Fürsten von Schwarzenberg in Leipzig aufhielt, machte der Herzogin

seine Aufwartung, durch seinen sprühenden Geist durchaus berechtigt, sich der Löbichauer Tafelrunde anzureihen. Der Präsident von Feuerbach hatte aus München in seinem Reisekoffer eine gedruckte Rede des Cajetans von Weiller mitgebracht, die den Titel führte: „Ueber die religiöse Aufgabe unserer Zeit." Dieser begabte Katholik sprach damals so versöhnende und aufgeklärte Ansichten aus, daß die Ultramontanen der Jetztzeit, namentlich Herr Louis Veuillot, sicher bedauern, daß er nicht, wie Huß, verbrannt wurde. Elisa und Dorothea, wenn auch innig überzeugte Protestantinnen, warfen doch auf die, im nächtlichen Dunkel des Katholicismus verharrenden christlichen Brüder Blicke der Theilnahme und hofften auf eine dereinstige gemeinsame Anbetung der, durch den Heiland geeinten und durch den Clerus getrennten, gläubigen Menschheit. Deshalb ward auf Elisa's Zimmer die Rede des aufgeklärten Katholiken vorgelesen, mit lebhaftem Interesse angehört und dann gründlich besprochen. Dorothea schlug vor, daß jeder der Anwesenden in einem besondern Schreiben dem Verfasser für den Genuß danken solle, den er durch seine edlen Ansichten dem ganzen Kreise, wie dem Einzelnen, gewährt habe. So empfing der aufgeklärte katholische Geistliche von frommen und hochbegabten protestantischen Männern und Frauen eine Reihe wohlthuender Briefe, die ihn für das Geifern der Römlinge entschädigt haben werden.

Außer Poesie und Religion beschäftigte auch die Kunst den hochbegabten Kreis in Löbichau. So hielt Hofrath Böttiger an vier auf einander folgenden Tagen seine Zuhörerschaft in gespanntester Aufmerksamkeit, indem er die Entstehung und allmälige Entwickelung der Arabesken behandelte. Doch auch Dorothea und Elisa betheiligten sich nicht blos empfangend und durch feine Dankesworte belohnend, sondern

auch mitschaffend und mitbelehrend. Elisa trug geistliche Lieder vor, die sie gedichtet hatte, sowie Abschnitte aus ihrer italienischen Reise, an der sie viele Jahre arbeitete und die 1815 in vier Bänden bei Nicolai in Berlin erschien. Und wie auch Dorothea sich an der allgemeinen Belehrung und an der Erhöhung der Geisteskräfte betheiligte, das schildert uns Böttiger mit folgenden Worten:

„Ich suchte meinen Vorträgen dadurch mehr Anziehendes zu geben, daß ich die sinnliche Anschauung durch Kupferstiche, colorirte Vasengemälde und Musterblätter dazu in Anspruch nahm. Dabei war mir die ausgesuchte Bibliothek der Frau Herzogin mit so manchem schönen antiquarischen Kupferwerke eine erwünschte Hülfsquelle. Manche Seltenheit zeigte die Herzogin darin selbst und entwickelte die mannigfaltigsten Kenntnisse mit der zartesten Feinheit einer nie in schwerfällige Erörterungen sich verwickelnden Frau vom besten Ton. Unvergeßlich werden dem Schreiber dieser Nachricht die Stunden sein, in welchen eine ganze Reihe von gemalten Glasfenstern mit den interessantesten Vorstellungen aus dem neuen Testamente und den Heiligensagen im glühendsten eingebrannten Farbenschmelz das Auge ergötzend, von ihr vorgezeigt wurde und ich darüber meine Muthmaßungen und Erklärungen vortragen durfte, welche ich denn auch zu Papier zu bringen befehligt wurde. Diese Glasmalereien waren bestimmt, die Fenster einer Begräbnißkapelle zu schmücken, welche die Herzogin auf einer reizenden Anhöhe in dem, ihren Landsitz zum Theil umgebenden Lusthain zu erbauen willens war. Wie wußte die holde Fürstin, die mit nie alternder Grazie alle Anmuth des gebildeten Geistes verband, einige Abende dadurch zu erheitern, daß sie ihre Kupferstichsammlungen uns öffnete und das Erwählteste vorzeigte, das sie aus Paris mitgebracht

hatte. Dies Alles erhielt aber erst durch ihre eigenen feinen Bemerkungen darüber Seele und Beziehung."

Besonders gern begaben sich die in Löbichau verweilenden Dichter und Gelehrten auf das Zimmer Elisa's, weil hier stets der reinste Gedankenäther wehte, der nur von Solchen aufgesucht ward, die in hoher Luft zu athmen vermochten. Blos vornehme Persönlichkeiten, die in Löbichau auch von Zeit zu Zeit erschienen, da Dorothea wegen ihrer zahlreichen Beziehungen zur großen Welt es nicht vermeiden konnte, Menschen um sich zu sehen, die nach dem Goethe'schen Ausdrucke nicht den Stoff zu der kleinsten Verszeile hergeben, blos vornehme Persönlichkeiten blieben in den Prunkgemächern der Herzogin und wagten sich nicht zu der geweihten Stätte, wo die ernste Elisa, eine christliche Pallas, den Geist zum Höchsten emporrichtete. Schink schildert die hier verlebten, weihevollen Stunden mit folgenden Worten:

„Elisa's Wohnzimmer war der Tempel, wo Aug' in Auge, Seel' in Seele, das Reich der Gedanken sich aufthat; herrlicher als jemals sahen wir Dorothea. Hier war es, wo über die Weihe der Herrscherwürde, des Geistes Freiheit, der Menschenrechte Gültigkeit, der Hoheit der Vernunft, der Religion und des Christenglaubens Göttlichkeit der gediegenste Gedankenwechsel waltete, Meinung und Ueberzeugung sich unbeschränkt aussprechen, und Aller Herzen sich erwärmten. In diesem Kreise enthüllte die hehre Fürstin sich ganz als eine Gottergebene (Dorothea) in schönen Entwürfen für des Lichtes, des Rechtes und der Wahrheit Beförderung, zur immer festern Begründung des Gottesreiches auf Erden. Diesem engern Lichtbunde schloß sich der weitere Kreis der geselligen Unterhaltung an."

Auch Tiedge gedenkt der geistvollen Weise, wie den bei

seiner verehrten Freundin versammelten Personen die Zeit entschwand:

„Mehrere der Morgenstunden wurden im Zimmer der edlen Elisa, in diesem, der ernsten Unterhaltung geweihten Heiligthum mit Gedankenwechsel über mancherlei Gegenstände, mit Lesen und Gesprächen über das Gelesene zugebracht."

So verfloß das Leben in Löbichau auf die geistvollste Weise, und Alle, die dort einmal geweilt hatten, vergaßen niemals den grünumhegten Musensitz, der durch Elisa und Dorothea, die hinter den italienischen Eleonoren an Kunstsinn und Seelenhoheit wahrlich nicht zurückstanden, seine Weihe empfing für damals und alle Folgezeit.

Das Hinscheiden Dorothea's.

Unter den vielen Prüfungen, die Elisa auf der langen Lebensstrecke, die sie durchmaß, zu bestehen hatte, war eine der schwersten, daß ihre geliebte jüngere Schwester vor ihr dahinschied. Es konnte kein trauteres Verhältniß geben, als das zwischen Elisa und Dorothea bestehende. Der innigen Liebe, die Dorothea für Elisa hegte, mischte sich etwas, wie Ehrfurcht*) bei, während Elisa bei dem frühen Ernste, der sich über ihren Charakter gelagert hatte, und bei dem Drange, Pflichten im engern und weitern Kreise zu erfüllen, gleichsam mit mütterlicher Zärtlichkeit an Dorothea hing und es sich angelegen sein ließ, ihre Seele vor den vielfachen Verlockungen, wie sie ihre hohe Stellung mit sich brachte, zu hüten und sie würdigen Lebenszielen zuzuführen. Und Dorothea's edle Natur kam dem schwesterlichen Bemühen willig entgegen; in dem Grunde ihrer Seele lag gebettet das ergiebigste Beet für Früchte zur Beglückung der Menschheit, wenn nur die Strahlen der ewigen Sonne dasselbe erwärmten und durchleuchteten. Diese ewige Sonne fehlte ihr nun niemals. Und

*) So schrieb sie einst an ihre Schwester aus Paris:
„Ach! ich habe wohl manche Stunde versäumt, ohnerachtet Dein großes Vorbild, meine Geliebte, immer vor meiner Seele stand. Doch ich will redlich streben, so lange Gott mir das Leben läßt."

auch eine fleischgewordene Sendbotin von oben fehlte nicht auf ihrem Lebenswege. Wie eine Hoheprieſterin der Tugend, der Wahrheit und des Rechts, ſchritt Eliſa an ihrer Seite, und Dorothea war bemüht, ihr Thun ſo einzurichten, daß ſie niemals ihren Blick zu ſenken brauchte vor der herrlichen Schweſter, die all' ihr Dichten und Trachten in den Dienſt der Menſchheit geſtellt hatte. Reichte Dorothea auch nicht heran an die Tugendhöhe Eliſa's, ſo kam ſie ihr doch nahe. Denn nicht bloß, daß ſie gegen alle Welt freundlich und gütig war, daß ſie mit ſtets williger Hand abgab von ihren reichen Mitteln, ſie wußte auch Entſagung zu üben und auf Vergnügen zu verzichten, um die Noth ihrer Mitmenſchen zu lindern. So hatte ſie im Frühlinge 1803 ſich ſehr darauf gefreut, während der Oſtermeſſe in Leipzig einen längern Aufenthalt zu nehmen, wie es viele Jahre hindurch bei Fürſten und reichen Standesperſonen ein beliebter Zeitvertreib war, dies, in ſeiner Art einzige Marktgewühl in nächſter Nähe anzuſchauen. Vor allem freute ſich Dorothea, bei ihrer Neigung zum Schenken, auf die vielen ausländiſchen Sachen, die ſie auf der Leipziger Meſſe in Augenſchein nehmen könne, um von ihnen das Geſchmackvollſte für ihre Freunde und Freundinnen einzukaufen. Als ſie ſchon alle Vorbereitungen zu der Reiſe getroffen hatte, gelangte an ſie die Bitte einer Perſon, die ihr zwar bekannt war, aber ihrem Herzen durchaus nicht nahe ſtand, um ein bedeutendes Anlehn, für deſſen Erſtattung nicht die geringſte Bürgſchaft geboten ward. Die Herzogin konnte dieſer Bitte nur willfahren, wenn ſie ihre Reiſe nach Leipzig, worauf ſie ſich ſo ſehr gefreut hatte, aufgab; denn für ein koſtbares Vergnügen und ein reichliches Darlehn beſaß ſie damals nicht die genügenden Mittel. Sie war zwar in ſehr glücklicher Vermögenslage

und konnte mit fürstlichem Glanze leben, aber es wurden auch an ihre bekannte Freigebigkeit unabläſſige Anſprüche gemacht. So hatte ſie erſt kurz vorher, ehe dieſe neue Bitte um ein bedeutendes Anlehn an ſie erging, einen Schein über 2000 Thaler, die ſie an eine Hülfsbedürftige aus den höhern Ständen geliehen und worüber ſie ein Document empfangen hatte, auf zarte Weiſe an die Verpflichtete zurückgelangen laſſen, da ſie wußte, daß die Wiederbezahlung der geliehenen Summe der Schuldnerin ſchwer gefallen wäre. Eliſa, die gewiß ihrer Schweſter vom Wohlthun nicht abrieth, meinte doch, daß Dorothea dieſe neueſte an ſie ergangene Bitte abſchlagen könne, indem gegen die perſönliche Würdigkeit der ein Anlehn Begehrenden ſich manches einwenden laſſe. Sie ſchloß ihre abmahnende Rede mit den Worten, daß man bei der Bewilligung ſo bedeutender Wohlthaten ſehr vorſichtig verfahren und durchaus die Würdigkeit der zu Unterſtützenden in's Auge faſſen müſſe; denn die reichſten Mittel würden zuletzt erſchöpft, und man komme dann in die bedenkliche Lage, Nothleidenden, die einen berechtigteren Anſpruch auf Unterſtützung hätten, in ihrer Bekümmerniß keine Hülfe gewähren zu können. Doch Dorothea erwiderte im edlen Eifer:

„Wie kann ich jene Bittende der Demüthigung preisgeben, mich ſo ganz unvergolten mit ihrer Lage bekannt gemacht zu haben? Ich werde meine Reiſe nach Leipzig aufgeben und dann iſt alles wieder in's Gleiche gebracht.“

Wie Eliſa und Dorothea bei gleichem Edelmuthe faſt ſtets übereinſtimmten, ſo waren ſie auch in ihren Anſichten über Kunſt, Literatur, Politik meiſt im Einklange. Nur vermochte Eliſa nie Dorothea's Begeiſterung für Napoleon zu theilen, und vermied deshalb ſo viel wie möglich, ſich in Gegenwart ihrer Schweſter über ihn zu äußern. Freilich

beherrschte Napoleon zur Zeit seiner Allmacht so sehr die Weltbühne, daß fast keine Gesellschaft sich vereinigte, in der nicht über den wunderbaren Mann die mannigfachsten Urtheile gefällt wurden. Um das Verhältniß der beiden Schwestern richtig zu bezeichnen, so war Dorothea bis zum Feldzuge Napoleon's gegen Rußland französisch gesinnt, während Elisa treu und fest auf deutscher Seite stand. Aus diesem Grunde konnte sie den Anblick der in Berlin herrschenden Franzosen nicht ertragen, und nachdem sie Dorotheens Geburtsfest am 3. Februar 1807 mitgefeiert hatte, verließ sie, über den Fall Preußens im tiefsten Herzen betrübt, nach vierwöchentlichem Verweilen das Kurländische Palais, um in friedlichem Landleben die rauhe Politik zu vergessen. Indeß hatte Elisa noch die Freude, ihre Schwester von ihrer Bewunderung Napoleon's gänzlich geheilt zu sehen. Dazu trug der häufige Aufenthalt Dorothea's in Paris wesentlich bei, wo sie aus dem Kreise der ihr nahe verwandten Talleyrand'schen Familie sehr viel Ungünstiges über ihren Helden hören mußte. So erzählte man ihr, Napoleon habe auf den allgemein geäußerten Wunsch nach dem Aufhören des ewigen Krieges im Anfange des Jahres 1813 geantwortet: „Frieden sollt ihr haben, wenn ich München werde niedergebrannt haben!“ — Die Herzogin begleitet diese Aeußerung des einst von ihr so bewunderten Mannes mit folgender Randbemerkung: „Entsetzlich! Zu solcher Tiefe kann im Unglück ein Mensch fallen, den das Glück verwöhnt hat!“ — Gleichfalls erzählte man der Herzogin, daß die Mutter Napoleon's, als er für den fortzusetzenden Krieg von ihr die Millionen begehrte, die sie bei großer Sparsamkeit angesammelt hatte, daß Lätitia ihn beschworen habe, mit der Menschenschlächterei einzuhalten. Der Kaiser habe geschwiegen und sei weggegangen, ohne über

seine Absichten etwas verlauten zu lassen. Eine der Frauen Lätitia's, die Napoleon beim Weggehen genau beobachtet, habe nun gemeint, daß aus seinen Mienen der steinerne Ausdruck verschwunden gewesen. Sie habe deshalb beglückwünschend zu Lätitia gesagt: „Madame, Sie siegten über das Herz des Kaisers; er schien gerührt." — Doch die Mutter, ihren Sohn besser kennend, habe fast mit Hohn ausgerufen (die ihr abgeforderten Millionen versetzten wohl die etwas geizige Lätitia in grimmige Stimmung): „Er, ein Herz! Eine Kanonenkugel hat bei ihm die Stelle des Herzens eingenommen." — Auch besprach man in dem Talleyrand'schen Familienkreise eine Aeußerung der Frau von Staël über Napoleon, die gleichfalls vernichtend lautete. Die geistreiche Frau sollte nämlich gesagt haben: „Ich hatte Stoff gesammelt, die Geschichte des ersten Kaisers der Franzosen zu bearbeiten, aber es nöthigt mich, die Abenteuer Bonaparte's zu schreiben."

Uebrigens wäre Dorothea schon bei ihrer Reise durch die Schweiz im Jahre 1804 von der blinden Bewunderung Napoleon's und der Franzosen geheilt worden, wenn sie sich damals nicht in einem Zustande der Berückung und Verzückung befunden hätte. So lange die höchsten und mächtigsten Empfindungen, die einen Menschen beherrschen können, nämlich Liebe und Schwärmerei, im Innern wohnen, machen sie die von ihnen durchwogte Persönlichkeit vollständig taub und blind. Ihr können die schwärzesten Flecken an dem geliebten Gegenstande gezeigt werden, sie sieht nichts davon. Ebenso können ihr die ungünstigsten Charakterzüge von ihrem Helden mitgetheilt werden, sie hört nichts davon, oder es klingt ihr wie Sanskrit, während es Deutsch oder Französisch war. Ganz so verhielt es sich mit Dorothea. Sie hörte

und begriff das Nachtheilige über Napoleon erst, als sie im Jahre 1812 von ihrer ungesunden Begeisterung, mithin von ihrer relativen Blindheit und Taubheit, genas und über ihn unbefangen zu urtheilen lernte. In der Schweiz, wie gesagt, hatten sich achtbare und von Dorothea hochgeschätzte Persönlichkeiten über Napoleon und die Franzosen sehr erbittert geäußert. Der Kanzler Thormann in Bern, sowie der Landamman Reding in Schwyz, zwei Männer von scharfem Verstande und würdigstem Charakter, hatten, statt die von Dorothea erwarteten Loblieder in Betreff Napoleon's und der Franzosen anzustimmen, sich über Herrscher, wie Volk, auf's Ungünstigste ausgesprochen. Namentlich behauptete der Kanzler Thormann, daß die Franzosen sich einzig deshalb in die Angelegenheiten der Schweiz gemischt hätten, um die in siebzehn Millionen Gulden bestehenden Ersparnisse des Cantons Bern ihrer reichen Beute aus Deutschland und Italien anzureihen. Mit diesen dem Canton Bern geraubten siebzehn Millionen habe Bonaparte die ersten Kosten seiner abenteuerlichen Fahrt nach Egypten bestritten.

Doch Dorothea befand sich während ihrer Reise durch die Schweiz in dem blind und taub machenden Zustande der Schwärmerei, so daß Napoleon nach wie vor ihr als ein Ritter ohne Furcht und Tadel galt, wie auch die Franzosen ihr das auserwählte Volk blieben. Sonst aber war sie in der Schweiz hellen Geistes und milden Herzens, wie immer. So hörte sie voller Entsetzen, daß in der schweizerischen Gerichtsverfassung die peinliche Frage noch ihre häufige Anwendung finde. Mit dem edlen Bestreben, einer solchen Abscheulichkeit ein Ende zu machen, wandte sie sich an die Staatsmänner der Schweiz, von denen ihr, wie es überall geschah, wo sie sich zeigte, Huldigungen dargebracht wurden, und mit strömender

Beredtsamkeit sprach sie für die Ausmerzung dieses Fleckens an dem Ehrenschilde der ruhmreichen Helvetia. Sie fragte mit einem leisen Anfluge von Hohn, wie die Tortur mit den Grundsätzen der Freiheit und Humanität, die einer Republik doch zur Richtschnur dienen müßten, in Einklang zu bringen sei. Dann auf die Einrichtungen der preußischen Monarchie übergehend, die sie von wiederholtem dortigen Aufenthalte und von ihrer jedesmaligen scharfen Prüfung des sie umgebenden staatlichen Lebens genau kannte, dann den stolzen Republikanern die bessern Zustände eines absolut regierten Gemeinwesens vor die Augen führend, fuhr sie fort:

„In dem Staate Friedrich's des Großen wurde das neue Gesetzbuch, ehe es Gesetzkraft erhielt, zur öffentlichen Beurtheilung ausgestellt, und jedes treffende Urtheil beherzigt und benutzt. Sonach findet im preußischen Staate die vollständige Sicherheit der Personen und des Eigenthums statt. Von der Tortur ist nicht mehr die Rede daselbst."

Der Landamman Reding, in den Ansichten befangen, die er von Jugend auf hatte billigen hören, meinte, daß die Anwendung der peinlichen Frage bei schweren Staatsverbrechern ausnahmsweise zu gestatten sei.

Doch die edle nordische Fürstin übertraf den sonst wackern Republikaner an echter Humanität und schloß ihre begeisterte Rede, in der sie die Abschaffung der Tortur befürwortete, mit folgenden Worten:

„Gesetzesausnahmen sind, so viel ich einsehen kann, überhaupt sehr verdächtige Einführungen in das Gebiet der Gerechtigkeit. Wenn durch Abschaffung der Tortur die Gefahr vermieden werden soll, von der Unschuld ein Geständniß der Schuld zu erpressen, indeß der wirkliche Böswicht im Verborgenen den Triumph seines Verbrechens genießt, so kann

es meines Erachtens durchaus keinen Fall geben, der für die Anwendung der peinlichen Frage irgend eine Rechtfertigung darböte."

So waren die Ansichten der Herzogin Dorothea von Kurland stets die menschenfreundlichsten, ihre Ansichten die reinsten und besten. Für ihre viele Jahre anhaltende blinde Verehrung Napoleon's läßt sich zur Entschuldigung anführen, daß ein hauptsächlicher Beweggrund, weshalb sie den Franzosenkaiser so hochstellte, in seiner gerechten Behandlung ihrer protestantischen Religionsgenossen zu suchen ist, deren sie sich überall, wo sie auch verweilte, auf's Werkthätigste annahm. Nun hatte sie bei ihrem häufigen Aufenthalte in Frankreich von einsichtigen protestantischen Männern vernommen, auf wie unerhörte Weise man unter den Bourbons gegen die Religionsgenossen der augsburgischen und helvetischen Confessionen verfahren sei, und wie Napoleon, da unter der blutigen und stürmischen Republik sich Niemand habe wohl fühlen können, ihnen erst ein freies Athemholen möglich gemacht. Dorothea wünschte nun, daß die Protestanten die Tage der Ruhe und der Freiheit, die Napoleon ihnen schenkte, benutzen möchten, um Kirche und Schule fest zu gründen. Mit den Predigern Boissard und Göpp, denen die Seelsorge der protestantischen Gemeinde in Paris oblag, hatte sie lange und fruchtreiche Unterredungen, wie man es bewerkstelligen könne, daß ihre Religionsgenossen durch echtes Christenthum und wahrhafte Bildung sich vortheilhaft abhöben von der großen Masse der Katholiken. Sie wußte, wie die französischen Katholiken von ihrem, allem geistigen Fortschritte feindlichen Clerus gegen die Protestanten, die einen Lichtkern bildeten in der rings gehegten egyptischen Finsterniß, unablässig aufgehetzt wurden, im Stillen und Geheimen, so lange

der vernunftheile Napoleon am Ruder stand, offen und schamlos, als die pfäffischen Bourbons zurückgekehrt waren.

Die Herzogin Dorothea sorgte demnach in Paris, ihre reichen Mittel oft bis zur Erschöpfung verausgabend, für die geistige Ausbildung und religiöse Stärkung ihrer protestantischen Glaubensgenossen.

An dieser Stelle, wo wir die unermüdliche Sorgfalt, die Dorothea ihren protestantischen Glaubensgenossen zu Theil werden ließ, rühmend hervorzuheben hatten, dürfte ein genaueres Eingehen auf die religiöse Beschaffenheit der edlen Fürstin am Orte sein. Da haben wir freudig anzuerkennen, daß Dorothea ihr Christenthum mehr durch treues Thun, als durch starres Bekennen bethätigte, daß ihr Verketzerungssucht durchaus fremd war, und daß sie die gegenseitige Anfeindung der christlichen Confessionen schmerzlich beklagte. Jene von Friedrich Wilhelm III. angestrebte und durchgeführte Union war ganz nach ihrem Herzen. Wenn der preußische König während seines Verweilens in Paris Dorothea wiederholt besuchte und in wehmüthiger Rückerinnerung seiner Gemahlin Louise gedachte, die mit der anmuthigen kurischen Fürstin viel verkehrt hatte und von dieser aufrichtig verehrt worden war, wenn Friedrich Wilhelm III. und Dorothea bei Gelegenheit der zu früh gestorbenen Königin sich vom Tode und Jenseits unterhielten, so wird ihr Gespräch wahrscheinlich auch auf Religion und die durch sie gespendeten Tröstungen gekommen sein. Da wird sich der fromme protestantische König gefreut haben, von der frommen protestantischen Dorothea seine Ansichten in Bezug auf die Union der lutherischen und reformirten Kirche vollständig getheilt zu sehen. Wie ihr die Vereinigung zweier sich geistig so nahe verwandten Confessionen am Herzen lag, davon hatte sie

während ihres Verweilens in Mitau, das gerade in die dreihundertjährige Jubelfeier der Reformation fiel, Gelegenheit, Zeugniß abzulegen. Da sie es nicht durchsetzen konnte, daß die Lutheraner und Reformirten in gemeinsamem Gottesdienste die vor dreihundert Jahren geschehene Erneuerung und Vergeistigung des Christenthums feierten, so bewies sie doch Beiden ihre gleiche Theilnahme, dadurch kund gebend, daß sie sich Beiden religiös verwandt fühle. Die eigentliche Feier des Tages beging sie in der lutherischen Hauptkirche Mitau's und nahm dort das heilige Abendmahl, und am nächstfolgenden Sonntage wohnte sie dem Gottesdienste in der reformirten Kirche bei, wo eine Nachfeier der großen Glaubensthat begangen wurde.

Wie Dorothea über Religion und religiöses Wesen dachte, davon finden sich in ihren Briefen zahlreiche Spuren. So schrieb sie einst:

„Die Religion, als Mittel zu weltlichen Zwecken gebraucht, ist Gotteslästerung."

In einem andern Briefe heißt es:

„Es sollen überall keine Sektenbenennungen sein. Alle sollten Christen heißen und Christen sein. Wir, meine Freundin, wollen glauben, lieben und hoffen, Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten, und diese Anbetung spreche sich in thätigem Christenthum aus."

Da Dorothea durch ihre häufige Anwesenheit in Frankreich aus ihren Unterredungen mit dortigen hervorragenden Protestanten wußte, wie der Papst und die römische Clerisei alle ihnen ergebenen Regierungen zur steten Einengung sämmtlicher Nicht-Katholiken aufforderten, so hörte sie mit nicht geringer Besorgniß, wenn der angriffslustige Ultramontanismus sich neue Waffen geschmiedet hatte zu seinem nie

endenden Kampfe gegen Licht und Wahrheit. Als Dorothea demnach vernommen hatte, daß von Baiern mit dem Papste ein Concordat abgeschlossen worden, so schrieb sie hierüber an einen ihr befreundeten Staatsmann, wie folgt:

„Je vais Vous parler encore d'une lettre, qui m'est parvenue et qui m'attriste. Jl s'agit du concordat du pape avec la Bavière. On cite plusieurs articles de ce concordat et on y voit que le Saint-Père va établir dans une partie de l'Allemagne un état dans un état, et qu'il va diriger l'instruction publique, vu que les écoles et les ouvrayes sont soumis au bon jugement du clergé. Le respect pour le culte religieux est nécessaire à tous les états, à tous les individus, mais il n'y a que la religion pure et simple du Christ, que nous trouvons dans l'évangile, qui rend les hommes humains, tolérans et humbles. Assurément que cette humilité chrétienne ne se trouve ni dans les principes, ni dans la conduite de ces saints de la terre en habit de moine. Je ne sais quelle fatalité porte les hommes d'état à détruire la lumière et à protéger tout ce qui tend à fasciner les yeux et à rendre les hommes bêtes et faux. — — — C'est aujourd'hui une vraie courtoisie que de se parer d'une espèce de sainteté extérieure."

Daß Dorothea von der Sündhaftigkeit der menschlichen Natur vollkommen durchdrungen und himmelweit entfernt von der katholischen Auffassung war, als ob einzelne Sterbliche sich heiligen und von dem Ueberschusse ihrer guten Werke an minder Tugendhafte abgeben könnten, das bewies eine von ihr gethane Aeußerung, als sie schon nahe der Pforte der Ewigkeit stand. Auf ihrem letzten Schmerzenslager erhielt sie nämlich von einem angesehenen protestantischen

Geistlichen ein längeres Schreiben, in dem folgende merkwürdige Stelle vorkam:

„Die Welt liege tief im Argen und sei mit einer Masse von Sündhaftigkeit belastet, welche die Langmuth Gottes übersteige und dessen Strafgerechtigkeit aufreize. Nun geschehe es, daß mannigfaltiges Leiden über die bessern Menschen komme, auf daß eine gewisse Expiation zwischen der göttlichen Gerechtigkeit und der sündhaften Welt vermittelt werde."

Dorothea, sich ihrer Unvollkommenheit wohl bewußt und den Gedanken der katholischen Werkheiligkeit als durchaus falsch erkennend, schrieb von ihrem Krankenlager aus, von dem sie nicht wieder erstehen sollte, mit ihrer gewohnten Zartheit und Freimüthigkeit Folgendes:

„Sie danke ihm von ganzem Herzen für seine Theilnahme an ihrem Krankheitszustande, so wie auch für die vortheilhafte Vorstellung, die er von ihrer moralischen Würdigkeit hege; nur könne sie der Meinung: daß die Leiden guter Menschen, die doch sämmtlich nicht fleckenlos vor Gott erscheinen, zu einer Expiation zwischen der sündhaften Welt und der Gerechtigkeit Gottes dienen, nicht beipflichten. Und wenn dem auch wirklich so sei, so könne doch sie den Trost sich nicht aneignen, zu jenen heiligen Opfern zu gehören. Sie sei sich mancher Fehler und Schwächen, überhaupt ihrer eigenen Sündhaftigkeit innig bewußt und habe Gott nur in tiefster Demuth anzurufen, daß er ihre Mängel und Fehltritte nach seiner Barmherzigkeit ihr vergeben möge."

Dorothea erkannte sehr richtig, daß aus Rom für die Christenheit nur Verfolgung und Verdunkelung kommen könne. Sie äußert sich über diesen Punkt mit anfänglicher Besorgniß, aber mit endlicher Zuversicht in folgenden Worten:

„Der Kampf zwischen echtem Christenthum und Papstthum, zwischen Gesetz und Willkür hat begonnen; noch werden Zeiten der Trübsal Statt haben; aber was erlangt der Mensch ohne Kampf? Das Gold muß durch Feuer geläutert werden. So ergeht es mit den ewigen großen Wahrheiten, bis sie erkannt und gefaßt werden. Sie können verdunkelt werden, aber um nachher deste heller zu leuchten."

Bei der letzten Reise Dorothea's nach Paris war ihr Abschied von Elisa äußerst bewegt gewesen, gleichsam, als ob sie geahnt hätte, daß sie nicht lange mehr neben der geliebten Schwester auf Erden wandeln solle. Zwar flossen jedesmal Thränen, wenn Elisa und Dorothea sich für kürzere oder längere Zeit trennten, aber diesmal trug der Abschied doch einen ganz besonders wehmüthigen Charakter. Elisa verließ Löbichau einige Tage früher, während Dorothea noch zurückblieb, um, durch den ruhigen Aufenthalt in Deutschland gestärkt, den Winter in Paris zu verbringen. Zuerst nahmen die beiden Schwestern, durch keine neugierigen Blicke in ihren Gefühlen gehemmt, in einem Zimmer der Herzogin von einander Abschied. Dorothea schlang weinend ihre Arme um die edle Gestalt Elisa's und lehnte ihr weinendes Antlitz an die Brust der geliebten Schwester, als ob sie sich nie von ihr trennen wolle. Elisa, obgleich ebenfalls tiefbewegt, war doch die Stärkere und konnte trösten mit der Aussicht auf ein Wiedersehen im Sommer. Dann begleitete die Herzogin ihre Schwester bis zum Wagen, und als sie hier, aufgelöst in Schmerz, an ihrem Halse hing, da war es fast vorbei mit der Seelenstärke Elisa's, und auch sie hätte bald den Ausbruch ihrer wehmuthsvollen Gefühle nicht zurückzuhalten vermocht. Endlich konnte Elisa sich losreißen und in den Wagen steigen. Doch, als dieser nun fortrollte, da wandte

sie oft das Haupt rückwärts und grüßte unter Thränen; denn sie gewahrte, wie die zarte Gestalt Dorothea's nicht vom Flecke wich und ihr mit liebendem Blicke folgte, so lange die Entfernung ein Erkennen noch möglich machte.

Am 3. November 1820 langte Dorothea in Paris an, wo sie von dem Leben der großen Welt, dem sie durch Rang und Verwandtschaft angehörte, sofort in Anspruch genommen ward. Doch genügte ihrer edlen Natur niemals das Vergnügen, mochte es sich auch in so feine und anziehende Formen kleiden, daß es fast zur Kunst geadelt ward. Ihre protestantischen Religionsgenossen, denen seit der Rückkehr der Bourbons wieder manches Herzeleid zugefügt ward, nahmen ihre ganze Sorgfalt in Anspruch. So las die Herzogin voll lebhaften Unwillens, ja, voll Entsetzens, da sie bedachte, wie die gegenseitigen Aufhetzungen der Franzosen zu Bartholomäusnächten und Septembertagen zu führen pflegen, so las sie, wie die Protestanten in einer vielgelesenen Pariser Zeitschrift als Meineidige, Räuber, Eheschänder, kurz, als mit allen Lastern behaftet, den Augen der katholischen Menschheit geschildert wurden. Da damals schon eine Art von Censur geübt ward, so erkannte die Herzogin deutlich, daß diese abscheulichen Anklagen sich des stillen Wohlgefallens der Regierungskreise zu erfreuen hatten. Die Herzogin durfte bei dieser ihren Glaubensgenossen zugefügten Unbilde nicht schweigen. Da sie bald darauf in einer Gesellschaft mit einem angesehenen Beamten zusammenkam, von dem sie wußte, daß ihm die Censur der Zeitschrift obliege, die ihre Glaubensgenossen auf das Maßloseste angegriffen hatte, so wandte sie sich in ihrer milden und geistvollen Weise an ihn und äußerte ihr Befremden, daß er den Ausströmungen wildesten Hasses und schamlosester Unwahrheit nicht Einhalt gethan habe.

Denn, wenn er unbefangenen Blickes um sich schaue, so müsse er doch gewahren, daß die französischen Protestanten den Vergleich mit ihren katholischen Landsleuten nicht zu scheuen brauchten. Der Censor, sichtbar verlegen werdend bei den ernsten und doch milden Vorwürfen der anmuthigen fürstlichen Frau, wußte trotz der großen französischen Redegewandtheit zuerst nichts zu antworten. Dann aber äußerte er, da er von der gänzlichen Unwissenheit der Franzosen in Bezug auf auswärtige Verhältnisse ein gutes Theil abbekommen hatte, daß die, von ihm durchgelassene, ungünstige Schilderung der Protestanten sich mehr auf das Ausland beziehe. Die Herzogin, mit Recht innerlich empört, daß ihren lieben Landsleuten in den Ostseeprovinzen und so vielen ihr bekannten und von ihr verehrten Deutschen solche Abscheulichkeiten angedichtet worden, antwortete in edler Entrüstung:

„Immer schlimm! Es fragt sich, ob solche verleumderische Vermessenheit gegen einen ehrwürdigen kirchlichen Verein, aus dessen Schooße nie eine Empörung hervorgegangen, der in ganz Europa Anerkennung und Beistand findet, dem selbst hier zu Lande Gesetz und König Schutz verheißen, erlaubt und recht ist."

Der Censor, der das schöne Antlitz Dorothea's in stolzer Entrüstung auf sich gerichtet sah, wurde ganz kleinlaut und versprach, daß sie in Zukunft nicht durch ähnliche Schmähungen über ihre Religionsgenossen solle in Unwillen versetzt werden.

Die Herzogin, unterstützt von den beiden Predigern Boissard und Göpp war unermüdlich thätig, den französischen Protestanten in Bezug auf Kirche und Schule den würdigsten und zweckmäßigsten Zustand zu verschaffen.

Auch in Paris, trotz tausendfacher Zerstreuungen und

thätigen Waltens, das eine beträchtliche Zeit ihres Tagewerks würdig ausfüllte, gedachte Dorothea ihrer geliebten Schwester auf's Zärtlichste und gab ihr stets auf's Ausführlichste über ihr Denken und Thun Auskunft. So schrieb sie an Elisa am 31. Januar des Jahres 1820 unter vielem andern Folgendes:

„Wunderbar bewegt fühlt meine ganze Seele sich. Wieder ist ein Jahr unter Verwirrungen, vergeblichen Hoffnungen und eingetroffenen Befürchtungen verflossen. Besser ist nichts geworden. Gott gebe, daß es nur nicht schlimmer wird! Aber ach! wohin man umhersieht, da ist nichts Tröstliches zu sehen. Ich wende meine Blicke nach Deutschland. Die kleinen Souverains, die kein Kammergericht mehr über sich haben, wie werden es die treiben! Deiner Liebe gedenke ich, meine Elisa, die Du mir durch mein ganzes Leben hindurch so treu erwiesen hast, und das macht mich wieder heiter, wenn mich der Trübsinn beschleichen will. Ich sehne mich nach Dir. Gott führe uns in Löbichau gesund wieder zusammen!"

Und als sie in das neue Jahr eingetreten war, dessen Schluß sie nicht erlebte, da schrieb sie, bevor sie sich schlafen legte, noch folgende Zeilen an die ferne, theure Schwester, die sie liebte, wie eine Freundin, und verehrte, wie eine Mutter:

„Es ist Nachmitternacht; aber zu Dir, meine Elisa, muß ich noch sprechen, ehe ich mich zur Ruhe lege. Im Kreise meiner hiesigen Freunde feierte ich die Scheidestunde des Jahres, so wie wir es im väterlichen Hause gewohnt waren. Eine geistliche Musik machte die Einleitung und den Beschluß. Meine ganze Seele war zur Andacht gestimmt, sie erhob sich mit der Freudigkeit seliger Hoffnungen zu Gott, und eine sanfte, stärkende Heiterkeit kam von Oben auf mich herab.

Als die Mitternachtsstunde schlug, begrüßten wir das neue Jahr mit Anstoßung unserer Gläser. — Heil und Segen über die ganze Menschheit! rief ich aus. — Wohlwollen und Liebe verbinde die Menschen unter einander! — das war mein zweiter Wunsch; Du, gute, liebevolle Elisa, schwebtest mir vor. Gern hätte ich Deinen Namen laut genannt, aber so ganz, wie ich Dich kenne, kannte Keiner Dich in dem Kreise, obgleich Deine italienische Reise hier viel Beifall findet. Ich ging also mit meinem Glase in den einsamen Winkel eines Fensters, blickte zum bestirnten Himmel hinauf, nannte still im Herzen vor Gott Deinen Namen, trank auf Dein Wohl, dann nannte ich auch die Namen meiner Freunde im Vaterlande, sandte ein stilles Gebet zu dem liebenden Vater der Menschen und kehrte recht heiter und gestärkt zur Gesellschaft zurück. Ich sehne mich nach Dir. Nun, Gott wird uns ja wieder in meinem friedlichen Löbichau zusammenführen und Dir und mir dazu Gesundheit verleihen."

Nach diesem schönen Briefe, der dem Herzen Elisa's ungemein wohl that, erfolgte während vieler Wochen gar keine Nachricht. Elisa hatte allen Grund, sich zu ängstigen, denn bei einer so fleißigen Correspondentin, wie Dorothea, waren Trägheit und Nachlässigkeit sicher nicht der Grund ihres Schweigens. Endlich ward Elisa ihrer qualvollen Unruhe durch die Mittheilung entrissen, daß Dorothea sich wieder auf dem Wege der Besserung befinde, nachdem sie an einem Gallenfieber schwer erkrankt gewesen. Kaum fühlte Dorothea sich kräftig genug, um schreiben zu können, so richtete sie einige Zeilen an Elisa, aus denen wir die Hauptstellen mittheilen:

„Im April sehen wir uns zuerst in Karlsbad wieder. In Löbichau wollen wir wieder recht unschuldig froh sein und uns wenig um die Welthändel bekümmern; der politische

Himmel hängt voll schwarz drohender Wolken. Hier in Paris kämpfen Parteien einen leidigen Kampf. Bei dem Worte ultra läuft mir immer ein kalter Schauer über den Leib. Ultraroyalisten und Ultraliberale sind gleich gefährlich im Staate. Jeder hat nur sich, nicht das Gemeinwohl im Auge. Der Egoismus ist der Krebsschaden überall. Die Monarchen sind gut; sie haben kein Interesse, es nicht zu sein, aber die Regiersucht ihrer Diener und deren Diener verhindern viel Gutes, besonders Gesetze, die ihnen Verantwortlichkeit zumuthen. Doch Gott wird schon machen, was werden soll. Ich sehne mich nach Dir."

Dorothea, gleich ihrer edlen Schwester Elisa, von Adelsstolz gänzlich frei, hatte sich in Paris mit der Gattin des Buchhändlers Treuttel innig befreundet. Ueber die letzten Augenblicke, welche die edle kurische Herzogin und die tugendhafte und hochgebildete Frau Treuttel mit einander verlebten, haben wir aus der Feder der Letzteren genaue Aufzeichnungen. Frau Treuttel erzählt, wie sie der Herzogin Bericht abgestattet über einen blindgeborenen Knaben, mit dem auf Kosten der edlen Dorothea die mannigfachsten Versuche angestellt worden, um seinem Auge die fehlende Sehkraft zu verschaffen, und der durch die Verwendung der einflußreichen Fürstin in der Blindenanstalt zu Paris ein Unterkommen gefunden, das man ihm bisher verweigert hatte. Frau Treuttel fährt in ihrem Berichte dann fort:

„So bleibt mir auch von der letzten Stunde, die ich bei dem Abschiede von dieser Edlen mit ihr verlebte, eine heilige Erinnerung. Als ich mich entfernen wollte, zog sie mich an das Fenster, drückte mich an ihr Herz und sagte: „Nicht wahr, liebe Treuttel, Freundschaft ist ein seliges Gefühl?" — Ich antwortete: „O ja! Niemand kann das besser fühlen,

als ich; aber ich vergesse die Scheidewand nicht, die Geburt und Rang zwischen die Menschen stellt." — Sie unterbrach mich mit den Worten: „Was sagen Sie, meine Liebe? sind Geburt und Rang nicht ein Kleid, das wir ablegen, wann wir von hinnen gehn? Ist nicht hier etwas, das uns verbindet?" indem sie die Hand auf das Herz legte. — Diese Worte, mit einer innigen Umarmung zum Lebewohl, waren die letzten, welche diese schöne, über alle Hoheit der Erde erhabene Seele in mein Herz legte. Darauf folgte noch ein lieber Brief, worin die Edle am Ende sagt: „Wenn wir uns wiedersehen, o dann wollen wir recht wirken!"

Dorothea reiste von Paris anscheinend vollkommen gesund ab; doch daß dies nur auf Täuschung beruhte, bewies ein heftiger Fieberanfall, der sie unterwegs auf's Krankenlager warf, so daß sie am 15. Mai in Löbichau matt und angegriffen anlangte. Indeß, die Freude, die geliebte Schwester an ihre Brust zu schließen und so viele Personen wiederzusehen, über deren Anhänglichkeit sie keinen Zweifel zu hegen brauchte, die freudige Aufregung hauchte über ihre bleichen Wangen ein trügerisches Roth, was, verbunden mit ihren leichten, anmuthigen Bewegungen, ihr in den Augen Aller den Schein einer Gesundheit verlieh, die sie leider nicht besaß. Das Erste, was Dorothea, nachdem sie sich von der Fahrt ein wenig erholte, vornahm, war, daß sie mit Hülfe ihrer Kammerfrauen die Koffer und Kisten auspackte und mit jugendlicher Hast alle die Geschenke hervorsuchte, die sie für ihre Freunde und Hausgenossen aus Paris mitgebracht hatte.

Bald nach der Ankunft Dorothea's trafen auch ihre drei verheiratheten Töchter ein, und es hätte sich wieder in Löbichau das anziehendste Leben gestalten können, wäre nicht leider die Herrin der schönen Besitzung mit dem Todeskeime

behaftet gewesen. Um ihre Umgebung nicht zu beunruhigen, suchte Dorothea die ersten Angriffe jenes hartnäckigen Uebels, das zuletzt doch den Sieg behielt, im Stillen abzuschlagen und verhehlte ihre innern Schmerzen. Indeß, da diese mit jedem Tage heftiger wurden, so war ein Verhehlen nicht länger möglich, und es mußte ärztliche Hülfe in Anspruch genommen werden. Am 28. Mai war Dorothea's Zustand ein so bedenklicher, daß man für ihr Leben zu fürchten begann. Doch erholte sie sich wieder und durch große Schonung kräftigte sich ihr Zustand so weit, daß sie ihr Krankenzimmer verlassen und am 24. Juni in dem großen Saale des Schlosses erscheinen konnte, wo sie von einer frohbewegten Schaar ihr zärtlich anhängender Personen festlich begrüßt wurde. Ihre Tochter Pauline, die verehelichte Fürstin von Hohenzollern, die eine sehr schöne Stimme hatte und ihrer Mutter oft das von ihr so gern gehörte Stabat mater vorsingen mußte, trug am heutigen Tage ein Lied vor, das für die Genesung Dorotheas besonders gedichtet worden. Die eine von der Fürstin vorgetragenen Strophen lautete:

„Dorothea waltet wieder;
Ihre Tage, neu gestimmt,
Sind geweihte, heitre Lieder,
Die der Himmel gern vernimmt.
Lange wird sie hier noch wallen
Und in Gottes Frieden ruhn;
Denn ihm ist's ein Wohlgefallen,
Was geweihte Menschen thun."

Sämmtliche Unterthanen der Herrschaft Löbichau, die in Kirche, Schule und Haus von Dorothea unabläßig waren gefördert und beschenkt worden, gaben ebenfalls ihrer Freude über die Wiedergenesung ihrer geliebten Herzogin einen fest-

lichen Ausdruck. Am Abend des 24. Juni kamen sie in unabsehbarer Reihe mit Fackeln und Musik vor das Schloß gezogen, stellten sich vor dem Balcon in einem Halbkreise auf und sangen das Lied: „Herr Gott, dich loben wir." Denn die Dorfbewohner, durch die siegesgewissen Nachrichten aus dem Schlosse getäuscht, nahmen für sicher an, daß die Herzogin gänzlich wieder hergestellt sei. Dies glaubten auch ihre beiden Töchter, die Herzogin von Azarenza und die Fürstin von Hohenzollern, die deshalb keinen Anstand nahmen, sich am 30. Juni bei ihrer Mutter zu verabschieden, da häusliche Pflichten sie zurückriefen.

Dann ward acht Tage später noch ein besonderes Genesungsfest gefeiert, an dem alle Schloßbewohner, sämmtliche Unterthanen von Löbichau und zahlreiche Personen aus der Umgegend theilnahmen. Denn Alle, die je mit Dorothea in Berührung gekommen waren, liebten und verehrten die treffliche Fürstin. Der Geistliche sprach von der Kanzel in der überfüllten Kirche ein Dankgebet, daß Gott die verehrte Herrin am Leben erhalten habe, und aus der Gemeinde stieg inbrünstiges Flehen zum Himmel empor, daß er der theuren Herzogin viel Glück bescheeren und sie noch lange wandeln lassen möge unter ihren Mitmenschen, für die sie ein Engel des Trostes und des Erbarmens sei.

Dorothea widmete sich bei anscheinender Wiedergenesung auf's Neue ihrem ausgebreiteten Briefwechsel. Besonders beschäftigte sie sich mit der Gründung eines Waisenhauses für elternlose Mädchen in Paris. Sie wechselte über diesen Gegenstand häufige Briefe mit dem Prediger Göpp und ihrer Freundin Treuttel. Auch in Paris hatte die protestantische Gemeinde gebangt, als sie von der schweren Erkrankung Dorothea's vernommen, und sich innig gefreut, als ihr ge-

meldet ward, daß die theure Herzogin ihrer Genesung entgegenschreite. Die protestantische Gemeinde in Paris feierte demnach ein kirchliches Dankfest, als sie die frohe Kunde empfing, daß ihre Wohlthäterin nicht mehr in Lebensgefahr schwebe. Der Prediger Göpp schilderte der Herzogin in einem ehrerbietigen Schreiben das in Paris veranstaltete Dankesfest, worauf ihm Dorothea am 8. Juli 1821 ausführlich antwortete. Wir theilen aus ihrem Briefe folgende Stelle mit:

„Später, als mein Vorsatz war, sende ich Ihnen, geschätzter Mann, meinen Dank für Ihre Theilnahme an meiner Genesung. Ich bin von dem mir zugestoßenen gallichten Schleimfieber noch so angegriffen, daß die völlige Genesung nur langsamen Schrittes fortgeht. Rührend ist mir der Beweis des Andenkens unserer Gemeinde, und ihr gemeinschaftliches Gebet für meine Erhaltung. Danken Sie für mich Allen, die Theil an diesem öffentlichen Dankopfer hatten. Sagen Sie unsern Glaubensgenossen, daß die religiösen Gefühle, die uns vereinigen, mich immer auffordern werden, so viel ich vermag zu thun, was unserer Gemeinde nützlich werden kann. Am ersten Julius konnte ich bei dem sonntäglichen Gottesdienst zum ersten Mal wieder mit meinen Unterthanen zu dem Erhalter unsers Lebens beten. In tiefster Demuth dankte ich Gott für mein wiederkehrendes Leben, und daß des Ewigen Huld mich würdigt, ein Mittel zu sein, höhere Zwecke befördern zu helfen. Man hatte Feste veranstaltet, die mich freudig überraschten. Ganz vorzüglich aber erfreuen mich die außerordentlichen Fortschritte, die meine Schulkinder in diesem Jahre, unter der Sorgfalt des trefflichen Predigers Pleißner und der beiden ebenso trefflichen Schullehrer, gemacht haben. Auch ihr Gesang ist rein und schön gebildet. — — Was die Uebersetzung der Weiller'schen Rede: „Ueber

die religiöse Aufgabe unserer Zeit" betrifft, so denke ich, könnte man wohl zum französischen Titel die Worte nehmen: Discours de Mr. Weiller sur les besoins religieux de notre temps. Der Ausdruck „Tendance religieuse du siècle" möchte mißverstanden werden. Immer muß man an die Bösen denken, die das Gute zu verhindern suchen. Es schmerzt mich, für das maison de Autète wenig oder nichts gethan zu haben. Meine Krankheit verhindert mich."

Doch die vielfältigen Freudebezeigungen über Dorothea's Wiedergenesung sollten sich leider als verfrühte herausstellen. Ihr Uebel hatte tückisch weiter gewühlt und war nur für eine Zeitlang nicht an die Oberfläche getreten. Schon am Ende des Julimonats mußte sie wieder das Bett hüten und konnte nicht mehr in einem größern Kreise erscheinen. Doch brachte sie die Morgenstunden, wenn ihr Befinden es irgend gestattete, noch immer auf dem Zimmer Elisa's zu. Eberhard, der sich um diese Zeit in Löbichau befand und von der Fürstin persönlich Abschied zu nehmen wünschte, ward, da er gerade an einem Tage wegreiste, wo sie besonders litt, zu ihrem Krankenlager geführt. Die Herzogin, stets sich vergessend, um Andern Angenehmes erweisen zu können, ging schnell über ihren leidenden Zustand hinweg, erkundigte sich aber auf's Angelegentlichste nach allen Mitgliedern der Eberhard'schen Familie und sprach die Hoffnung aus, daß er im Herbst noch einmal nach Löbichau kommen werde.

Doch Eberhard sollte die herrliche Dorothea nicht wiedersehen, denn, wie er schreibt, „hatte schon am 20. August die liebenswürdige, so gern Glück und Freude um sich verbreitende Fürstin ihre so segensreiche als glänzende Lebensbahn vollendet."

Wir wollen den Tod Dorothea's nicht näher beschreiben.

Hatte sie als Kind erklärt, daß der Tod keineswegs ihr bester Freund sei, so wäre sie auch jetzt wohl, zwar im 61. Lebensjahre stehend, aber noch voll körperlicher Anmuth, voll hellen Geistes und warmen Herzens, sowie mit reichen Mitteln versehen, um ihrem Wohlthätigkeitsdrange genügen zu können, noch gern seiner kalten Umarmung ausgewichen. Freilich war sie eine zu gute Christin und von der Gnade Gottes zu fest überzeugt, um den Tod zu fürchten, obgleich das Leben bei der allgemeinen Liebe nnd Verehrung, deren sie sich erfreute, für sie noch großen Reiz hatte. Indeß scheute sie sich doch keineswegs, vom Tode zu sprechen, der bei ihrer schönen Gläubigkeit ja die Pforte war zum bessern Jenseits. Denn, als sie auf ihrem Krankenlager den Besuch des ihr sehr werthen Consistorialraths Richter aus Kurland empfing, und dieser beim Abschiede die Hoffnung aussprach, Gott werde ein Leben erhalten, für das so viele tausend Gebete zu ihm emporstiegen, da antwortete Dorothea, ihr schönes, von der andauernden Krankheit in seinem Glanze noch nicht geschwächte Auge zum Himmel aufschlagend:

„Ich bin gefaßt. Kann und soll ich hienieden noch wirken und nützlich sein, und ist das irdische Dasein mir selbst noch dienlich, so wird es der Ewige fristen; wenn nicht, sein Wille geschehe! Dann geht mein Geist aus einer schönen Welt zu einer schönern hinüber."

Und es war gut, daß sie sich auf den Tod vorbereitet hatte. Denn am 18. August, wo sie gestärkt erwachte — sie hatte seit Monaten zum ersten Male wieder die ganze Nacht hindurch geschlafen — so daß sie ihrer Schwester Elisa und ihrer Tochter, der Herzogin von Sagan, um diesen eine Freude zu machen, die besten Nachrichten über ihr Befinden sandte, am 18. August traf sie ein Nervenschlag. Doch rang

ihre kräftige Natur noch einundvierzig Stunden mit dem Tode. Da saß Elisa, die unermüdliche Samariterin, mit ihrer Nichte, der Herzogin von Sagan, an dem Sterbelager der Vielgeliebten, thränenlos, aber das Schwert im Herzen. Denn Dorothea war ihr Schwester, Tochter und Freundin zugleich; seit dem Tode ihres Kindes und ihres Vaters hatte sie kein theureres Wesen besessen. So starrte sie mit namenlosem Wehe im Herzen auf die hülflos Daliegende, die nach vielen qualvollen Stunden am 20. August früh um 4 Uhr sanft entschlief.

Als Elisa sich über die todte Schwester beugte und einen langen, heißen Kuß auf ihre kalte Stirn drückte, da war es ihr ein Trost, daß sie im Greisenalter stand, mithin Hoffnung hatte, der Theuren bald nachzufolgen in die Gefilde der Ewigkeit. Sie beschloß demnach, für Tiedge so zu sorgen, daß ihm nach ihrem Tode keine der vielen Bequemlichkeiten fehle, die, seit sein Leben an ihrer Seite dahinfloß, ihm zur Gewohnheit geworden, und dann mit freudiger Zuversicht dem großen Augenblicke entgegenzuharren.

Elisa's Verhältniß zu Tiedge.

Mit dem Hinscheiden Dorothea's stellte sich für Elisa die Nothwendigkeit heraus, einen eigenen Hausstand zu begründen. So lange sie die Paläste und Schlösser Dorothea's als ihre eigenen betrachten konnte und wußte, da sie ihrer Schwester durch den möglichstlängsten Besuch die größte Freude bereitete, war es überflüssig, für beständig eine eigene Wohnung zu haben. Mit dem Augenblicke aber, wo die Besitzungen Dorothea's zwischen ihre Kinder getheilt wurden, änderte sich die ganze Sachlage, und Elisa suchte demnach für sich und Tiedge einen passenden, bleibenden Aufenthalt. Da Tiedge, gleich ihr, Dresden für einen angenehmen Wohnort erklärte, so richtete sie sich dort mit ihm ein. Sie kaufte sich in Elb-Athen ein hübsches Haus, das zwar nicht an die Paläste und Schlösser ihrer Schwester erinnerte, aber durchaus würdig war, zwei dichterische Persönlichkeiten aufzunehmen. Von Kurland her an zahlreiche Dienerschaft gewöhnt, behielt sie diesen Brauch vornehmer Häuser bei, obgleich ihr Sinn sonst der bescheidenste und anspruchsloseste war, den man nur denken konnte. So hatte sie einen Haushofmeister. Wir entnehmen dies einem Umstande, der, wie alles, was wir von Elisa hören, für ihr edles Herz Zeugniß ablegt. Ihr Haushofmeister hatte nämlich einem Bankier seine kleinen Erspar-

nisse anvertraut, der ihm von Elisa nach dem guten Rufe, in dem er stand, und nach ihren eigenen Erfahrungen als ein sehr zuverlässiger Mann bezeichnet worden. Da Elisa mit diesem Bankier seit längerer Zeit in Geschäftsverkehr stand und durch ihn eine pünktliche und gewissenhafte Besorgung ihrer Aufträge seit Jahren erfahren hatte, so war sie zu seiner Empfehlung durchaus berechtigt. Nun aber machte dieser Bankier Bankerott, und Elisa verlor bei ihm eine bedeutende Summe. Nichtsdestoweniger zögerte sie keinen Augenblick, ihren Haushofmeister, der ebenfalls seine, dem Bankier anvertrauten Gelder eingebüßt hatte, vollkommen schadlos zu halten.

Jetzt, da Elisa und Tiedge in eigener Wohnung treulich beisammen lebten, dürfte es an der Zeit sein, über ihr Verhältniß zu einander eine genaue Betrachtung anzustellen. Wenn man in den meisten Ehen bei schärferem Aufmerken gewahrt, wie die Frau das Scepter führt, obgleich es nach Gottes Ordnung anders sein sollte, so war auch bei dem, blos durch Freundschaft geknüpftem Bande zwischen Elisa und Tiedge das weibliche Element das bestimmende. Ja, wir dürfen nicht verschweigen, daß oberflächlich Urtheilende Elisa beschuldigten, sie übe in Betreff Tiedge's eine Herrschaft aus, die sich von Herrschsucht nicht gerade sehr unterscheide. Doch ist dieser Tadel durchaus ungerecht und beruht auf ungenauer Beobachtung. Eine Herrschsucht äußert sich in unbequemer Einengung des unterjochten Gegenstandes und in der spröden, verletzenden Form, wie die jedesmalige Willensmeinung der tonangebenden Persönlichkeit zum Vorschein gelangt. Von dem Allen fand sich bei Elisa nicht die geringste Spur. Sie hatte für Tiedge die liebevollsten, zärtlichsten Aufmerksamkeiten, und jeder seiner Wünsche ward erfüllt, bevor er noch ausge-

sprochen worden. Wie wären Albrecht Dürer, Milton und Molière beglückt gewesen, wenn ein weiblicher Genius in ihrem Hause gewaltet, der nur den zehnten Theil von Elisa's Herzensgüte und Seelenadel besessen hätte! So wurden aber jene großen Geister durch eine zänkische und unliebenswürdige weibliche Umgebung auf Dornen gebettet, während Elisa's Freund auf Rosen wandelte. Und Tiedge wäre, hätte ihn sein Schicksal mit einer Xantippe zusammengeführt, verloren gewesen, da bei seinem weichen Gemüthe ihm jede Widerstandskraft fehlte. Was dem armen Tiedge geboten ward, und wie nothwendig es war, daß die zarte, aber doch energische Elisa um ihn einen schützenden Wall aufführte, an dem sich die Pfeile des feindlichen Lebens brachen, kann durch ein einziges Beispiel erhärtet werden, so beweiskräftigen Charakters, daß alle sonstigen Anführungen überflüssig erscheinen. Als Tiedge nämlich im Hause Gleim's längere Zeit verweilte und ihm bei Herausgabe seiner Fabeln an die Hand ging, muthete sein Gastfreund ihm zu, er solle in der Umgegend Hafer für ihn aufkaufen. Bei dieser, halb lächerlichen, halb ärgerlichen Zumuthung Gleim's muß man zur Entschuldigung des sonst sehr braven Mannes, wenn auch mittelmäßigen Dichters, anführen, daß er von größter Gefälligkeit und Unterstützungslust gegen alle Musenjünger war, die sich nur an ihn wenden mochten. Und wie häufig, ja ununterbrochen wendeten sie sich an ihn! Es mögen damals bei ihm während eines Jahres fast ebenso viele Gesuche um Unterstützung eingelaufen sein, wie bei der heutigen Schillerstiftung. Daß bei so unaufhörlichem Begehren seine sonst ganz beträchtliche Einnahme nicht ausreichte, begreift sich, und daß er nach Mitteln aussah, um noch ausgiebiger helfen zu können, ist durchaus löblich. Indeß war in dem ganzen Menschengeschlechte Tiedge

der allerletzte, der sich zu einem solchen Getreideaufkaufe eignete, und wer irgend mit der Natur des Dichters der Urania bekannt ist, wird sich sein starres Entsetzen ausmalen, mit dem er die Zumuthung des Haferhandels anhörte. Daß Tiedge nach solcher Zumuthung ganz sprachlos ward und für Gleim, als dieser mit ihm eine Spazierfahrt nach den Spiegelbergen machte, einen sehr langweiligen Begleiter abgab, ist nicht weiter zu verwundern. Aber Gleim wunderte sich doch, und in seiner aufbrausenden Gemüthsart herrschte er Tiedge mit folgenden Wörten an: „Es geht nicht mit Ihnen. Die Musen sind von Ihnen gewichen." —

Als ob die Musen nicht das Recht und die Pflicht hätten, vor Haferankäufen Reißaus zu nehmen!

Tiedge mußte sich also nach den von ihm gemachten Erfahrungen wie im Himmel vorkommen, als Elisa in zartester Weise um ihn waltete und jedes rauhe Lüftchen der Außenwelt von ihm abwehrte. Wir dürfen nicht verschweigen, daß dieses stete Bewachen und Beschützen männlicheren Persönlichkeiten leicht als Bevormundung erscheinen und mit Herrschsucht verwechselt werden konnte. Doch zeugte dies, wie schon bemerkt, von einer nur oberflächlichen Beurtheilung, von einer nur bruchstücksweisen Beobachtung Elisa's und Tiedge's. Wer Gelegenheit hatte, dies edle Freundespaar Wochen und Monate hindurch mit einander verkehren zu sehen, mußte Tiedge glücklich preisen, wie Elisa schon auf Erden ein Elysium um ihn schuf. Freilich quälte sie ihn auch zuweilen durch zu große Aengstlichkeit und Sparsamkeit. So waltete sie förmlich dictatorisch in Bezug auf Tiedge's Gesundheit. Sie pflegte sich selbst, wenn sie bei Laune war, den „Doctor Elisa" zu nennen, wie sie einstmals im Scherze von einem ihrer Badeärzte bezeichnet worden. Elisa hatte nämlich, als sie in

Pfalzgrafen wie eine Mutter für die dortigen Gutsunterthanen sorgte, stets eine kleine Apotheke im Hause gehabt, um bei schnell ausbrechender Krankheit helfen zu können, da der Arzt auf dem Lande ja nicht gleich zur Hand ist. In ihrer gewissenhaften Weise hatte sie sich nun von dem Arzte in Bezug auf die auftretenden Symptome unterrichten lassen und Schriften, die Krankheiten des menschlichen Körpers behandelten und sich ihrem Verständnisse nicht verschlossen, fleißig durchgelesen. So verstand sie wirklich etwas von der Arzneiwissenschaft und durfte sich nicht ohne Grund „Doctor Elisa" nennen. Aber nun war sie auch eine eifrige Ausüberin der für die Kranken damals so beschwerlichen ärztlichen Grundsätze. Denn zu ihrer Zeit gab der Arzt nicht bloß eine Fülle von Medicamenten bei der leichtesten Unregelmäßigkeit im menschlichen Organismus, sondern er jagte in den ganz gesunden Körper das oft bedenkliche Gebräu der Apotheke, um Krankheiten vorzubeugen und ihren Ausbruch zu verhüten. Natürlich verfuhr Elisa in einer Wissenschaft, in deren Vorhalle sie stehen geblieben war, nach der Vorschrift des Meisters. Sie war deshalb die eifrigste Spenderin von Medicin bei eingetretener, ja, bei zu verhütender Krankheit. Diesen bedenklichen Grundsätzen unterlag nun auch der Leib des armen Tiedge. Seinen Geist kränkte sie bei ihrer Zartheit nie, wohl aber seinen Körper, freilich durch die beste Absicht geleitet. So dachte Elisa einst, als sie schon im Bette lag, mit Angst daran, daß Tiedge, der während seines Aufenthaltes in Halle mit Eberhard und Schiff bis tief in die Nacht zu plaudern pflegte, hierdurch seine Gesundheit gefährden könne. Sogleich ließ sie von ihrer Kammerfrau aus der Reise-Apotheke, die sie immer mit sich zu führen gewohnt war, ein beruhigendes Pulver holen, damit die Angst um

Tiedge ihr nicht schaden möge. Zum Unglück für den gutmüthigen Dichter mußte er der Kammerfrau begegnen, als sie, das Pulver in der Hand haltend, zu ihrer Herrin zurückkehrte. Voll Besorgniß fragte er im Vorübergehen: „Die Frau Baronin ist doch nicht erkrankt?“ Die Kammerfrau beruhigte den guten Tiedge, berichtete aber ihrer Herrin, während sie das Pulver zurecht machte, von ihrer Begegnung. Kaum hatte Elisa dies gehört, so ängstigte sie sich, daß Tiedge von der Beunruhigung um ihren Zustand krank werden könne. Sogleich ward die Kammerfrau befehligt, für Tiedge ein anderes Medicament zu bereiten und ihm dasselbe einzugeben. Diese erschien demnach in dem gemüthlichen Kreise, wo Eberhardt, Schiff und Tiedge heiter plauderten, richtete eine Empfehlung von der Frau Baronin aus und bot mit einer Miene, die keinen Widerspruch duldete, die verhängnißvolle Gabe dar. Der arme Tiedge seufzte, aber verschluckte die Mixtur.

So ward der fügsame Freund allerdings durch Elisa zuweilen gequält, freilich war ihre Absicht die beste dabei.

Wenn oberflächlich Urtheilende der edlen Freifrau in Bezug auf ihren dichterischen Freund Herrschsucht vorwarfen, so kamen sie zu diesem Glauben — denn sie wollten gewiß nicht verlästern, sondern sprachen ihre gewissenhafte Ueberzeugung aus — wahrscheinlich durch den Umstand, daß Elisa Tiedge's Geldbeutel ebenso ängstlich bewachte, wie seine Gesundheit. Aber ersteres war unbestritten nothwendig, während man über die letztere Vorsorge getheilter Ansicht sein konnte. So mußte Tiedge während seines Zusammenlebens mit Elisa jeden Vormittag Medicin nehmen, um seinen Magen zu stärken und sich das Mittagsessen recht gut schmecken zu lassen. Nach dem Tode Elisa's hörte diese regelmäßige

Medicin auf, und Tiedge aß noch einmal so viel, wie früher. Wäre es demnach für den allzu fügsamen Dichter ganz gut gewesen, wenn er zu Lebzeiten Elisa's den Mund zugemacht und die ihm dargebotene Medicin nicht genommen hätte, so war doch die Leitung seiner Finanzen von Seiten seiner umsichtigen Freundin eine höchst ersprießliche. Denn hätte Tiedge nach seiner Neigung, alles, was er besaß, wegzugeben, verfahren dürfen, so würde er nach dem Tode Elisa's wahrscheinlich am Hungertuche haben nagen müssen. Nun aber brauchte er, Dank seiner edlen und umsichtigen Freundin, sich nach ihrem Tode nicht die geringste Einschränkung aufzuerlegen, sondern konnte bis an sein Lebensende die Behaglichkeiten eines wohlhabenden Daseins genießen. Uebrigens würde Tiedge, wenn er nur in Geldsachen nicht von kindlicher Unerfahrenheit gewesen wäre, auch vor dem Zusammenwohnen mit Elisa nicht nöthig gehabt haben, Noth zu leiden, und wäre wegen der Bestreitung von Wohnung, Kost und sonstigen nothwendigen Bedürfnissen nie in Verlegenheit gerathen. Denn die adelige Wittwe, deren Kinder er unterrichtet hatte, und die, wie wir bereits erzählten, in seiner Urania als „Hehra" gefeiert wurde, war bedacht gewesen, dem Lehrer ihrer Töchter, dem sie sich in vielfacher Hinsicht verpflichtet glaubte, eine jährliche Einnahme zu sichern, von der er ohne Sorgen leben könne. Da sie fühlte, daß sie nicht mehr lange auf Erden wandeln werde, so hatte sie durch den Hofrath von Köpken in Magdeburg ein Testament aufsetzen lassen und in diesem die Bestimmung getroffen — sie hatte über ein eigenes bedeutendes Vermögen zu verfügen — „daß Tiedge auf Lebenszeit ein Jahrgeld von fünfhundert Thalern in Golde erhalten solle." Um dem Manne, den sie schätzte und liebte, später noch eine größere Einnahme zu

verschaffen, kaufte sie für ihn auf den Rath Gleim's für 1500 Thaler eine Präbende in Halberstadt. So waren Hehra und Elisa zwei wohlthätige Genien, die den weichen Dichter davor bewahrten, von dem hartmahlenden Leben zerrieben zu werden.

Wie sehr nothwendig es war, daß Elisa Tiedge's Ausgaben beaufsichtigte, oder, sagen wir es mit dem rechten Namen, daß sie ihm nur so viel Geld einhändigte, als ihm diente, möge ein einziges Beispiel darthun, das den Dichter in seiner unbeschreiblichen Gutmüthigkeit, aber auch in seiner gänzlichen Unfähigkeit zeigt, einem begehrten Darlehn gegenüber die Bedürfnisse der eigenen Persönlichkeit in die Wagschale zu werfen.

Während Tiedge der Hausgenosse Elisa's war, ließ sich ein junger Mann bei ihm melden, der den Namen eines sehr geachteten Professors trug, mithin von dem Dichter angenommen und sehr artig aufgenommen wurde. Bei näherer Unterhaltung stellte es sich heraus, daß der junge Mann nur der Stiefsohn des Professors war, dessen guter Name ihm den sofortigen Eintritt bei Tiedge verschafft hatte. Doch war dieser Umstand weiter nicht bedenklich, wohl aber, daß der junge Mann sich in großer Geldverlegenheit befand und den gutmüthigen Dichter, der aber leider keinen Groschen in der Tasche hatte, um ein Darlehn ersuchte. Tiedge antwortete nun der Wahrheit gemäß mit verlegener Miene und in bewegtem Tone, daß er ihm gern die gewünschte Summe vorstrecken würde, daß er aber für den Augenblick kein Geld besitze. Doch der junge Mann, der sich auf das Borgen verstand, war nicht so leicht aus dem Felde zu schlagen. Er merkte dem bewegten Dichter an, daß, wenn er die Toga seines Unglücks noch weiter entfalte und in seiner nackten

Bedürftigkeit dastehe, ihm Tiedge auf die eine oder andere Weise zu Hülfe kommen werde. So sprach er denn mit Thränen in den Augen und zuckendem Körper von all der Schmach, die ihm bevorstehe, falls er von dem edlen Dichter, auf den er alle seine Hoffnungen gesetzt habe, ohne das gehoffte Darlehn fortgehen müsse. Wenn er auch kein Geld mit fortnehme, so könne ihm doch schon ein Gegenstand helfen, der sich als Pfand verwenden lasse. Dieses Pfand werde er natürlich nach wenigen Tagen, wenn er bei seinem Stiefvater angelangt sei, einlösen und seinem edlen Wohlthäter wieder zustellen.

Zum Unglück für Tiedge lag dessen große goldene Taschenuhr auf dem Tische, die von dem thränenden Blicke des Hülfeflehenden bestreift ward. Tiedge bemerkte den Blick, erhob sich, wie von einer großen Last befreit, und händigte dem jungen Manne die goldene Uhr ein, freilich mit der ängstlichen Bitte, sie ihm nicht allzu lange vorzuenthalten, damit das Geheimniß zwischen ihnen Beiden gewahrt bleibe. Der junge Mann verabschiedete sich unter den heiligsten Versicherungen, daß Tiedge die Uhr in kurzer Zeit wieder haben werde. Damit Elisa von diesem Besuche ja nichts erfahren möge, führte Tiedge den jungen Mann auf einer Seitentreppe aus dem Hause und empfahl ihm, ebenfalls diesen Weg zu wählen, wenn er ihm die Uhr wiederbringe. Aber leider ward die goldene Uhr nicht wiedergebracht. Tiedge verlebte die qualvollsten Minuten, wenn man während seines Zusammenseins mit Elisa auf die Zeit zu sprechen kam und er jeden Augenblick befürchten mußte, daß man ihn fragen könne, wie viel Uhr es sei. Wenn er in seinem Zimmer saß, so lauschte er immer nach der kleinen Seitentreppe hin, auf der er die Schritte jenes jungen Mannes zu hören hoffte,

dem er seine Uhr eingehändigt hatte, und der sie ihm schon längst hätte wiederbringen sollen. Als Woche auf Woche verstrich und der junge Mann sich nicht einstellte, so konnte Tiedge diesen qualvollen Zustand nicht länger ertragen. Er wandte sich deshalb um Rath und Hülfe an Eberhard, der gerade in Hamburg verweilte. Wir wollen indeß diese klägliche Geschichte nicht in alle ihre Einzelnheiten verfolgen und nur noch anführen, daß von dem Schwindler nichts erlangt werden konnte, als ein Pfandzettel des Dresdner Leihauses. Möge Tiedge den Schluß dieser tragikomischen Geschichte selber erzählen! Er berichtet hierüber an Eberhard:

„Ich ließ die Uhr unter der Hand so heimlich als möglich einlösen, mußte aber doch irgend Jemand dabei als Vertrauten gebrauchen, der mich freilich auslachen dürfte."

Tiedge kommt in einem zweiten Briefe an Eberhard noch einmal auf diesen Vorfall zu sprechen, vergißt aber dabei nicht, sich anzuklagen und seine geringe Gewandheit im Weltverkehr einzugestehen. Er sagt:

„Recht herzlich danke ich Ihnen, daß Sie sich so eifrig mit meiner dummen Sache befaßt haben. Eine dümmere habe ich nicht von mir ausgehen lassen. Trotz aller meiner Erfahrung werde ich wohl als ein unerfahrener Jüngling begraben werden."

Aus diesem Vorfalle erhellt deutlich, wie Elisa recht hatte, die Tiedge'sche Casse unter ihre Obhut zu nehmen.

Bei Elisa's Tode fanden sich 1200 Thaler in preußischen Staatsschuldscheinen, die sie von Tiedge's jährlicher Einnahme erspart und für ihn belegt hatte. Er bezog davon jährlich 48 Thaler Zinsen. Diese Zinsen würden, zu Tiedge's regelmäßiger Einnahme hinzugefügt, doch nicht ausgereicht haben, um dem Dichter zu gestatten, daß er nach Elisa's Tode jenes

behagliche Leben fortführe, wie es ihm an der Seite seiner so zart für ihn sorgenden Freundin zur Gewohnheit geworden war. Denn die ursprünglichen 500 Thaler Einnahme, die er bezog, waren später auf 300 zusammengeschmolzen. Er hatte nämlich wiederholt auf Theile seiner Pension aus Gutmüthigkeit Verzicht geleistet; zuerst auf hundert Thaler, dann später noch auf achtzig Thaler Gold. Dem Bevollmächtigten, der die Pension für ihn einzog und ihm übersandte, zahlte er für seine Mühwaltung alljährlich zwanzig Thaler Gold. So blieben dem freigebigen Tiedge nur 300 Thaler übrig. Und hätte Elisa nicht als sorgsame Verwalterin ihm zur Seite gestanden, so würde er keinen Groschen für sich behalten haben. Demnach hätten nach dem Tode seiner edlen Freundin sehr knappe Verhältnisse für ihn bestanden, wenn Elisa nicht über das Grab hinaus ihm Schutz und Schirm gewesen wäre. Eberhard berichtet hierüber:

„Mit der gerührtesten Dankbarkeit erkannte Tiedge es, wie liebevoll, edel und umsichtig Elisa gesorgt hatte, daß er höchst anständig und mit voller Gemächlichkeit in gewohnter Art fortleben konnte. Sie hatte das als eine Pflicht gegen ihn erkannt und dieser auf das Rühmlichste Genüge geleistet."

Wenn man demnach von dem dräuenden Scepter spricht, das Elisa über Tiedge geschwungen, so können wir nur wünschen, daß alle Dichter, die meist bei der Theilung der Erde zu kurz gekommen, sich einer solchen herrschsüchtigen Freundin zu erfreuen haben möchten, wie der harmlose Verfasser der Urania. Tausende von Ehrenmännern, die unter dem Drucke eines herrschsüchtigen Weibes seufzen oder stöhnen, je nachdem die böse Sieben sich näher oder entfernter befindet, würden das Leben, wie es Elisa ihrem Freunde gestaltete, für ein irdisches Paradies gehalten haben. Von der Xantippe

des Alterthums, an der mittelalterlichen Agnes vorüber, bis zur neuzeitlichen Adelheid hin, haben die klügsten und begabtesten Männer von der Herrschsucht ihrer Frauen tagtäglich zu leiden gehabt. Wäre ihnen plötzlich eine Freundin, wie Elisa, in das Haus getreten, wo bis dahin ein Poltergeist sein Wesen trieb, sie hätten geglaubt, den Tartarus mit dem Elysium zu vertauschen.

Elisa's letzte Lebensjahre.

War das letzte Jahrzehnt in dem Dasein Elisa's insofern ein stilleres und weniger glänzendes, als sie seit dem Heimgange Dorotheas nicht mehr ein eigentliches Hofleben führte, so sah sie doch auch in Dresden, wo sie sich bleibend und gemüthlich eingerichtet hatte, stets einen Kreis ausgezeichneter Persönlichkeiten um sich, die sie mit Liebe und Verehrung umringten. Denn alle Berühmtheiten Dresdens hatten, soweit sich irgend eine Gelegenheit zur Anknüpfung fand, der edlen kurischen Freifrau ihre Aufwartung gemacht und wurden von ihr an ihren Empfangsabenden mit Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit aufgenommen. Auch alle durchreisenden Fremden, die durch Ruhm oder Geburt sich dazu berechtigt glaubten, namentlich ihre Landsleute aus den Ostseeprovinzen, suchten in Elisa's Häuslichkeit Zutritt zu finden. Wir entsinnen uns von unserm Verweilen in Kurland, daß ein Herr von Bagge, ein kluger und namentlich gesellschaftlich untadelhafter Mann, der bei Elisa von der Recke verbrachten Abende gern gedachte und sich mit Hochgenuß an die belehrende Unterhaltung erinnerte, die er mit dem Hofrath Böttiger bei seiner berühmten Landsmännin gehabt hatte. Ein anderer Kurländer, ein Graf Keyserling, bewahrte in dankbarer Erinnerung die mütterlichen Ermahnungen Elisa's, die sie an

ihn gerichtet, als er sich von Dresden nach München begab, um dort seinen Studien obzuliegen. Elisa beängstigt bei dem Gedanken, welche Verführungen dem Jünglinge bevorständen, hatte ihn in herzlichen Worten beschworen, daß er nach Kurland mit bereichertem Geiste, aber in derselben Reinheit zurückkehren möge, wie er seine Heimath verlassen. Die Ermahnungen der trefflichen Elisa schienen bei dem würdigen Manne Frucht getragen zu haben. So wirkte die edle Frau durch Wort und That unabläßig. Wie sie sich Christus zum Vorbilde genommen, lebte sie nach seiner Vorschrift, daß die linke Hand nicht wissen dürfe, was die rechte gethan. Aber die unzähligen Opfer, die sie darbrachte auf dem Altare der Menschheit, sie waren ein dem alliebenden Schöpfer wohlgefälliger Weihrauch. Die verschwiegenen Thaten ihres hülfreichen Lebens wurden aufgezeichnet von der Hand aufmerkender Engel in die ewigen Tafeln, nach denen der Wahrspruch gefällt wird über die Seligkeit oder Verdammung der vom Körper getrennten Seelen. Der Nimbus nun, der Elisa schon bei Lebzeiten umgab, und der sie nach ihrem Abscheiden wie eine Heilige verklärte, dieser Nimbus bewies, daß nach dem Willen der ewigen Gerechtigkeit die der Vorschrift des Erlösers gemäß einherwandelnden Menschen, gleich ihm, wenn auch in millionenfach schwächerem Lichte, in den Hütten der Armen und in den Herzen der Bekümmerten den milden Glanz verbreiten von der dereinstigen Herrlichkeit, wo die Letzten die Ersten und wo die Betrübten getröstet sein werden. Ja, Elisa hatte stets ihr Auge gerichtet auf die Gestalt des Heilandes, der ihr winken mochte mit jener wunderbar durchgeistigen Hand, wie sie von Titian gemalt worden, und die in der Dresdener Gallerie ihrem Beschauen sich allezeit darbot. Wie tief und richtig Elisa das Wesen des Weltenheilandes

erfaßt hatte, bewies sie in ihrer Abhandlung: „Die Sendung Christi, und wer darf sich Christ nennen?“ — Wir wollen einige Stellen aus dieser Abhandlung anführen, die Elisa in klarerer Auffassung des Erlösers zeigen, als den Papst und das gesammte Cardinalscollegium. Elisa schildert deshalb den Erlöser so richtig, weil sie ihn nach seinen Worten, die in ihrem Herzen ein frommes Echo fanden, zeichnete, während der verdammende und verbrennende katholische Klerus ihm seinen zelotischen Geist unterschiebt. In Elisa's Abhandlung heißt es nun:

„Das Himmelreich ist inwendig in euch, es besteht nicht in äußerlichen Geberden“, sagt wiederholend sein heiliger Mund. Eine stille, geräuschlose That des frommen Herzens galt ihm mehr, als alles Aufsehn erregende Fasten und Beten. So war auch die Stellung, die er unter dem Volke annahm, jener der Pharisäer und Schriftgelehrten entgegengesetzt. Beide sahen mit Verachtung herab auf die Niedrigen im Volk und hielten sich von ihnen entfernt; und so war, was man damals Bildung des Geistes nannte, den Vornehmen und Reichen vorbehalten. Der größere Theil des Volkes irrte in tiefer Unwissenheit und finsterem Aberglauben umher. Jesus Christus hingegen wendete sich an die Niederen, an die Versäumten, an die Schwachen.

Sein Grundsatz dabei, den er unumwunden aussprach, war: „Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken.“ — Darum schloß er auch, was ihm zum Vorwurf gemacht wurde, selbst die Zöllner und Sünder von seiner Belehrung nicht aus. — Seine Schüler wählte er aus den untersten Ständen: arme Fischer waren es, mit denen der große, der erhabenste Lehrer der Menschheit die Städte und Flecken der Juden durchzog. — Sündern und Sün-

derinnen, zurückgestoßen von Priestern und Nichtpriestern, versagte er seinen rettenden Zuspruch nicht; er ermahnte sie zur Buße, zur Sinnesänderung. „Sündiget hinfort nicht mehr, dann sind eure Sünden vergeben!“ — mit diesen Worten entließ er Jeden, der zu seiner unbegrenzten und unbedingtesten Menschenliebe seine Zuflucht genommen, mit welcherlei Gebrechen des Leibes und der Seele ein solcher behaftet sein mochte.“

Auch wie man beten müsse, hatte Elisa vom Heilande gelernt. Sie sagt hierüber:

„Aber kann ein Gebet Gottes wohlgefällig sein, das nicht aus gereinigtem Herzen kommt? — Fasten und beten, besonders wenn solches nach äußerer Anweisung, wenn das Gebet blos mit den Lippen geschieht, ist durchaus fruchtlos, sofern das Gemüth nicht mit heiligen Gesinnungen erfüllt ist, wenn es nicht aufrichtig nach der Gerechtigkeit strebt, die vor Gott gilt. — Nur der darf sich Christ nennen, der in dieser Gerechtigkeit wandelt; nur er darf getrost betend seine Seele zu Gott erheben, darf freudiglich das Vertrauen zu dem himmlischen Vater umfassen; es wird wie ein Geist des Trostes, der Hoffnung und der Freude ihn begleiten auf allen seinen Wegen. Als Johannes den Heiland fragte: „Warum fasten die Pharisäer so viel und deine Jünger nicht?“ — da antwortete er: „Wie können die Hochzeitgäste trauern, wenn der Bräutigam bei ihnen ist?“ — Und dann wiederum sagte er: „Was in den Mund hineingeht, das sündiget nicht; aber was aus dem Munde herausgeht: die Worte können sündhaftig sein,“ — die Worte nämlich, die aus einem unreinen Herzen kommen.“

Wie Elisa, in getreuer Beherzigung der Aussprüche des Erlösers, jedes leere Formelwesen als nichtig und zur Erlangung

der ewigen Seligkeit vollkommen unwirksam ansah, möge folgende Stelle beweisen:

„Nur Der hat das Recht, sich einen Christen zu nennen, der ohne gesuchte Selbsttäuschung, aufrichtig und streng gegen sich, den Forderungen, die Christus an seine Nachfolger macht, zu genügen strebt. Darum sind Kirchenbesuche, Abendmahlsfeier und andere Beobachtungen und Gebräuche, die dem Christenthume zur äußern Hülle dienen, ein leeres, unfruchtbares Thun und Treiben, wenn das Leben in der Prüfung vor dem Maßstabe jener Forderungen nicht besteht. — Darf Derjenige sich einen Christen nennen, der bei Widerwärtigkeiten, bei großen, zerstörenden Unglücksfällen verzweifelt, jeden Trost abweiset, den die Religion darbietet, und mit Gott hadernd ausruft: „Warum muß solches Unglück über mich kommen? Womit habe ich dieses verschuldet?“ — Wer mit Gott rechtet, der lästert Gott! — Darf ein Gotteslästerer sich einen Christen und ein Kind des Vaters im Himmel nennen? — Stößt er sich nicht selbst aus dieser Kindschaft hinaus? — Die stille, Gott ergebene Seele wird, wenn harte Anfechtungen sie heimsuchen, die Thräne im Auge zurückdrücken, und mit Christus, ihrem göttlichen Vorbilde, beten: „Vater, dein Wille, nicht der meine, geschehe!“

Dagegen der irdisch Glückliche, dem reichlich die Güter des sinnlichen Lebens zufielen, wenn er trotzig und dünkelhaft sich blähet, wenn er seinen behaglichen Zustand seinen Erwerbsfähigkeiten und seinen Verdiensten zuschreibt, wenn er in üppigem, sinnlichem Wohlleben seine Tage verschwendet und im Ueberfluß schwelgend, hartherzig und zurückstoßend seinem hülfsbedürftigen Bruder die Brosamen versagt, die von dem Tische seines Ueberflusses fallen: — darf Der, wie oft er auch

im Tempel des Herrn und vor dem Altare Gottes erscheine, darf er sich Christ nennen?

Ein selbstisches, liebloses Herz ist ein Gräuel vor Gott! — Auch Derjenige, der in seinem untergeordneten Verhältnisse für weltliche Hoffahrt keine Nahrung fand, der aber im geistlichen Dünkel und pharisäischen Sinne verachtend auf diejenigen blickt, die er für minder würdig und fromm, als sich, hält, darf er einen Christen sich nennen? — Nein! Ihm mangelt die Demuth, die da weiß, daß kein Sterblicher frei ist von Mängeln. — „Wenn ihr Alles gethan habt," sagt Christus, „so sprecht: wir sind unnütze Knechte; und Diejenigen, welche die Ersten sich dünken, werden die Letzten sein." — Prüfe sich doch der geistlich Stolze recht aufrichtig, ob er nicht unzählige, unbewachte Schwachheiten sich vorzuwerfen hat? ob nicht hier oder da eine Aufwallung ihn überraschte? ob er in jedem Augenblicke seinen Unmuth, seinen Zorn, oder jede andere Leidenschaft siegreich bekämpfte? — Er wird finden, daß er den Fehlern Anderer mehr Aufmerksamkeit zuwendete, als seinen eigenen."

Wir können nicht alle schönen und beherzigenswerthen Stellen aus der Abhandlung Elisa's, die sich mit der Wesenheit des Heilandes und des Cheistenthums beschäftigt, hier wiedergeben, aber wir möchten den Wunsch aussprechen, daß das von der frommen Kurländerin gezeichnete Bild des Erlösers recht Vielen zur Erbauung gereiche und ihnen vorschwebe bei allen Handlungen ihres Lebens. Dann wird, mag auch die Erde immer mehr zu einem Eisklumpen erstarren, doch, so lange Menschen auf ihr wandeln, die den Vorschriften Christi treulich nachleben, die Himmelssonne der Liebe stets die traurige irdische Wüste durchleuchten und das Wohnen darauf erträglich machen.

In ihrer „Nachfolge Christi" thut Elisa auch in Versen dar, wie sie das innerste Wesen des Weltenheilandes richtig erfaßte, und wie sie entschlossen sei, nach seinen heiligen Geboten unverbrüchlich ihr Leben einzurichten.

„Ich auch will, in Noth und Schmerzen,
Standhaft und geduldig sein,
Will mit friedevollem Herzen
Meinen Feinden gern verzeihn.
Nie soll mir des Elends Flehn
Unerhört vorübergehn;
Fest und innig will ich streben,
Deinem Worte nachzuleben!

Du, den ich zum Vorbild wähle,
Hebst den Sinkenden empor.
Wenn ich wanke, wenn ich fehle,
Schwebe mir dein Beispiel vor!
Es errette meinen Geist,
Wenn ihn fort der Weltsinn reißt,
Daß Dich, Göttlicher, im Kreise
Meiner Pflicht, mein Leben preise!"

Wenn je in einem Leben sich die Nachfolge Christi bemerkbar machte, so war es die edle, im Dienste der Menschheit vollbrachte Laufbahn Elisa's.

Da die fromme Kurländerin das Wesen Christi richtig erfaßt hatte, so begriff sie auch, Dank der Aufhellung des himmlischen Sendboten, Gott als Vater und liebenden Erzieher, wie des einzelnen Menschen, so des ganzen Geschlechts. In ihrer „Zuversicht auf Gottes Beistand" singt sie mit dem freudigen Muthe, der den Frommen auch bei schwersten Prüfungen niemals gebricht:

„Auf Gott hoff' ich mit festem Muth;
Sein ist mein ganzes Leben.
Wie Gott mich führt, so ist es gut;
Er wird mir Hülfe geben;
Mir sagt sein heilig Wort es zu,
Das giebt mir Freudigkeit und Ruh'
In jeder finstern Stunde.

Umfangen mich mit ihrem Graun
Die dunkeln Thränenstunden,
Erbebt mein zagendes Vertraun,
Ist jeder Trost verschwunden:
Sei du dann meine Zuversicht,
Du Kraft des Herrn! verlaß mich nicht,
Und rette meine Seele!

Verlassen hab' ich mich auf dich,
Seit meinen Jugendtagen;
Du sorgtest, Herr, mein Heil, für mich;
Wie könnt' ich je verzagen?
Es spricht zu mir dein heilig' Wort:
Ich bin dein Helfer, bin dein Hort,
Du tiefgebeugte Seele!"

In ihrem Gedichte: „Ermunterung zur Zufriedenheit" behauptet Elisa — und wer möchte ihr Unrecht geben? — daß die Hauptquelle der menschlichen Leiden in dem Dichten eines bösen Herzens zu suchen sei. Ihre, von hoher Einfachheit und tiefer Wahrheit erfüllten Verse lauten:

„Es strömt aus reicher Segensfülle
Der Weltengeist uns Freuden zu.
Der Mensch in seiner engen Hülle
Murrt oft; ein Nichts stört seine Ruh'.
Er blick' hinaus auf seine Flur!
Ein Werk der Lieb' ist die Natur.

Der muntre Fisch in See und Bächen,
Der Vogel, der die Luft durchschwebt,
Die Heerd' auf buntbeblümten Flächen,
Das Würmchen, das vom Thaue lebt,
Bezeugen alle: Gott ist groß,
Und seine Liebe grenzenlos.

Und doch, o Mensch, ist deine Klage
Ein Mißton in der Schöpfung Pracht.
Sie rechtet mit dem lichten Tage,
Sie rechtet mit der dunkeln Nacht.
Du siehst nur Böses in der Welt,
Das Gute nicht, das sie enthält.

Es reget sich in deinem Herzen
Der Wünsche ungeheure Zahl;
Was du besitzest, macht dir Schmerzen,
Und was dir mangelt, giebt dir Qual.
Die Stunden deiner Lebenszeit
Vergiften Habsucht, Haß und Neid.

Der Mensch verkennt des Heiles Quelle,
Wenn er der Tugend Pfad verläßt;
Er macht ein Paradies zur Hölle,
Hält er sein eignes Herz nicht fest.
Er schwärmt, getäuscht, der Ferne zu,
Er sucht und findet nirgends Ruh'.

Er ist der Schöpfer aller Schmerzen,
Auf welche seine Thräne rinnt;
Es ist in seinem eignen Herzen,
Worin das Himmelreich beginnt;
Denn nur des Herzens Reinigkeit
Giebt Ruhe hier, dort Seligkeit."

Ja, Elisa, die bei so vielen Schicksalsprüfungen nie in ihrem Glauben wankte und bei fast unaufhörlicher Körperpein

Kranken und Bresthaften eine freudige Samariterin war, Elisa legte Zeugniß ab von der wunderbaren Kraft, die über die Schwachen kommt, wenn sie den Pfaden Jesu Christi nachwandeln. Was Elisa an unzähligen Armen und Niedern that, die nur für sie zu Gott beten, aber ihren Ruhm nicht auf Erden verkünden konnten, es ist, wie wir schon sagten, im Himmel aufgezeichnet worden und hat, von dort zur Erde herniederleuchtend, um ihr irdisches Haupt die Strahlenkrone einer Heiligen vorbereitet. Die Liebesdienste dagegen, die Elisa den vielen berühmten Persönlichkeiten erwies, mit denen sie während ihres Erdenwallens verkehrte, diese freilich sind durch die dankende Erwähnung der ihr Verpflichteten zur allgemeinen Kunde gelangt. So schrieb Körner, als er nach dem schändlichen Ueberfalle bei Kitzen in Karlsbad die Heilung seiner Wunden suchte: „Die Reck hat als eine liebende Mutter an mir gehandelt.“ Ebenso verdankte ihr der brave Seume Trost und Aufrichtung in seinen letzten Lebenstagen und in seiner Todesstunde. Im Fürstenhause zu Teplitz, wo Elisa und Tiedge wohnten, verbrachte Seume, der von der schweren Krankheit, der er bald erliegen sollte, schon geknickt war, so genußvolle Augenblicke, wie sie bei nahe bevorstehender Auflösung des Körpers noch möglich sind. Wenn Elisa's geistliche Lieder Unzähligen wohlthaten, die dafür ihren stummen Dank im Himmel niederlegten, so hat Seume es bezeugt, wie er durch folgende Verse der frommen Kurländerin wunderbar ergriffen und für die letzte feierliche Minute gestärkt worden sei. Es waren die Verse:

„Hinter jenen Sternen
Hält die Liebe Wort.“

Und als nun der wackere Seume, der Spaziergänger nach Syracus, die große Reise angetreten hatte, von der man

nicht wiederkehrt; als er, gestärkt durch die erhebenden Verse seiner edlen Freundin, getrost entschlummert war, da sorgte die im Leben und im Tod Getreue für eine würdige Bestattung des von ihr geschätzten Schriftstellers. In Elisa's Wohnung versammelten sich die Leidtragenden, die den Gebeinen des müden Erdenwanderers die letzte Ehre erwiesen, und unter den vielen ausgezeichneten Personen, die an dem frisch aufgeworfenen Grabhügel Seume's standen, bemerkte man neben der berühmten Kurländerin und dem Dichter der Urania den Professor Fichte und dessen Gattin. Auch diesen herrlichen Mann sollte vier Jahre darauf ein jäher Tod dahinraffen.

Elisa, die so Vielen durch das aufrichtende Wort der Religion hinweggeholfen hatte über die Aengste des Todes, Elisa, die treue Samariterin, starb ruhig und gefaßt. In einem Gespräche, das sie nicht lange vor ihrem Tode mit Eberhard hatte, äußerte sie ihre feste Ueberzeugung, daß sie vor Tiedge sterben werde. Da sie so viele gefährliche Krankheiten glücklich überstanden und ihr kräftiger Geist stets die schwache Hülle aufrecht erhalten hatte, so hofften ihre Freunde, daß der drohende Verlust ihnen noch lange erspart bleibe. Doch plötzlich verbreitete sich am 13. April 1833 in Dresden unter ihren zahlreichen Verehrern, und dann weiter in Deutschland und Kurland, kurz, an den entferntesten Orten, wo sie treulich gewirkt, oder wohin die Kunde von ihrem edlen Walten gedrungen war, die Trauernachricht, daß die herrliche Frau aus dem Diesseits geschieden sei. Für Tiedge hatte sie in einer Weise gesorgt, die alle Erwartung überstieg, so daß er in den würdigsten Verhältnissen weiter leben konnte. Hatte die erschütterte Gesundheit Elisa's es nicht gestattet, daß sie nach Kurland zurückkehrte, und war demnach

Deutschland vorzüglich der Schauplatz gewesen, wo sie in unermüdlicher Nächstenliebe wirkte, so blieb sie ihrer Pflichten gegen ihre Gutsunterthanen in Pfalzgrafen doch stets eingedenk. Noch wenige Jahre vor ihrem Tode, wo ihrem müden Leibe das Gehen schon recht schwer ward, und das tägliche Fahren von ihrem Arzte für ihr Wohlbefinden als durchaus nothwendig erklärt wurde, besann sie sich keinen Augenblick, ihre Pferde zu verkaufen, weil sie sonst ihren, in Noth gerathenen Gutsunterthanen nicht ausgiebig genug hätte helfen können. Sie schreibt über dies, ihr durch die Pflicht auferlegte und deshalb leicht getragene Opfer am 24. December 1828 Folgendes:

„In den ersten Tagen dieses Monats habe ich meine Pferde verkauft, weil meine ganze diesjährige Ernte durch die Regengüsse und Wolkenbrüche, die seit dem ersten August bis Anfang October mein Vaterland heimsuchten, vernichtet ist, indem alles Getreide auf dem Felde verfaulte. Noch schmerzlicher, als mein Verlust, ist es mir, daß minder wohlhabende Gutsbesitzer, als ich, auch ihre ganze Ernte verloren haben, und bis zum Januar 1830 auf keine Einnahme von ihren Gütern rechnen können, wenn das Getreide der in diesem Spätherbste bestellten Felder gedeiht, gedroschen und verkauft ist, was erst im Januar oder Februar 1830 stattfinden kann. Jetzt habe ich von August an bis zur nächsten Ernte für 500 Menschen Getreide zu Brod und für 26 Wirthe Saat zu kaufen. Ich werde froh sein, wenn ich nur 1200 Thaler Kapital aufnehmen muß, um die Pfalzgraf'schen Bauern zu unterhalten; daher werde ich ein schweres Jahr haben."

Geben wir jetzt von der dahinscheidenden, herrlichen Frau in gedrängter Darstellung ein körperliches und geistiges Bild!

Elisa's Erscheinung als Jungfrau schilderte Tiedge, wie

wir bereits anführten, in folgenden Worten: „Nie hat eine schönere Seele einen schönern Körper bewohnt.“ Eberhard, der sie in reiferen Jahren kennen lernte, bemerkt über den Eindruck, den sie ihm machte: „Man sah auf den ersten Blick, daß man sich einer Frau aus der großen Welt gegenüber befand.“

Gehen wir nunmehr zu ihrem geistigen Bilde über, das, aus ewigen Bestandtheilen zusammengesetzt, auf eine ausführlichere Schilderung Anspruch hat, als der verschwindende Körper!

Selten wohl hat in einem Frauencharakter neben großer Milde so bewundernswerthe Kraft gewohnt, wie bei Elisa. Wie sie als ganz junge Frau durch Sturm und Graus um Mitternacht zum Kirchhofe wandelte, weil sie damals in dem Wahne lebte, daß sie dort von den Geistern theurer Vorausgegangenen umschwebt sein werde; wie sie unter den größten Körperqualen ihre Bücher über Cagliostro begann und vollendete; wie sie in Warschau während der entscheidungsvollen Reichsversammlung aufrecht stand, während Dorothea, der es sonst auch an tapferm Sinne nicht fehlte, zusammengebrochen war, den Beschluß erwartend, bei dem es sich für ihren Schwager um Weiterregieren oder Abdankung handelte; wie sie in Halle den anstürmenden französischen Soldaten furchtlos entgegentrat, so hat sie bei vielfachen andern Gelegenheiten sich als Heldin bewährt und war dabei von der mildesten Weiblichkeit, edel an Benehmen, wie an Denkungsart. Von ihrer tapfern Natur gab sie auch Zeugniß, als sie, ungeschreckt durch die bösen Wege und die durch die Stöße des Wagens gesteigerten Schmerzen ihres kranken Körpers nicht berücksichtigend, unermüdlich umherreiste, um die bedeutenden Männer von Angesicht zu Angesicht zu sehen, die sie aus ihren

Werken hatte verehren lernen. Mit welchen Beschwerden, ja, Gefahren damals das Reisen verbunden war, erhellt aus dem Umstande, daß, als der Herzog Carl August sich in's Bad begeben mußte, er wegen der abscheulichen Wege es vorzog, den Wagen zu verlassen und ein Pferd zu besteigen. Also Elisa scheute niemals die Beschwerlichkeiten einer Mecca-Fahrt, wenn sie nur sicher war, am Ziele der Reise den Propheten zu erblicken. Die launige Frau Rath, Goethe's prächtige Mutter, spottete über Elisa's beharrliches Reisen in jenem bedenklichen Deutsch, worin sie an der klugen Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar eine traute Gefährtin hatte, und das jetzt in dem General-Feldmarschall von Wrangel seinen letzten kräftigen Vertreter findet. Frau Rath also sagte von Elisa's unermüdlichem Aufsuchen berühmter Männer: „Die Dame muß reisen, um die gelehrten Männer Deutschland's zu sehen; bei mich kommen sie alle in's Haus, das ist ungleich bequemer."

Neben der Willenskraft Elisa's leuchtet auch ihre Uneigennützigkeit und Wohlthätigkeit hervor, dann ihre Treue in der Freundschaft, ihr Freisein von jedem Solze, ihre Bescheidenheit bei so hohen Gaben, mit denen die Natur sie überschüttet hatte. Denn die Natur schenkte ihr vornehme Geburt, große körperliche Schönheit, einen tiefen und zugleich schwunghaften Geist. Man vergesse nicht, daß Elisa, weil ihre Werke jetzt wenig gelesen werden, zu ihrer Zeit eine berühmte Schriftstellerin war. Daß Abbé Denina in seinem günstigen Ausspruche über Elisa als Schriftstellerin, den wir weiter unten anführen werden, nicht allzu panegyrisch verfuhr, kann man leicht beurtheilen, wenn man sich einige Züge aus ihrem Leben vergegenwärtigt. Die Kaiserin Katharina ließ Elisa's Buch über Cagliostro in's Russische übersetzen und empfing

sie mit Ehren, die sie, außer Diderot, nur Personen von höchstem Range zu erweisen pflegte. Wie Elisa's Ruf nach Italien gedrungen war, davon zeugt das Huldigungsgedicht, das man ihr in der Druckerei der Propaganda überreichte. Daß man sie auch in Frankreich kannte, besagen die Worte aus dem Briefe Dorothea's: „Deine italienische Reise findet hier viel Beifall." In Deutschland hatte nun der Name der edlen und berühmten Frau einen weithin tönenden Klang. Deshalb sagte der erst von uns angeführte Abbé Denina in seiner Schrift: „Das literarische Preußen unter Friedrich II." nicht zu viel, wenn er über Elisa so urtheilte:

„Frau von der Recke*) ist für das schönwissenschaftliche Deutschland das, was Vittoria Colonna für die italienische Literatur in dem Zeitalter Leo's X. war. Vittoria Colonna, edel, schön, gelehrt und schaffenden Geistes, war die Freundin aller berühmten Schriftsteller ihres Volkes und ihrer Zeit. Frau von der Recke ist die Freundin Goethe's, Wieland's, Müller's, Ramler's, Nicolai's; sie fühlt sich hingezogen zu

*) Madame de la Recke est dans l'Allemagne littéraire ce que Victoire Colonne a été dans la littérature italienne dans le siècle de Léon X. Victoire Colonne, noble, belle, savante, auteur, a été l'amie de tous les écrivains illustres de sa nation et de son temps. Madame de la Recke est l'amie de Goethe, Wieland, Mueller, Ramler, Nicolai; elle l'est de tous les Allemands illustres par leurs ouvrages, sans distinction de pays, de condition, de religion. Elle reçoit avec la même politesse, la même bonté, l'épouse du savant bibraire Nicolai, celle du Docteur Herz juif, la veuve et la fille de Moses Mendelsohn. On voit chez elle le poëte, le peintre, le maître de musique, le littérateur, l'historien. Obligée de faire des voyages par raison de santé, elle se trouve souvent au milieu et au sud de l'Allemagne, et elle rend elle-même hommage aux grands écrivains qui honorent la nation.

allen, durch ihre Werke berühmten Deutschen, und sieht dabei ganz ab von Geburtsort, Lebenslage und Religion. Sie empfängt mit derselben Höflichkeit, mit derselben Güte die Gattin des gelehrten Buchhändlers Nicolai, die Frau des jüdischen Doctors Herz, sowie die Wittwe und die Tochter von Moses Mendelssohn. Man trifft bei ihr Dichter, Maler, Componisten, Schriftsteller und Geschichtschreiber. Durch ihre Gesundheit genöthigt, häufige Reisen zu machen, begiebt sie sich oft in die verschiedensten Theile Deutschlands, und sie bringt dann stets den großen Schriftstellern, die ihrem Volke zur Ehre gereichen, ihre Huldigung dar."

So lautet der Nachruf aus weltlichem Munde, der sich mehr mit der vornehmen Frau und mit der berühmten Schriftstellerin beschäftigt. Dieser Nachruf klingt der kühlen und nergelnden Kritik der Jetztzeit vielleicht etwas zu günstig, für das Zeitalter Elisa's ward er jedenfalls nicht beanstandet, sondern fand allgemeine Zustimmung. Aber mag immerhin die anspruchsvolle Gegenwart daran mäkeln und den Ruhm der Schriftstellerin nicht so unbedingt arerkennen, wie der Abbé Donina, so wird doch Niemand, der Elisa's im Dienste der Menschheit vollbrachtes Leben aufmerksam verfolgt hat, den Glanz zu mindern wagen, der das Haupt dieser protestantischen Heiligen verklärt. Was der Pastor Schmaltz am 16. April 1833 an ihrem Grabe sprach, wird von Jedem bestätigt werden, der Elisa's segensvolle Laufbahn überschauet. Möge die Grabrede des Pastors Schmaltz, die den Verdiensten Elisa's so gerecht wird, mit geringer Verkürzung hier einen Platz finden! So heißt es gleich im Eingange:

„Ein großer Geist ist uns entflohen, ein schönes Herz gebrochen, ein reiches Leben hat für uns geendet. Dieser klare Blick, von dem warmen Herzen durchdrungen, dieser

lebendige Sinn für das Wahre und Gute, für das Einfache und Schöne, dieser noch im Spätherbst der Jahre jugendlich glühende Eifer für das Rechte und Edle, diese unermüdet schaffende und sorgende, heilende und beglückende Liebe, — für uns sind sie dahin. Wir stehen gebeugt an ihrer Gruft."

An solchem Grabe ziemte wohl ein stummer Schmerz. Doch, wer mag schweigen, wo die Pflicht ruft, und wo die Klage der Liebe laut wird in tausend Herzen? Was wir besaßen, tiefer fühlten wir's, als je, indem wir es verlieren. Zum letzten Male schauten wir die theuren Züge, aus denen sonst uns Weisheit sprach und Liebe; da tritt das große Bild des reich geschmückten Lebens noch einmal vor uns hin. Wir schauen es voll tiefer Wehmuth an; doch, ob dem Auge die Thräne entfällt, das Herz erhebt sich himmelwärts. Tief präge ihr Bild unsrer Seele sich ein, ihr Geist lebe und wirke unter uns fort, und in unsrer Mitte walte ihre Liebe!

Viel hatte ihr der Ewige gegeben, aber viel Frucht auch wird der Herr der Ernte an ihr finden. Frühzeitig erwachte in ihr ein reger, kräftiger Geist, in seiner jugendlichen Entfaltung nahm er die feste Richtung auf klare und befriedigende Wahrheit, blinden Glauben kühn entgegentretend und alles verschmähend, was nicht auf klar gedachten und überzeugenden Gründen beruhet. Diese Richtung war ihr bis zur letzten Stunde des Bewußtseins geblieben, aber jede Einseitigkeit wußte sie dabei glücklich zu vermeiden.

Das höchste Ziel alles ihres Denkens, Strebens und Wirkens war: Licht und Recht, — Menschenglück durch sittliche Veredlung, — sittliche Veredlung durch kindlich frommen Glauben, der klar und warm Geist und Gemüth zugleich befriedigte.

Des Menschen Vernunft war ihr heilig über alles,

galt ihr für die höchste Gottesgabe, für den Funken aus dem Lichtmeere der Gottheit, für den Abglanz göttlicher Herrlichkeit, aber dem kalten Vernünfteln war sie niemals hold. Die höchste und reinste Vernunft war ihr in Jesu erschienen, daher stand ihr hoch über allen großartigen Gestalten, welche durch diese Welt gegangen sind, der erhabene Erlöser der Menschheit. Sie hing mit der heißesten Verehrung und Liebe ihm an, bekannte sich mit ganzer Seele zu den einfachen Wahrheiten seines Evangeliums, und es waren ihr selige Stunden, wo sie alle die Ihrigen um sich her zur stillen Feier des christlichen Bundesmahles vereinte. Ihre frommen Lieder haben den himmlischen Meister besungen, und haben Tausende und aber Tausende zum Himmel emporgetragen, so oft sie in christlichen Tempeln erklangen. — Wer ist ein Christ? — Die große Frage hatte sie Jahre lang ernst bewegt in ihrem Herzen, und sie hatte sich es zur Aufgabe gestellt, die Antwort nicht durch Wort und Schrift allein, sondern auch durch That und Leben zu geben.

Diesem reichen Geiste stand ein Herz ohne Falsch — ein Wohlwollen ohne Argwohn zur Seite. Wer Sinn für das Wahre und Gute und Schöne verrieth, und wer es mit den heiligsten Angelegenheiten der Menschheit redlich meinte, dem stand ihr Haus jederzeit offen, — einen andern Empfehlungsbrief bedurfte es nicht. Der Falschheit und Lüge aber war sie feind, immer nur kurze Zeit konnte es ihnen gelingen, sich an sie zu drängen, bald durchschauete sie ihr klarer, durchdringender Blick; und dann konnte alle Gewalt ihres Wohlwollens das strenge Rechts- und Wahrheitsgefühl nicht niederkämpfen, mit dem sie jeden von sich wies, der ihr als feiler Verräther an den heiligsten Gütern und Rechten der Menschheit erschienen war.

In seltener wohlthuender Mischung begegnete uns Licht und Wärme, Starkes und Zartes, Geist und Gemüth in ihrer großen Seele. Ursprünglich dem Norden angehörend, blieb ihr doch auch der Süden nicht fremd; nicht ihr Fuß nur wandelte unter dem südlichen Himmel, durch das Geburtsland der neuen Künste, es schlug auch in ihr ein südlich warmes Herz; aber nimmer konnte es sich zur schwärmerischen Gluth entzünden, weil es unter der Obhut nordischer Geistes-Tiefe, Ruhe und Kraft stand.

Wissenschaften und Künste hatten in ihr eine warme Freundin und eifrige und thätige Beschützerin; durch Wort und That, durch Schrift und Beispiel war sie geschäftig, ihr steigendes Erblühen zu fördern. Aber ihr großer Geist faßte überall nicht das äußere Gebilde der Kunst, sondern das Ideal des wahrhaft Schönen und Guten auf, und behielt in der Wissenschaft immer das Leben im Auge.

Ihrem Vaterlande, wo sie den schönen Morgen ihres Erdenwallens verlebte, hing sie mit Liebe, mit großer Liebe, aber ohne Befangenheit an. Für die ausgezeichneten Beweise hochherzigen Wohlwollens, mit dem sie ihre angestammten kaiserlichen Monarchen beglückten, hatte sie bis zum letzten Hauch ein dankbares Herz. Aber dies Herz war zu groß, um je sich durch die Erdscholle fesseln, oder durch irgend eine glänzende Erscheinung der Außenwelt bestehen zu lassen. Ihre Liebe gehörte überall nur dem Wahren nnd Guten, dem Rechten und Heilbringenden an, und wo immer es ihr begegnete, bei ihr fand es Anerkennung und Verehrung.

Ihr Leben war vielfach bewegt, wie die Zeit, der es angehörte, oft wurden ihre Verhältnisse verschlungen, und nicht immer war es ihr leicht gemacht, sich auf der ebenen Bahn zu behaupten. Aber durch jeden Wechsel der Dinge ging sie

mit der Ruhe und Würde eines frommen Weisen hindurch; mitten zwischen den glühenden Tiefen der Finsterniß und den frostigen Höhen der Verstandesüberbildung, mitten zwischen Volks- und Herrscher-Despotismus, — schritt sie auf dem schmalen Pfade des Lichtes und Rechtes hindurch.

Von allen Vorurtheilen des Standes frei, und jeder Art Knechtssinn feind, — wendete sie sich doch mit großer Betrübniß von jenem leidenschaftlichen wilden Anstürmen gegen die nothwendigen Unterschiede und Ordnungen des bürgerlichen Lebens, welche die ewige Weisheit selbst in dem Wesen und Bedürfnisse unsers Geschlechts begründet hat.

Die merkwürdigsten Erscheinungen der Zeit gingen nicht unbeachtet an ihr vorüber, und geistvolle Schrifterzeugnisse würdigte sie ihrer aufmerksamsten Beachtung; — fleißiger aber, als irgendwo, las sie in sich selbst und in dem eigenen Herzen; und würde ihr Tagebuch der Welt aufgeschlossen, es müßte tiefe Blicke in die menschliche Seele gewähren.

So vereinigte sich in ihr wunderbar die männliche Kraft des Geistes mit weiblicher Milde des Herzens, — so ehrwürdig und liebenswürdig war ihr ganzes Denken und Thun! Ach! wie segensreich mußte ihr Wirken sein.

Sie benutzte gewissenhaft und mit großem Eifer ihren vielgeltenden Einfluß, der zuweilen selbst die Mächtigen der Erde, ja, die Beherrscher der Throne erreichte. Der wissenschaftlichen Bestrebung, der Thätigkeit des Künstlertalents, öffnete sie vielfältig eine schöne Bahn; der Wahrheit redete sie überall kräftig das Wort, für sittliche Veredlung war sie in allen Kreisen thätig, die sie zu erreichen vermochte, und ihre frommen Lieder werden den Lebenden noch lange reiche Erbauung gewähren, wenn man ihren Staub kaum unter den Todten noch findet. Unbeschreiblich wohlthuend war ihr

ganzes Wirken, beglückend ihre Nähe, ihr Haus eine Wohnstätte der Liebe und des Friedens. Ja, ihr Haus war ihre eigenste Welt; — und doch war eigentlich die Welt, die ganze große Familie der Menschen, ihr Haus. —

Die stillen Freuden der Mutter waren ihr nur für wenige Jahre beschieden; länger als ein halbes Jahrhundert sollte ihr Leben diesen höheren Reiz entbehren. Aber das ist die Macht, die Gott dem Menschen gegeben hat, was das Geschick ihr versagt hatte, wußte ihr Herz sich zu schaffen. Sie suchte und fand reichen Ersatz in der reinsten, edelsten, treuesten Freundschaft, und wenn etwas ihren Abschied trübte, so war es der Blick auf den zu hohen Lebensstufen vorgeschrittenen und nun verwaiseten Freund. Sie hatte ein mütterliches Herz für alle, die ihrem Hause zunächst angehörten; mit dankbarer Liebe hing sie an denen, welche ihr Dasein treulich ihrem Dienste geweiht hatten, und sie gewährte sich die hohe Freude, durch Weckung, Leitung und Nährung aufkeimenden Talentes noch auf die Nachwelt segensreich zu wirken, und in der weisen und frommen Erziehung trefflicher Jünglinge und Jungfrauen, die sie wie ihre Söhne und Töchter liebte, sich ein bleibendes Gedächtniß zu stiften.

Ihre Familie war groß, unübersehlich groß. Die Armen waren ihre Kinder, den Nothleidenden war sie Mutter, sie rief sie an ihre Tafel und speisete sie, sie sandte Trost und Segen in die Hütten, die Trauernden und Darbenden zu erquicken. Jeden edlen Zweck förderte sie thätig und großmüthig, und ihr großes Herz fand einen Hochgenuß darin, es zu thun, selbst mit Beschränkung des eigenen Bedürfnisses. Viele Thränen des Dankes fließen an ihrem Grabe, — Viele sehen sich durch ihren Heimgang verwaiset, wie Kinder,

denen die Mutter gestorben ist, — Viele der Geretteten und Erquickten werden ihr Gedächtniß im Segen bewahren.

Und all' das Herrliche hat nun geendet? Wie? ein Todeshauch hätte es vermocht, solchen Reichthum des Geistes und Herzens zu vernichten? — Ein Engel Gottes ging sie durch das Leben, — und nun hätte der Tod sie auf immer zum Staube hinabgezogen, zum Staube, was dem Staube nicht verwandt? Nein, was hinabsank ist nicht *sie*, das ist die Hülle nur. Sie hat sich aufgeschwungen zum Sternenlande des Lichts."

Ja, Elisa hat sich aufgeschwungen in die Wohnungen eines gütigen Vaters, aber der Name der edlen Menschenfreundin ist auf Erden nicht verhallt. Ihre unermüdliche Nächstenliebe spornt zu gleicher Freudigkeit im Dienste der Menschheit, und ihr unerschütterliches Gottvertrauen stärkt die Geprüften auf dem dornenvollen Lebenswege und zeigt ihnen, wenn sie auf hohem Meere umhergeschleudert werden, den Hafen der ewigen Ruhe.

Wer, wie Elisa, warme Menschenliebe
Sich treu bewahrt im kalten Weltgetriebe,
Deß Herz war echt, wie reinster Diamant.
D'rum strahlet sie aus edler Frauen Kranze
Zu uns hinüber in verklärtem Glanze
Und zeigt im Sturme uns den sichern Strand.

In unserem Verlage sind ferner erschienen:

Bergsöe, W., Von der Piazza del Popolo. Novellen-Cyclus aus Rom. Deutsch von Franz Busch. 3 Bände. Preis $3\frac{1}{2}$ Thlr.

— — Im Sabinergebirge. Briefe aus Gennazzano. 2 Bände. Preis $2\frac{2}{3}$ Thlr.

Brunier, L., Louise. Eine deutsche Königin. Mit dem Portrait der Königin Louise von Preußen. Preis: $1\frac{1}{3}$ Thlr., eleg. gebd. mit Goldschnitt $1\frac{5}{6}$ Thlr.

Pracht-Ausgabe. Preis: 2 Thlr., eleg. gebd. in Kalblederband mit Goldschnitt $3\frac{1}{2}$ Thlr.

— — Eine mecklenburgische Fürstentochter (Helene, Herzogin von Orleans.) Mit dem Portrait der Herzogin Helene von Orleans. Preis: $1\frac{1}{3}$ Thlr., eleg. gebd. mit Goldschnitt $1\frac{5}{6}$ Thlr.

Pracht-Ausgabe. Preis: 2 Thlr., eleg. gebd. in Kalblederband mit Goldschnitt $3\frac{1}{2}$ Thlr.

— — Deutschland und Frankreich. Preis: 2 Thlr.

Emerson, Ralph Waldo, Gesellschaft und Einsamkeit. Zwölf Capitel. Aus dem Englischen von S. Mohnicke, Preis: 1 Thlr., eleg. gebd. mit Goldschnitt $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Frerichs, Dr. J. H., Geist und Herz. (Liebe, Glaube, Wissenschaft, Idee.) 2. Auflage. Preis: 15 Sgr., eleg. gebd. mit Goldschnitt $22\frac{1}{2}$ Sgr.

— — Der Mensch (Traum, Herz, Verstand.) 2. Auflage. Preis: 18 Sgr., eleg. gebd. mit Goldschnitt 25 Sgr.

— — Das Spiel. 2. Auflage. Preis 6 Sgr., eleg. gebd. mit Goldschnitt 12 Sgr.

Hauff, Wilh., Phantasien im Bremer Rathskeller. Mit Illustrationen von Braun und Schneider in München. Preis: broch. 15 Sgr., cart. $17\frac{1}{2}$ Sgr., eleg. gebd. mit Goldschnitt 25 Sgr.

Hugo, Victor, Napoleon der Kleine. Aus dem Französischen. Dritte Ausgabe. Preis: 20 Sgr.

Jókai, Maurus, Achtzehn humoristische Erzählungen. Aus dem Ungarischen. Mit Portrait und Biographie. 2 Bände. Preis: $2\frac{2}{3}$ Thlr.

Kohl, J. G., Der Rathsweinkeller in Bremen. Preis: broch. 1 Thlr., cart. mit 2 Stahlstichen $1^1/_4$ Thlr.

— — Nordwestdeutsche Skizzen. Fahrten zu Wasser und zu Land in den unteren Gegenden der Weser, Elbe und Ems. 2 Bände. $2^2/_3$ Thlr., gebd. $3^1/_6$ Thlr.

Marvel, Ik., Träumereien eines Junggesellen oder ein Buch des Herzens. Deutsch von H. Otto. Preis: 25 Sgr., eleg. gebd. mit Goldschnitt 1 Thlr.

Polko, Elise, Plaudereien. Mit dem Portrait der Verfasserin. Preis: $1^1/_2$ Thlr., eleg. gebd. mit Goldschnitt 2 Thlr.

— — Plaudereien. Neue Folge. Preis: $1^1/_2$ Thlr., eleg. gebd. mit Goldschnitt 2 Thlr.

von Roberts, Alexander, Novellen. Preis: 1 Thlr., eleg. gebd. mit Goldschnitt $1^1/_3$ Thlr.

Bremen. **J. Kühtmann's Buchhandlung.**

Von demselben Herrn Verfasser erschien ferner in unserm Verlage:

Louise. Eine deutsche Königin. Mit dem Portrait der Königin Louise von Preußen in Stahlstich.
Preis: Geheftet 1 Thaler, elegant gebunden mit Goldschnitt $1\frac{5}{6}$ Thaler.

Prachtausgabe auf Chamoispapier. Preis: Geheftet 2 Thaler. Elegant gebunden in Kalbledereinband mit Goldschnitt $3\frac{1}{2}$ Thaler.

Eine mecklenburgische Fürstentochter. (Helene, Herzogin von Orleans.) Mit dem Portrait der Herzogin Helene in Lithographie.
Preis: Geheftet $1\frac{1}{3}$ Thaler. Elegant gebunden mit Goldschnitt $1\frac{5}{6}$ Thaler.

Prachtausgabe auf Chamoispapier. Preis: Geheftet 2 Thaler. Elegant gebunden in Kalbledereinband mit Goldschnitt $3\frac{1}{2}$ Thaler.

Deutschland und Frankreich. Preis: Geheftet 2 Thaler.

Bremen. J. Kühtmann's Buchhandlung.

Druck von Diedr. Soltau in Norden.

LIBRARY OF CONGRESS
0 022 012 272 4